Geschichte
der
geographischen
Entdeckungsreisen
zu
Wasser und zu Lande.
Von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage.

Ein
belehrendes und unterhaltendes
Lesebuch für alle Stände.

Von
Gottlieb August Wimmer.

Vierter Band.

Zweite unveränderte Ausgabe des Werkes
Die Enthüllung des Erdkreises.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bei Carl Gerold.
1838.

Inhalt.

Die geographischen Entdeckungen in Amerika.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Die Nachfolger des Columbus.

Drittes Buch.

Die Eroberung von Mexiko.

Viertes Buch.

Fünftes Buch.

Reisen nach dem amerikanischen Mittelmeere und den anliegenden Ländern.

Sechstes Buch.

Entdeckungen in Südamerika.

Siebentes Buch.

Entdeckungen in Nordamerika.

Achtes Buch.

Entdeckungen im nördlichen Eismeere.

Geschichte
der
geographischen Entdeckungsreisen
in
Amerika.

Die geographischen Entdeckungen in Amerika.

Erstes Buch.

1. Einleitung.

Nachdem wir die Geschichte der Entdeckungen und Reisen in der alten Welt vollendet haben, und die enthüllte östliche Halbkugel allmählich aus den Fluthen der Dunkelheit emportauchen sahen, wenden wir uns nun nach jener Gegend unserer Erde, wo sich seit 350 Jahren eine neue Welt, und mit ihr eine neue Geschichte der Menschheit entwickelt hat. Kaum daß die alte Geschichte eine Ahnung der Westwelt darbietet; denn nur dunkle Spuren, wir möchten beinahe sagen, zufällige Äußerungen sind es nur, welche schließen lassen: daß einige der Weisesten der Vorwelt mit der wahren Gestalt der Erde eine Westwelt geahnt haben mögen.

Es hat zwar nicht an Leuten gefehlt, welche neidisch auf den großen Ruhm des Columbus aus mancherlei Konjekturen und übel verstandenen oder gebrauchten Nachrichten beweisen wollten, daß dem großen Columbus der Ruhm der Entdeckung Amerikas nicht gebühre. Wir hoffen jedoch zu beweisen, daß alles dasjenige, was man von der westlichen Halbkugel ahnte, vor dem großen Erdenthüller nur schwankende, nichts bedeutende Sage gewesen sey. Der Lorbeer, womit die Nachwelt das ehrenwerthe Haupt des Columbus krönt, ist zu rein und unantastbar,

als daß zugegeben werden könnte, daß eine muthwillige Hand auch nur ein Blättchen daran zu knicken sich erlauben dürfte. Wir wollen daher hier im Kurzen alles zusammenfassen, was vor Columbus von einer Westwelt geahnt werden konnte.

Die älteste Spur, welche wir im klassischen Alterthume finden, und die auf Amerika gedeutet werden kann, lesen wir bei Platon. Dieser gefällige Denker des Alterthums führt eine Unterredung zwischen Solon und einem egyptischen Priester an, in welcher eine Insel, Namens Atlantis, angeführt wird, die jenseits der Säulen des Herkules liege, und so groß als Asia und Afrika zusammen genommen sey. Man sah daselbst einen Tempel, 1000 Schritt lang und 500 Schritt breit, dessen Außenseite mit Silber überkleidet, das Innere aber von Gold und Perlen strahlend sey. Jenseits dieser großen Inseln gibt es noch eine Menge kleinerer, von denen man an einen Kontinent, und sodann in ein offenes Meer gelangt. In dieser Beschreibung läßt sich nun freilich Amerika nicht wohl verkennen, doch ist nicht zu vergessen, daß diese Stelle ihre Wichtigkeit erst nach der Entdeckung Amerikas erlangte, weil nur dadurch ein Vergleichungspunkt gegeben ist. Auf Columbus hatte sie durchaus keinen Einfluß; denn wäre er durch klassische Stellen zur Aufsuchung einer neuen Welt angeregt worden, so würde er schwerlich mit der Überzeugung gestorben seyn, das Ostende Asias erreicht zu haben. Auch läßt Platon seine Atlantis durch eine Erdkatastrophe versinken; eine Nachricht, die in geologischer Hinsicht allerdings mehr Aufmerksamkeit verdient, als man ihr gewöhnlich widmet, und auf ein gewaltiges Ereigniß im atlantischen Meerbecken hinweist.

Auch bei Aristoteles finden wir eine von Theophrast wiederholte Nachricht, daß ein karthagisches Schiff es gewagt habe, jenseits der Säulen des Herkules, gegen Südwesten, in das offene Meer zu steuern. Weit von dem Festlande entfernt habe es eine große und weitläufige Insel entdeckt; dieselbe werde von prächtigen Flüssen bewässert, sey mit schöner Waldung bedeckt, und von so großer Fruchtbarkeit, daß ein Theil der Mann-

schaft der Versuchung nicht widerstehen konnte, sich hier anzusiedeln. Die übrige Mannschaft kehrte nach Karthago zurück, um dem Senate von dieser wundervollen Entdeckung Bericht zu erstatten. Dieser scheute die Folgen einer solchen Entdeckung, und beschloß, dieselbe in Vergessenheit zu begraben. Die Entdecker wurden daher heimlich getödtet, und die Ansiedler ihrem Schicksale überlassen. Übrigens hat man niemals gezweifelt, wie Avitus bei dem Redner Seneka sagt, daß der Ocean fruchtbares Land enthalte. Auch Amian Marzellin läßt jenseit des atlantischen Oceans eine Insel liegen, die größer als Europa ist.

Aelian sagt: Europa, Asia und Lybia, welches Afrika ist, sind vom Oceane umgeben. Jenseits desselben findet sich ein ausgedehnter Kontinent, wo Menschen und Thiere bei weitem größer als bei uns sind. Erstere haben auch von den unsrigen ganz verschiedene Gesetze, leben sehr lange und besitzen eine unglaubliche Menge Gold und Silber, welches Metall bei ihnen bei weitem geringer, als in Europa das Eisen geschätzt wird. Eine der auffallendsten Stellen im klassischen Alterthume bleibt jedoch diejenige, welche Seneka, der Trauerspieldichter, in seiner Medea dichtete, und dadurch die göttliche Divinationsgabe der Dichter aufs Neue bestätigte. »Einst nach späten Jahrhunderten kommt die Zeit, welche die Fesseln des Oceans sprengt, den unermeßlichen Erdkreis öffnet und in weiter Ferne neue Welten entdeckt, dann wird Thule nicht mehr das letzte der Länder seyn.« Die Stelle ist zu merkwürdig, als daß wir sie nicht im Originale anführen sollten:

Venient annis
Saecula seris, quibus oceanus
Vincula rerum laxet, et ingens
Pateat tellus, typhisque novos
Detegat orbes, nec sit terris
Ultima, Thule

Diese Stelle, welche in jeder Hinsicht buchstäblich erfüllt wurde, beweist wenigstens so viel, daß das Alterthum die un-

natürliche Beschränkung auf den nördlichen Theil der östlichen Halbkugel fühlte, und das Vorhandenseyn eines größern Schauplatzes der Menschengeschichte ahnte. Was Platon in seinem Timäus in der oben angeführten Stelle sagt, behauptet auch der heilige Gregor in einem seiner Briefe an Clemens, in dem er, ohne ein Zeichen von Ungewißheit, sagt: daß es jenseits des Oceans noch eine andere Welt gebe. Wollten wir noch andere Spuren auffinden, so könnten wir auch die Sage anführen, welcher gemäß im Jahre 1190 ein gälischer Prinz sich von England aus, in der Absicht seine Neugierde zu befriedigen, einschiffte, und nach einigen Wochen westlicher Fahrt an ein Land gelangte, wo er Lebensmittel aller Art, frische Luft und Gold fand. Er ließ 26 Menschen zurück, kam glücklich wieder nach England, und rüstete 10 Schiffe mit allen zu einer Niederlassung nöthigen Gegenständen aus, um in sein entdecktes Land zurückzukehren. Niemand weiß, wie das Abenteuer endigte.

Außer diesen einzelnen Spuren einer Entdeckung Amerikas vor Columbus, haben sich auch noch die Reisen der Skandinavier, durch Entdeckungen im Westen, Verdienste erworben. Man hat nämlich unter den isländischen Sagen in neuerer Zeit eine Erzählung aufgefunden, welche Snorre Sturleson seiner Chronik vom Könige Olaus einverleibt hat. Ein Isländer, Namens Björn, segelte nach Grönland, um seinen Vater, der durch Sturm von ihm getrennt worden war, aufzusuchen. Ein Sturm verschlug auch ihn, und führte ihn endlich in der Nähe einer Insel an ein flaches, mit Waldung bedecktes Land. Er landete aber daselbst nicht, sondern wandte sich mit günstigem Winde nach Nordosten, in welcher Richtung er glücklich Grönland erreichte. Indessen erzählte er in seiner Heimath von dem entdeckten Lande. Schon früher hatte Erich Rauda auf Grönland, dessen frühe Entdeckung durch die Skandinavier nicht geläugnet wird, eine Kolonie gegründet; sein Sohn Leif rüstete nun ein Fahrzeug aus, und segelte mit Björn nach dem bisher unbekannten Lande. Eine felsige und unfruchtbare Insel wurde Helleland genannt, ein sandiges,

mit Wald bedecktes Land aber Markland. Zwei Tage darauf sahen sie, daß sich die Küste weit ausdehne, und erblickten im Norden eine Insel, die fruchtbar und mit Weinreben, den Nordländern unbekannt, bedeckt war. Ein Deutscher, der sich auf dem Schiffe befand, wußte aber, daß in seinem Vaterlande aus Trauben Wein bereitet werde, worauf die Entdecker das Land Vinland oder Weinland hießen. Diese fuhren nun einen an Fischen reichen Fluß hinauf, und gelangten zu einem See, an welchem sie überwinterten. An den rauhen nordischen Himmel gewöhnt, schien ihnen hier das Klima mild und angenehm. Die Sonne blieb auch am kürzesten Tage acht Stunden über dem Horizont, was einem Isländer freilich als ein Wunder vorkommen mußte. Hieraus schließt man, daß das Land unter 49° n. Br. liegen mußte, und entweder Neufoundland oder ein Theil des Festlandes in der Nähe des Lorenzflusses war. Leifs Angehörige unternahmen mehre Reisen nach Vinland, trieben dort Pelzhandel mit den Eingebornen, und im Jahre 1121 begab sich sogar von Grönland aus ein Bischof nach Vinland, um die Eingebornen zum Christenthume zu bekehren. Seit dieser Zeit verlautet nichts mehr von jener Gegend; es ist aber wahrscheinlich, daß der schöne Menschenstamm der Mohigans, Cherokesen u. s. w. sich zur Nachkommenschaft der Normänner zählen dürfe. Auch die Gebrüder Zeno wurden von mehren Gelehrten unter die Entdecker Amerikas eingeschoben, worauf sie jedoch selbst nicht den geringsten Anspruch machen.

Das bisher Gesagte ist unsers Wissens so ziemlich alles, was wir durch sechshalbtausend Jahre an Ahnungen und Sagen über das Vorhandenseyn der Westwelt zusammenbringen konnten. Es scheint uns wenig geeignet, den Ruhm des Columbus auch nur im Geringsten zu beeinträchtigen; denn einmal scheint es uns gewiß, daß Columbus von allem dem, was wir bisher gesagt haben, auch nicht die geringste Notiz nahm; denn wäre er durch diese Nachrichten zu seiner Reise bewogen worden, so lag es nicht in seinem Charakter, den Ruhm, eine neue Welt entdeckt zu haben, zu verläugnen. Auch diejenigen, welche Mar-

tin Behaim zwischen Columbus und seinem Ruhm einschieben wollen, vergessen, daß Columbus weder die Insel St. Brandan, noch irgend ein anderes Land, wovon fabelhafte Sagen gingen, aufsuchte; sondern das Problem lösen wollte: durch eine westliche Fahrt nach Indien und den Ländern des Großkhan, welche Marco Polo mit so reizenden Farben geschildert hatte, zu gelangen. Es war also hauptsächlich dieser, welcher Columbus zu seiner Fahrt begeisterte, und sein Verstand, der ihn ahnen ließ, daß der Raum von Osten nach Westen auf unserer Erde eben so gut, als von Westen nach Osten befahren werden könne. Wenn irgend etwas beigetragen haben mag, dem Columbus zur Ausbildung seiner Idee behülflich zu seyn, so dürfte dieses wohl mit mehr Recht dem Kopernikus, welcher die erste vernünftige Idee des Weltgebäudes mit Klarheit aufstellte, als irgend jemanden andern zugeschrieben werden. Kleinliche Bemühungen kleiner Seelen, die in ihrer mechanischen Ohnmacht keiner großen Idee empfänglich sind, haben auch noch andere Erbärmlichkeiten zur Verkleinerung des großen Entdeckers ersonnen. Bald sollte die Nachricht von der Insel St. Brandan, bald eine christliche Insel mit sieben Städten und Bischöfen, die in der Fabel lebte, Veranlassung zu dem großen Unternehmen gegeben haben; noch andere lassen einen alten Seemann im Hause des Columbus sterben, und dieser erbt die Papiere und Karten desselben, und weiß sich daraus die bereits gemachte Entdeckung geschickt zuzueignen. Es ist kaum der Mühe werth, solche Niederträchtigkeiten, womit schlechte Menschen an dem Glanze der Guten wie giftige Ratten nagen, auch nur zu erwähnen. Genug, daß durch sechsthalbtausend Jahre kein Sterblicher an die Möglichkeit glaubte, die Fesseln des atlantischen Oceans zersprengen zu können, und die Welt durch die siegreiche Fahrt des Columbus sich einmüthig für überrascht und überwunden erklärte.

2. Christoph Columbus.

Die Weltgeschichte, voll Blut und Thränen, ein Abgrund

der Abscheulichkeit, ein Sumpf menschlicher Laster und Leidenschaften, ist gleich dem stürmischen Oceane, wo nur hin und wieder einzelne Lichtgestalten auftauchen. Diese erhabenen Lichtgestalten der Menschheit, sie sind gleich den tropischen Gärten im stillen Oceane, hingepflanzt, um den Seefahrer vor dem Verschmachten zu bewahren. Auch die Großgestalten der Menschheit bewahren den Menschen vor Verzweiflung, und retten ihm den Glauben an eine höhere Abkunft seines Geistes und eine waltende Vorsehung. Es gehört unter die tief eingewurzelten Fehler der Wissenschaft, daß die Weltgeschichte noch immer nur dasjenige auszeichnet, was mit Recht unter die Pudenda der Menschheit gerechnet werden sollte, und den Teufel zur Anbetung auf den Altar stellt. So lange man noch die Mörder der Menschheit, die feindseligen Dämonen der Civilisation, einen Nimrod, Cyrus, Alexander, Tamerlan und ähnliche Leute mit dem Heldennahmen beehren, und sie zur Nachahmung aufstellen wird; so lange kann man nicht darauf rechnen, den heldenhaften Mordkitzel im Menschen zu mildern. Dennoch sind es gerade die Menschenschlächter und ihre Thaten, die Kriege und ihre Gräuel, welche den Griffel der Geschichtschreiber begeistern und in Feuer tauchen. Die Namen der Welträuber sind sorgfältig aufbewahrt; fragt man aber nach dem Erfinder des Pfluges, der Buchstaben und der übrigen wohlthätigen Erfindungen des Menschengeschlechts, so verstummt Klio und verweist uns in das Fabelland. Auch Männer wie Columbus, Franklin, Fenelon und andere Wohlthäter der Menschheit, werden in den sogenannten Weltgeschichten nur als eine beiläufige Zugabe zum Hexentranke des Heldenthums, im Vorbeigehen erwähnt. Hat aber nicht ein Columbus des Guten mehr gethan auf Erden, als tausend Weltstürmer zerstören können?

Wir blicken daher mit Stolz und Freude auf den großen Mann, der begabt mit der schönsten Seele die jemals die Erde besuchte, die große Idee faßte: dem Menschen eine Welt zu geben, und diese Idee mit dem klarsten Selbstbewußtseyn ausführte. Glückselig der Mensch, das beglückte Kind des ewigen Vaters,

dem Gott einen großen Gedanken mit in dieses Leben gab! Er lebt nur ihm und für diesen großen Gedanken, schreitet mit Begeisterung durch das Daseyn, und erhebt sich mit Zufriedenheit in eine bessere Welt. Einer der wenigen, denen das Glück zu Theil wurde, eine erhabene Idee auf dem Schauplatze des Lebens durchzuführen, war der Entdecker Amerikas.

Christoph Columbus wurde 1435 oder 1436 zu Genua geboren. Es haben sich zwar mehre Örter um diese Ehre gestritten; wir glauben indessen der Aussage des Columbus, die er auch noch in seinem Testamente niederlegt, und worin er Genua als seine Vaterstadt feierlich anerkennt. Wie um die Ehre der Geburt, so haben sich auch um die Ehre der Verwandtschaft mehre adelige Familien gestritten. Indessen scheint es, daß er selbst auf den Vorzug, ob seine Vorfahren Jagdhunde und Falken gehalten haben, sehr geringen Werth legt. Sein Sohn und Geschichtschreiber behauptet sehr schön, daß es zu einer geringern Ehre gereichen würde, ein altes Geschlecht zu besitzen, als der Sohn eines solchen Vaters zu seyn: er begnüge sich daher, seinen Ruhm von seinem Vater an zu rechnen. Daß die Ältern des Columbus arm waren, ist gewiß. Sein Vater war ein rechtschaffener Handwerksmann und Wollkämmer zu Genua. Außer Christoph hatte er noch zwei Söhne, Bartholomeo und Diego, und eine Tochter, von der man nichts weiß, als daß sie in den bescheidenen Stand einer gewöhnlichen Bürgersfrau trat. Der Familienname des Columbus lautet eigentlich Colombo, und wurde, dem Gebrauche seiner Zeit gemäß, mit dem gelehrten Adel in us versehen. In den spanischen Urkunden heißt er Cristoval Colon. Die Geschichte hat unter den verschiedenen Aussprachen den Namen Columbus beibehalten.

Seine Erziehung wurde von seinen Ältern, ihren Mitteln gemäß, gewissenhaft besorgt, denn Italia war damals das gebildetste Land Europas. Die schöne Handschrift des Columbus wird ausdrücklich gerühmt. Wer in Genua aus dem niedrigen Stande heraustreten und zu Ehren kommen wollte, mußte sich

auf die Seefahrt legen. Demgemäß trieb auch der Entdecker Geometrie, Geographie, Astronomie und Nautik. Seine Lieblingsneigung entschied sich bald für Geographie und Seeleben; er trieb daher die genannten Wissenschaften mit glühendem Eifer, und blickte selbst in seinem höhern Alter noch mit Wohlgefallen auf dieses Treiben seiner Jugend zurück, in dem er den Finger Gottes erkannte. Die Portugalen hatten in jener Zeit bereits die Augen der Welt auf sich gezogen. Geographische Entdeckungen waren der Lichtpunkt des Zeitalters. Nach diesem Lichtpunkte fühlte sich auch die Feuerseele des Columbus hingezogen; dieses entschied für sein Leben. Er kam nach Pavia, wo ihm indessen die beschränkten Mittel seiner Ältern nur kurzen Aufenthalt gestatteten. Aus dieser Ursache mußte er noch sehr jung in das Haus seines Vaters zurückkehren, wo er eine Zeitlang diesen in seinem Handwerke unterstützte. In einer Seestadt üben aber die Gewässer eine unwiderstehliche Zauberkraft auf die Gemüther der Jugend, und besonders die Genuesen jener Zeit waren in allen Gegenden der Erde zu finden. Nach der Geschichte, welche sein Sohn geschrieben hat, befand sich Columbus bereits seit seinem 14ten Jahre auf der See. Die Lehrjahre zur See sind noch heut zu Tage eine rauhe Schule; damals waren sie eine Kette von Gefahren. Eine Handelsexpedition hatte ganz das Ansehen eines Seekrieges; Seeraub war ein ordentliches Gewerbe, ein Handelsfahrzeug mußte sich oft von einem Hafen zum andern durchkämpfen, und das Mittelmeer glich vollkommen dem mittlern Europa zur Zeit des Faustrechts. So brachte Columbus mitten unter tausendfachen Beschwerden seine Jugend zu. Sein Leben war voll Abenteuer, aber sein Geist stets beschäftigt, große Ideen aufzufassen, und den Angelpunkt seines Lebens zu erschauen.

Im Jahre 1459 rüstete Johann von Anjou, Herzog von Kalabrien und Sohn des König René, musikalischen Andenkens, zu Genua eine Flotte zur Wiedereroberung Neapels aus. Bei den Abenteurern befand sich auch ein kühner Seekapitän, Namens Colombo, unter dem auch unser Colombo

diente. Er zeichnete sich hier durch Muth, Kühnheit und Besonnenheit aus. Eine Anekdote, die er uns in einem Briefe an Isabella erzählt, wirft ein helles Licht auf den Charakter des Admirals. »König Reinier, den Gott zu sich genommen hat, sandte mich einst nach Tunis, um die Galeere Fernandina zu nehmen; als ich die Höhe der sardinischen Insel S. Pietro erreicht hatte, erfuhr ich, daß in Tunis außer der Galeere noch zwei Kriegsschiffe und eine Karake lägen. Durch diese Nachricht gerieth meine Schiffsmannschaft so in Schrecken, daß sie durchaus nicht weiter und nach Marseille zurückfahren wollte, um noch ein Schiff und mehr Besatzung zu holen. Da ich sie durchaus nicht eines andern überreden konnte, so willigte ich in ihr Verlangen scheinbar ein, ließ in einer andern Richtung steuern und alle Segel aufspannen. Es war Abends, und am folgenden Morgen befanden wir uns dem Kap Karthagine gegenüber, während Jedermann in der festen Überzeugung gewesen war, daß wir nach Marseille segelten.« Wer erkennt hier den spätern Schiffsrechner nicht? Übrigens wissen wir nicht ob er in Tunis siegreich gewesen war.

Nach einer Reihe von Jahren, während welcher unser Seefahrer verschiedene Fahrten im Mittelmeere mitmachte, von denen wir aber wenig wissen, finden wir ihn auf einer Eskadre eines Admiral Colombo an der Küste von Portugal, wo vier reichen venetianischen Galeeren aufgelauert wurde. Zwischen Lissabon und dem Vorgebirge St. Vincent entspann sich ein mörderischer Kampf. Das Schiff, welches Columbus kommandirte, kämpfte mit einer großen venezianischen Galeere. Beide Schiffe waren mit Enterhaken an einander geschlossen, und konnten, als die venetianische Galeere in Flammen gerieth, nicht getrennt werden. Um sich zu retten, stürzte die Besatzung ins Meer, und obwohl zwei Seemeilen von der Küste entfernt, gelang es Columbus dennoch, die Küste Portugals zu erreichen.

3. Columbus in Portugal.

Als Schiffbrüchiger betrat der größte Mann seiner Zeit die

pyrenäische Halbinsel, welche ihm die Glanzepoche ihres Ruhmes verdanken sollte. Columbus konnte sich zu Lissabon eine gute Aufnahme versprechen, da dieses kleine Land sich bereits durch wichtige geographische Entdeckungen einen ausgezeichneten Ruhm erworben hatte. Erfahrne Seeleute, kenntnißreiche Männer und geschickte Geographen waren dazumal an dem Hofe von Lissabon willkommen. Es war im Jahre 1470 und Columbus in der vollen Kraft seiner männlichen Blüthe, als er zu Lissabon erschien. Wir besitzen folgende Beschreibung von ihm: Er war von hohem, schlankem Wuchse, wohlgeformt und muskulös, und hatte eine edle, würdevolle Haltung. Sein Gesicht war länglich und weder voll noch mager, aber stark mit Sommersprossen bedeckt. Die Gesichtsfarbe war bräunlich, die Nase gebogen, die Backenknochen erhaben, die Augen hellgrau aber flammend; sein ganzes Äußere war imponirend. Sein Haar war in seiner Jugend von heller Farbe, Sorgen und Unruhen hatten es aber grau gemacht, und in seinem 30sten Jahre war es schneeweiß. Mäßig im Leben, einfach in seinen Sitten, beredt, einnehmend und leutselig gegen Jedermann, bewies er auch in seinem häuslichen Leben eine Liebenswürdigkeit und Anmuth, welche seine ganze Familie und Hausgenossen mit größter Liebe gegen ihn erfüllte; ein Umstand, auf welchen bei jedem Manne vorzüglich Rücksicht genommen werden sollte. Er hatte von Natur ein reizbares Temperament, beherrschte es aber durch die Kraft seines Charakters, wie er sich denn überhaupt mit Anstand und Würde zu benehmen, und seiner Leidenschaften Herr zu seyn wußte. Er war religiös aus Überzeugung, und frommer Enthusiasmus verschönerte und belebte sein ganzes Wesen. Dieses ehrwürdige Bild hat uns die Geschichte von ihm aufbewahrt. Dadurch mußte es ihm gelingen, auch in fremden Landen sich Beifall und Achtung zu erwerben, was denn auch geschah. Ein Umstand trug dazu bei, daß sich Columbus in Lissabon häuslich niederließ. Er lernte nämlich im Allerheiligen-Kloster unter den adeligen Fräuleins die Tochter eines italienischen Edelmannes, Donna Felipa Mones des Pale-

strello kennen, und Liebe fesselte ihn an dieselbe so sehr, daß er sie heirathete. Seine Schwiegermutter wohnte mit dem jungen Ehepaare zusammen, und theilte Columbus, als sie seinen Enthusiasmus für die Schifffahrt wahrnahm, alle Karten und Tagebücher ihres verstorbenen Mannes, der ein berühmter Seefahrer gewesen war, mit. Aus diesen Schätzen machte sich Columbus mit allen von den Portugalen befahrenen Straßen, ihren Planen und Entwürfen bekannt, und da er durch seine Heirath im Lande naturalisirt war, so konnte er auch an verschiedenen Unternehmungen nach Guinea Theil nehmen. Die Vermögensumstände des Columbus waren aber um diese Zeit sehr beschränkt. Er ernährte daher sich und seine Familie durch Verfertigung von Karten, was dazumal einen Grad von Kenntnissen erforderte, der zu den größten Auszeichnungen berechtigte. Um diese Zeit trat er auch in Briefwechsel mit dem berühmten Italiener Paul Toscanelli, der nachmals nicht wenig dazu beitrug, ihn bei seinen Entdeckungsplanen mit Rath und Aufmunterung an die Hand zu gehen.

Um diesen Hang noch mehr zu nähren, mußte um diese Zeit seiner Gattin auf der Insel Porto Santo, bei Madeira, eine Erbschaft zufallen, welche Columbus nach dieser Insel führte. Hier lebte er mit seinem Schwager Petro Correo zusammen, und mit diesem erfahrnen Seemanne wurden denn häufige Gespräche über den Gegenstand, der die damalige Zeit bewegte, gepflogen. Es war dieses kein anderer, als Entdeckung eines Weges nach dem gewürz- und goldreichen Indien. Hier war es denn, wo in Columbus die Sonne seiner großen Lebensidee aufging. Wie alle Geographen seiner Zeit, theilte er die Circumferenz der Erdkugel von Osten nach Westen, wie auch Ptolemäus gethan, in 24 Stunden ein, von denen jede 15° hatte. Er verglich die alten Karten des Ptolemäus und Marinus von Tyrus, und schloß daraus: daß den Alten 15 Stunden des Erdumfanges, von den Säulen des Herkules bis Thinä im äußersten Ostasia, bekannt gewesen seyen. Durch die Portugalen war mit der Entdeckung der Azoren und des grünen

Vorgebirges noch eine Stunde mehr bekannt geworden; acht Stunden aber, oder ein Drittel des Erdkreises, war nach Columbus Rechnung noch unentdeckt. Diese acht Stunden glaubte er größtentheils durch die noch nicht entdeckten Länder von Ostasia ausgefüllt. Da Columbus mit allen alten Geographen die Grade beinahe um ein Drittel kleiner annahm, als sie wirklich sind, so konnte nach seiner Berechnung die Ostküste Asias von der Westküste Europas und Afrikas durch keinen großen Zwischenraum getrennt seyn. Durch diesen Irrthum über den wahren Umfang der Erde wurde Columbus verleitet, in seinen Entdeckungen bis an sein Ende nichts anders, als den östlichen Archipelagus von Asia zu erblicken. Sowohl die Reisen des Marco Polo, als auch Toscanellis des Florentiners Meinungen bestätigten Columbus in seiner Meinung; aber bereits im Jahre 1474 lag in seiner Seele die Idee, einen westlichen Weg nach Indien aufzusuchen.

Im Jahre 1477 unternahm Columbus eine Seereise nach dem hohen Norden, 100 Seemeilen jenseit Thule, dessen südlichsten Theil er ganz richtig unter den 73° n. Br. verlegt. Auch merkt er an, daß es außerhalb der Linie liege, mit welcher Ptolemäus den Westen begrenzt hatte. Er fand das Meer vom Eise frei, und Ebbe und Fluth waren so stark, daß sie 26 Fuß stieg und fielen. Es zeigt sich also, wie ernstlich es Columbus darum zu thun war, den Westen zu durchbrechen und den Erdkreis zu öffnen. Immer mehr bildete sich daher bei ihm die Idee aus, welche er später ausführte. Es war dazumal eine bewegte Zeit. Man kann das Ende des 15ten und die erste Hälfte des 16ten Jahrhunderts mit vollem Rechte den Kulminationspunkt der Weltgeschichte nennen; denn auch die Buchdruckerkunst ist ein Kind jener Zeit. Mächtig gährte es in allen Gemüthern, und der Menschengeist wurde mündig. Um diese Zeit bestieg auch Johann II. den portugalischen Thron, und seine Leidenschaft für Schifffahrt und Entdeckungen, welche er von seinem Großoheim, Heinrich dem Seefahrer, geerbt hatte, war den Planen des Columbus günstig; und es beweist die Größe des

Wagestücks, welches er unternahm, indem seine Idee sogar für einen so begeisterten Entdecker, wie Johann II. war, zu groß und zu verwegen schien.

Um diese Zeit wurde auch das für die Schifffahrt so wichtige Astrolabium erfunden und zum Gebrauch der Schiffe eingerichtet. Diese Erfindung kam ganz gelegen; man wird es auch Niemanden verargen, wenn er hierin eine Begünstigung der Vorsehung erblickt, denn ohne Astrolabium war es sehr schwer, eine Reise quer über den Ocean zu unternehmen. Bald darauf machte auch Columbus der Krone Portugals die ersten Vorschläge zu seiner Entdeckungsreise. Der König hörte dieselben mit Wohlgefallen an, und wurde durch die Überredungsgabe des Columbus dahin gebracht, daß er seine Einwilligung zu einer Expedition nach Westen gab. Die Unterhandlung scheiterte aber an den Bedingungen, welche Columbus machte, indem er den Titel eines Admirals, das Vice-Königthum in den neu entdeckten Ländern, und einen Theil des Gewinnes für sich und seine Nachkommen forderte. Wir werden dieselben Vorschläge achtzehn Jahre später wieder hören, und die Charakterfestigkeit dieses großen Menschen bewundern. Der König setzte eine Junta aus gelehrten Leuten nieder, welche die Vorschläge des Columbus prüfen sollten. Diese gelehrten Herren sahen hier freilich weder das erste noch das letzte Mal den Wald vor lauter Bäumen nicht, und erklärten die Idee des Columbus geradezu für eine Einbildung. Der König legte jedoch darauf keinen großen Werth, und berief daher seinen geheimen Rath, dem er den Entdeckungsplan des Columbus vorlegte. Hier zeigte sich jedoch ein feindseliger Geist gegen alle Entdeckungen, denn nicht nur wurde der Plan des Columbus einstimmig verworfen, sondern der Bischof von Zeuta erklärte sich auch gegen alle fernere Unternehmungen zur See, als wodurch der Geist der Nation von wichtigeren Gegenständen abgelenkt würde. Dagegen stand jedoch der Graf von Villa-Real auf, und hielt eine Rede voll erhabner Ideen, womit er den engherzigen Rath des Bischofs von Zeuta besiegte, und den König für Entdeckungsreisen begeisterte.

Johann II. glänzt in der Geschichte Portugals als ein weiser Fürst, voll erhabner Gesinnungen, der sich von seinen Rathgebern nicht hat beherrschen lassen; indessen ließ er sich diesmal von der niedrigen Gesinnung Cazadillas, des Bischofs von Zeuta, zu einer schlechten Handlung verführen, die wir als den Flecken seiner glorreichen Regierung bedauern. Der tückische Bischof rieth ihm nämlich, Columbus durch Hoffnungen hinzuhalten, unterdessen aber ins geheim ein Schiff nach der bezeichneten westlichen Richtung auszusenden und sich zu überzeugen, ob die Theorie gegründet sey. Man forderte auch in der That Columbus seine Plane und Papiere ab, unter dem Vorwande, dieselben genauer zu prüfen. Kaum war man im Besitze dieser Papiere und Dokumente, als eine Karavelle unter dem Vorwande, Lebensmittel nach dem grünen Vorgebirge zu bringen, ausgerüstet wurde, und die Weisung erhielt, in der von Columbus bezeichneten Richtung auszusegeln. Sie segelte auch in der That einige Tage nach Westen, da aber die Mannschaft weder Muth noch Interesse hatte, weiter vorzudringen, so kehrte sie nach einigen Tagen zurück, und erklärte die Plane des Columbus für eine lächerliche Chimäre.

Dieses unwürdige Verfahren entrüstete Columbus aufs äußerste. König Johann suchte die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen, allein Columbus gab kein Gehör. Um diese Zeit starb auch seine Gattin, wodurch das letzte Band, das ihn an Portugal fesselte, zerrissen wurde. Es fiel ihm also nicht schwer, ein Land zu verlassen, wo man Treue und Glauben an ihm verletzt hatte. Auch seine Vermögensumstände hatten sich verschlimmert, denn das Sollicitiren an Höfen ist eine kostspielige Sache. Seine große Idee im Herzen, seinen Sohn Diego an der Hand, verließ er heimlich und arm ein Land, das er als Schiffbrüchiger betreten, und dem er für seine gastliche Aufnahme eine halbe Welt geboten hatte. Es war dieses im Jahre 1484. Wir finden ihn das folgende Jahr in seiner Vaterstadt Genua. Die Republik befand sich gerade in einer Lage, welche großen Unternehmungen nicht günstig war, und Columbus fand bei

dem entmuthigten Vaterlande kein Gehör. Auch Venedig soll er Anerbietungen gemacht haben, was mir jedoch nicht glaublich scheint. Eben so wenig ist es erwiesen, daß er seinen Bruder Bartholomäo mit ähnlichen Anerbietungen damals schon nach England, an Heinrich VIII., gesandt habe. Mit Gewißheit wissen wir nur, daß er seine Familie besucht, für seinen alten Vater gesorgt, und sodann Italien verlassen habe, um am Hofe von Spanien für seine Plane ein geneigtes Gehör zu suchen.

Wir kommen nun zu der beklagenswerthesten Epoche seines Lebens. Seine Vermögensumstände waren gänzlich verfallen, bittere Armuth drückte den Mann nieder, der eine Welt in seinem Innern trug. Um nach Spanien zu gelangen, war er gewissermaßen genöthigt, sich von einem Hafen zum andern hinzubetteln, um Fürsten die schönsten Königreiche der Erde anzubieten.

4. Columbus in Spanien.

In einer Landschaft von stiller Schönheit, mit Wäldern und Weinbergen geschmückt, liegt im südwestlichen Spanien an dem Flüßchen Tinto, Huelva gegenüber, das kleine Dörfchen Palos, von Schiffern bewohnt. Vor Zeiten war es ein artiges Städtchen, voll kühner Männer, die das Recht hatten, sich zu rühmen, die besten Schiffer Spaniens zu seyn. Ein rauher Pfad führt durch Weingebirge nach einer Höhe, ungefähr eine Stunde von Palos entlegen, und von einem Fichtenwalde gekrönt. Das Ganze bildet eine Vorgebirge, welches sich in die See erstreckt, und von dessen Gipfel man einer prächtigen Fernsicht über Land und Meer genießt. Diesen Punkt wählte sich ein wunderthätiges Gnadenbild unserer lieben Frau von Rabida zum Aufenthalte, und eine Klostergemeine, aus Franziskanern bestehend, siedelte sich unter dem Schutze desselben an. Die kühnen Seefahrer des 15ten Jahrhunderts empfahlen sich dem Schutze des Gnadenbildes und der Fürbitte gastlicher Mönche, und brachten nach glücklicher Heimkehr dankbare Opfer. An die Pforte des Klosters pochte im Jahre 1484 ein müder Wanderer, der seine Armuth unter dem unscheinbaren Äußeren und seinen abge-

tragenen Kleidern nicht verbergen konnte. Er führte einen Knaben an seiner Hand, für den er vom mitleidigen Pförtner um ein Stückchen Brot und einen Trunk Wasser zur Erquickung anhielt. Beides wurde dem Fremdlinge gereicht, dessen Ehrfurcht gebietende Gestalt in der kühlen Klosterhalle ausruhte, und auf dessen gedankenvoller Stirne sich die Bewegung seiner Seele malte.

Von ungefähr ging der Prior des Klosters, Fray Juan Perez de Marchena, durch die Halle. Sein Auge fiel auf den Wanderer, und eine gewisse Sympathie der Seele zog die Geister besserer Art an einander. Dem geübten Auge des Priors entging der Stempel Gottes auf dem Angesichte des Fremdlings nicht. Er redete ihn mit Theilnahme an, und da er an der Aussprache bemerkte, daß es ein Fremdling war, so ließ er sich mit ihm in ein Gespräch ein, und fand bald: daß er einen Mann von ausgezeichnetem Geiste und ausgebreiteten Talenten vor sich habe. Dieser Fremdling war Niemand geringerer als Columbus selbst. Er war auf dem Wege nach Huelva, um seinen Schwager, der eine Schwester seiner verstorbenen Gattin zur Frau hatte, aufzusuchen. Im Kloster zu Rabida war ein Mann von solchem Gepräge eine zu seltene Erscheinung, als daß eine so rein gestimmte Seele, wie der gebildete Prior war, sie nicht mit größtem Interesse festgehalten hätte. Columbus war mittheilend, und der wißbegierige Prior empfänglich für die großen Ideen des Weltentdeckers. Man befreundete sich schnell, und Juan Perez gehörte zu den Menschen, bei denen sich die Freundschaft nicht auf leere Worte beschränkt, sondern in That übergeht. Er berief daher mehre Freunde in das Kloster, unter andern Garzia Fernandez, Arzt zu Palos, und Pedro de Velasco, einen erfahrnen Seemann, der in den Planen des Columbus weder etwas Unausführbares, noch etwas Überspanntes erblickte, sondern vielmehr durch eigene Erfahrung die Ausführbarkeit bestätigte. Der Plan des Columbus wurde nun oft und eifrig verhandelt, und fand in den stil-

len Mauern des Klosters zu Rabida eine Anerkennung und Aufmerksamkeit, welche die Höfe der Könige versagt hatten.

Nachdem einige Zeit verstrichen war, machte der Prior dem Columbus das Anerbieten, ihn seinem Freunde Pedro de Talavera, Beichtvater der Königin und Prior des Prado-Klosters, der in sehr großem Ansehen stand, zu empfehlen. Er gab ihm an diesen Briefe mit, welche die Sache des Columbus auf das dringendste empfahlen, und blieb lebenslang der eifrigste, wärmste und vielleicht einzige Freund des würdigen Columbus, der diesen seinen Gönner auch dann nicht verläugnete, als er an äußern Würden hoch über ihm stand. Beide Freunde, Mönch und Weltentdecker, blieben einander würdig. Mit allem nöthigen zur Reise versehen, machte sich Columbus im Frühjahre 1486, seinem Freunde seinen Sohn anvertrauend, nach Cordova, wo die Souveräne Spaniens eben Hof hielten, auf den Weg. Glühender Eifer für sein Unternehmen bewegte seine Seele.

Auf dem Throne Spaniens saß dazumal ein Herrscherpaar der verschiedensten Gemüthsart. Ferdinand von Arragonien hatte sich mit der Erbin von Kastilien, der Prinzessin Isabella, vermählt. Jeder Theil des königlichen Ehepaars beherrschte sein Königreich, und waren in Bezug auf äußere Verwaltung mehr Verbündete als Ehegatten. Diese Doppelregierung schadete jedoch der Einheit der Plane nicht, und man kann sagen, daß die Regierung dieses Ehepaars der Glanzpunkt der spanischen Geschichte ist. Von dem Charakter dieser beyden Monarchen wird uns folgendes Bild aufbewahrt. Ferdinand der Katholische war von mittlerer Statur und festem, abgehärtetem Körperbaue; seine Gestalt war majestätisch, und da sein Vorderhaupt kahl war, so gab ihm dieses ein Ansehen von Erhabenheit; sein Haupthaar war hellbraun, sein Auge klar und lebendig, seine Gesichtsfarbe bräunlich, sein Mund mittelmäßig und anmuthig, seine Stimme rauh, und seine Rede schnell und fließend. Seinem Charakter nach war er überaus fähig, schnell auffassend, mäßig und gemäßigt, unermüdlich in Geschäften, unvergleichlich

als Staatsmann und ein schlauer Menschenkenner. Dabei war er aber mehr bigott als religiös, und nicht frei vom niedrigen Ehrgeize, der, wenn es Ausführung galt, um die Mittel eben nicht sehr verlegen war. Nicht ohne Grund wird ihm niedrige Schlauheit, mißtrauische Klugheit und gefühllose Undankbarkeit zur Last gelegt. So schwankend zwischen gut und bös, hielt dennoch das Glück mit einer Treue, von welcher die Geschichte kein ähnliches Beispiel weiß, bis an sein Ende an ihm fest. Er erwarb Kastilien durch Heirath, Granada und Neapel durch Eroberung, Navarra durch Gleißnerei, und eine neue Welt auf Kosten seiner Gemahlin. Er vertrieb einen Theil der fleißigen Mauren und die Juden aus Spanien, wofür er den Titel katholische Majestät erhielt. Mit seinem Tode wich das Glück von Spanien bis auf den heutigen Tag.

Isabellas Ruhm steht unbefleckt in der Geschichte da, und ihr Bild ist eines der anmuthigsten in den Annalen der Menschheit. Sie war von mittlerer Größe, voll Würde und Anmuth; ihr Teint war zart und schön, ihr Haar dunkelbraun, ins Röthliche spielend; ihre Augen waren hellblau, voll Güte und Milde; auf ihrem Angesichte strahlte eine eigenthümliche Bescheidenheit; ihr Geist war ernst und fest, und ihre Seele königlich. Sie übertraf ihren Gemahl so wie an Schönheit und Anmuth, so auch an persönlicher Würde und Seelengröße. Sie wohnte allen Feldzügen ihres Gemahls bei, behielt eine wichtige Stimme im Kriegsrathe, und überragte ihn durch Muth und Entschlossenheit. Fern von der arglistigen Politik ihres Gemahls, lebte sie nur für das Wohl ihrer Unterthanen, verbesserte die Gesetze, und hinterließ manches schöne Denkmal ihres Geistes in den wohlthätigen Anstalten für ihr Volk. Sie war wahrhaft fromm, und darum den bigotten Anschlägen ihres Gemahls gegen die Mauren und Juden abhold. Alles, was schön gebildet und groß war, versammelte sich um sie. Künste und Wissenschaften fanden durch sie thätige Beförderung, und unter ihrem Einflusse blühte die damals weltberühmte Universität Salamanka in Kastilien empor. Sie beförderte die Buchdruckerkunst, die damals noch

in ihrer Kindheit eine bei weitem größere Anzahl von Druckschriften in Spanien zu Tage förderte, als heut zu Tage. Die schön-gute Isabella kann mit Recht als ein Schutzengel Spaniens betrachtet werden, gesandt von der Vorsehung zum Segen der Völker, und zu bewachen das Glück der Nationen. Leider kehrte dieser Schutzengel Spaniens zu seinem Himmel zurück, überlebt vom Großvater Philipp II.

An diesen Hof kam nun Columbus, um seine Plane zur Entdeckung einer neuen Welt aus einander zu setzen. Seine hohen Ideen bildeten mit seinem ärmlichen Aufzuge und seinem bescheidenen Gewande einen gewaltigen Kontrast; da jedoch bekanntlich das letztere immer mehr als die erstern beachtet werden, so fand er auch eine schlechte Aufnahme und wenig Gehör. Auch hatte gerade der Krieg mit Granada am heftigsten begonnen. Der Hof wanderte von Ort zu Ort, und Columbus war gezwungen, sich zu Cordova sein Brot durch Fertigung von Karten zu verdienen. Am meisten muß die bei feurigen Köpfen sonst seltene Geduld des Columbus bewundert werden, welche durch keine Zurücksetzung und kein Fehlschlagen seiner Hoffnungen ermüdet wurde. Durch seine persönliche Würde, seine ausgebreiteten Kenntnisse, und den Ernst, mit welchem er von seinen Planen sprach, erwarb er sich nach und nach einige Freunde. Unter diesen den päpstlichen Nuntius Antonio Geraldini und seinen Bruder Alexander, den Erzieher der königlichen Kinder; ferner Alonso de Quintanilla, Finanzinspektor von Kastilien, der ihn gastfrei in sein Haus aufnahm. Diese Männer gingen in seine Plane ein und wurden deren eifrige Beförderer. Durch ihre Vermittlung wurde er bei Petro Gonsalez de Mendoza, Großkardinal von Spanien und Erzbischof von Toledo, eingeführt. Dieser wichtige Mann befreundete sich nach und nach ebenfalls mit den Ideen des Columbus und behandelte ihn mit Freundschaft. Durch seine Vermittlung gelang es endlich dem Columbus, eine Audienz bei den Souveränen zu erlangen, und Ferdinand war verständig genug, um die wissenschaftliche und feste Grundlage der hoch-

fliegenden Plane des Columbus zu durchschauen. Aber kalt und vorsichtig, wie er war, verschloß er seine Überzeugung in sein Inneres, und entließ Columbus mit dem Bescheid, die gelehrtesten Männer seines Königreiches zu Rathe ziehen zu wollen. An der Spitze dieser Kommission stand Fernando de Talavera, an welchen Columbus durch den Prior von Rabida empfohlen war.

Diese Versammlung gelehrter Männer hatte zu Salamanka im Dominikanerkloster zum heiligen Stephan Statt. Columbus wurde während seiner Prüfung als Gast aufgenommen und behandelt. Die prüfende Versammlung bestand aus Professoren der Astronomie, Geographie, Mathematik und andern Wissenschaften, dann aus verschiedenen Prälaten und gelehrten Mönchen. Wie wenig solche Herren vom Fache geneigt sind, andere Leute nicht vom Fache unbefangen anzuhören, wissen wir bis auf den heutigen Tag genugsam. Man betrachtet einen solchen Stümper außer dem Fache, der über ein Fach zu denken wagt, als einen Deliquenten, dessen Dummdreistigkeit an den Tag zu bringen und zu bestrafen sey; es darf uns daher nicht wundern, wenn auch Columbus durch die Luft einer gelehrten Versammlung beinahe erstickt wurde. So lange hatten diese Herren gerechnet und Zahlentabellen gefertigt, ohne daß es ihnen in den Sinn gekommen wäre, eine neue Welt zu suchen, und ein unbedeutender Seemann sollte sich anmaßen dürfen, mehr zu wissen, als ihre Hochgelahrtheit? Als Columbus seine Idee mit dem ihm gewohnten Feuer vorgetragen hatte, antwortete man ihm mit Einwürfen aller Art aus der Bibel und den Kirchenvätern, und glaubte ihn endlich mit einer Stelle des Lactantius aus dem Felde geschlagen. Diese merkwürdige Stelle lautet also: »Kann wohl Jemand so einfältig seyn, zu glauben, es gebe Antipoden, die mit ihren Füßen uns gerade gegenüber gestellt wären; ein Volk, dessen Beine in die Höhe ständen, während der Kopf dem Boden zugekehrt wäre; daß es einen Theil der Welt geben könne, in welchem alle Dinge auf dem Kopfe ständen? wo die Bäume mit ihren Zweigen abwärts, mit

ihren Wurzeln aufwärts wüchsen? die Idee von der runden Form der Erde gab Veranlassung zu dieser Fabel von den Antipoden mit ihren Füßen in der Luft.« Nachdem die Philosophen einmal dem Irrthum anheim gefallen waren, so mußte die eine Absurdität zur Vertheidigung der andern dienen. Noch wichtiger waren die Einwürfe des Augustinus, nach denen Menschen in einer entgegengesetzten Hemisphäre nicht von Adam abstammend, und mithin das Projekt des Columbus mit der Bibel unvereinbar seyn sollte. Columbus antwortete auf alle diese Einwürfe mit vieler Vernunft und Klugheit, und war so glücklich, unter den Examinatoren auch mehre Gelehrte zu finden, die seine Überzeugung theilten. Unter diesen befand sich der gelehrte Dominikaner Diego de Deza, dem sich mehre andere anschlossen, wodurch jedoch nicht verhindert werden konnte, daß nicht der größte Theil der Versammlung sich gegen Columbus entschied.

Jetzt beginnt eine düstere Periode im Leben des Columbus, indem es nämlich gewiß ist, daß schwankende Ungewißheit das peinlichste Gefühl auf Erden ist. Columbus wurde nämlich von den Souveränen mit Hoffnungen hingehalten, und bald an dieses, bald an jenes Hoflager eingeladen, ohne seinem Zwecke auch nur im geringsten näher zu kommen. Alles, was er erhielt, war, daß ihm von der guten Königin von Zeit zu Zeit einige Unterstützungssummen zuflossen. Im Jahre 1488 erhielt er ein Schreiben vom Könige von Portugal, welches ihn zur Rückkehr an seinen Hof mit den glänzendsten Versprechungen einlud. Ein Gemüth aber, so rein wie das des Columbus, verzeiht alles, nur Treulosigkeit nicht. Er gab daher den Vorschlägen Johann des Zweiten kein Gehör. Im Jahre 1491 wurde die Angelegenheit des Columbus von den spanischen Souveränen abermals vorgenommen, und da er mittlerweile auch dem Könige von England hatte Anträge machen lassen, so drang er auf kategorische Entscheidung Der Bericht der Junta wurde also abgefordert, und Talavera berichtete: daß die Junta allgemein der Meinung sey, der vorgeschlagene Plan beruhe auf so schwa-

chen Grundlagen, daß er ungereimt, unausführbar und so großer Fürsten unwürdig sey. Indessen traten auch die Freunde des Columbus auf, und brachten den Souveränen eine günstigere Meinung bei, so daß Columbus die förmliche Versicherung erhielt, man wolle mit ihm, nach glücklich beendigtem Kriege in Granada, in Unterhandlungen treten. Nach Jahre lang getäuschtem Hoffen und Harren war diese Antwort so wenig genügend, daß Columbus unwillig einem Hofe den Rücken kehrte, der eine halbe Welt verschmähte, die er auch in der That niemals schätzen gelernt hat. Es ist gewiß, daß Columbus in seinem Unwillen Spanien verlassen hätte, fesselte ihn nicht die Liebe an ein edles Frauenzimmer in Cordova, die Mutter seines zweiten Sohnes Fernando, der auch sein Biograph wurde. Da Columbus bei den Souveränen kein Gehör fand, so wandte er sich an die Herzoge von Medina Sidonia und Medina Celi. Diese spanischen Großen waren dazumal mehr als verbündete Fürsten, denn als Vasallen der Krone Spaniens zu betrachten; sie unterhielten Flotten und Kriegsheere, und waren daher allerdings im Stande, sich mit einem Unternehmen, wie das von Columbus vorgeschlagene, zu befassen. Medina Sidonia verwarf indessen die Plane des Columbus als den Traum eines italischen Visionärs. Medina Celi hingegen ging in den Plan ein, und war schon im Begriff, die in seinem Hafen liegenden Karavellen zur Disposition des Columbus zu stellen, als ihm einfiel, daß die Krone seine Kühnheit mit Mißfallen betrachten könnte; er nahm daher sein Wort unter dem Vorwande, daß die Unternehmung für einen Privatmann zu groß sey, zurück; rieth aber dem Columbus, sich noch einmal an die Königin zu wenden, bei welcher er ihn zu unterstützen versprach. Columbus fing jedoch an, erbittert zu werden, und kehrte nach sieben Jahren voll getäuschter Hoffnungen in das Kloster von Rabida mit dem Entschlusse zurück, Spanien für immer zu verlassen.

Juan Perez, der standhafte Freund in der Noth, empfing den erbitterten Seefahrer mit Theilnahme und Schmerz.

Da er aber ehemals Beichtvater der Königin gewesen war und wußte, welche Bande Columbus an Cordova fesselten, so suchte er ihn zu bereden, seine Hoffnungen nicht ganz aufzugeben, und erbot sich, selbst an die Königin zu schreiben. Unter dieser Bedingung willigte Columbus ein, zu bleiben, und Perez sandte einen geschickten Seemann als Boten mit einem Schreiben an die Königin. Auch Medina Celi hatte die Königin für Columbus günstig gestimmt, und als nach guter Antwort von Seite der Königin Juan Perez selbst sein Maulthier sattelte, und in das Lager vor Granada, nach Santa Fe zur Königin ritt, so erhielt Columbus von dieser eine Einladung, an den Hof zurück zu kommen. Auch die von der Königin besonders begünstigte Hofdame, die Marquisin von Moya, verwendete sich eifrig für Columbus, und so bildete sich nach und nach am Hofe der Königin eine kleine, aber mächtige Partei zu seinen Gunsten. Mit zarter Rücksicht auf seine Armuth befahl die Königin, ihm 20,000 Maravedis, ungefähr 440 Gulden nach unserm Gelde, auszuzahlen, damit er mit Anstand am Hofe erscheinen könne. Columbus leistete Folge, und langte im Lager vor Granada in dem Augenblicke an, als Boabdil, der letzte maurische König, von der Alhambra herabstieg, um die Schlüssel Granadas zu den Füßen der spanischen Monarchen niederzulegen. Der Jubel und Glanz des Hofes war unbeschreiblich. Nach achthundertjährigen Kämpfen war endlich Spanien wieder frei von den Arabern, die hier ihren größten Glanz entfaltet hatten. Das Volk vergötterte die Souveräne, welche als überirdische Wesen erschienen. Feste folgten auf Feste, und der Glanz des Hofes übertraf jede Vorstellung. Der Geschichtschreiber Clemencin sagt: »Am Hofe befand sich damals auch ein unbedeutender, wenig bekannter und wenig beachteter Mann, der unter dem Trosse zudringlicher Sollicitanten sich verlierend, in den Ecken der Vorzimmer seine Einbildungskraft mit dem prunkvollen Entwurfe zur Entdeckung einer Welt nährend, mit Gleichgültigkeit, ja fast mit Verachtung eine die Brust eines jeden mit Entzücken erfüllende Eroberung glücklich beendigt werden

sah, und bereits zu den äußersten Grenzen aller seiner Wünsche gelangt zu seyn schien. Dieser Mann war Christoph Columbus.«

5. Entscheidung.

Nach langen Jahren war endlich der Augenblick erschienen, in welchem die Souveräne, durch ihr Wort gebunden, den Vorschlägen des Columbus Aufmerksamkeit schenken mußten. Granada war erobert, Spanien von den Mauren befreit, und die Monarchen konnten ihren Blick auf auswärtige Verhältnisse wenden. Isabella hielt Wort; Talavera, der neue Erzbischof von Granada, wurde nebst andern Personen beordert, die Unterhandlungen wegen der Expedition ins Reine zu bringen. Diese scheiterte jedoch an der Größe und Seelenstärke des Columbus. Seine Forderungen schienen ungeheuer und wurden mit Verachtung zurückgewiesen.

Durchdrungen von der Größe seines Unternehmens und der welthistorischen Wichtigkeit seines Planes, forderte er der Größe seiner Leistungen angemessene Vorrechte. Seine Hauptbedingung war: daß ihm die Titel und Vorrechte eines Admirals und Vicekönigs über die Länder, welche er entdecken möchte, verliehen würden, und er den zehnten Theil von allem durch Handel oder Eroberung erlangten Gewinn erhalte. Diese Bedingungen empörten den Erzbischof und die Höflinge. Ein Mensch, den sie als Abenteurer betrachteten, der in ihren Vorzimmern so oft die Rolle eines armseligen Sollicitanten gespielt hatte, wagte es, einen so hohen Ton anzunehmen, und nach einem Range zu streben, der ihn über sie setzte. Man meinte, er habe es schlau angegriffen, indem er sich Titel und Vorrechte ausbedinge, die ihm auch von einer mißlungenen Unternehmung bleiben würden, zu der er nichts beigetragen habe. Sogleich erbot sich Columbus, den achten Theil der Unkosten unter der Bedingung zu tragen, daß er auch den achten Theil des Gewinnes erhalte. Der stolze Talavera fand sich dadurch nicht besänftigt, sondern wies die Forderungen des Columbus mit Erstaunen und Un-

willen ab, und stellte auch Isabellen vor, wie unwürdig es sey, so hohe Würden an einen namenlosen Fremdling zu verschwenden. Bei ihr hatten Geistliche, und besonders ihr Beichtvater, großen Einfluß, und da Columbus von seinen Bedingungen nichts nachlassen wollte, so wurden die Unterhandlungen abgebrochen. Man kann sich nicht enthalten, die Seelengröße eines Mannes zu bewundern, der mit solcher Entschiedenheit und Beharrlichkeit zu verfahren im Stande war. So viele Jahre hindurch hatte er Glück, Ruhe und Bequemlichkeit seiner großen, göttlichen Idee zum Opfer gebracht. Die Erniedrigung der Armuth, den bittern Hohn kleiner Seelen, das bissige Gelächter der Boßheit hatte er ertragen; und jetzt, wo der Augenblick naht, welcher alle seine Wünsche zu erfüllen verspricht, steht er Königen gegenüber, mit denen er, als mit seines Gleichen unterhandelt, bereit: lieber die Idee seines Lebens in seinem Busen zu begraben, als dieselbe durch erniedrigende Bedingungen zu entwürdigen.

Im Februar 1492 nimmt Columbus von seinen Freunden Abschied, geht nach Cordova, um auch da mit blutendem Herzen die Bande zu zerreißen, die ihn an Spanien knüpfen, und besteigt sein Maulthier, mit dem festen Entschlusse nach Frankreich zu gehen. Als die Freunde des Columbus sahen, daß die Sache eine Wendung nahm, welche Spanien so wichtiger Vortheile berauben sollte, wurde ihr Herz mit Wehmuth erfüllt, und Luis von St. Angel, Einnehmer der geistlichen Einkünfte in Arragonien, suchte in Begleitung des Finanzkontrollors Quintanilla eine Audienz bei der schöngüten Isabella nach. Er drückte der Königin sein Erstaunen aus, daß sie, deren Leben eine Kette ruhmvoller Thaten sey, Anstand nehme, einer Unternehmung beizutreten, deren gelungener Erfolg unermeßliche Vortheile, deren Mißlingen unbedeutende Verluste darbiete. Er machte ihr bemerklich, wie viel durch solche Entdeckungen für die Ehre Gottes und den Ruhm der Kirche gethan würde. Sie möchte bedenken, welche bittere Reue ihr Herz erfüllen, welche Freude es ihren Feinden verursachen würde,

wenn es einer andern Macht gelingen sollte, den Plan des Columbus auszuführen. Sie möge bedenken, welchen Ruhm das kleine Portugal durch Entdeckungen erlangt habe, und welch größerer Ruhm hier zu ernten sey. Zugleich setzte er die Vorschläge des Columbus in ein helles Licht, und bemerkte, daß derselbe sich großmüthig erboten habe, den achten Theil der Kosten zu tragen. Es sey aber zu diesem großen Unternehmen nichts vonnöthen, als drei Schiffe und 300,000 Kronen. Auch die Marquisin v. Moya unterstützte die Beredsamkeit dieser Männer, und zwar so siegreich, daß sich Isabella voll Enthusiasmus bereit erklärte, den noch immer kalten König für die Unternehmung zu gewinnen, und ihre Juwelen zur Herbeischaffung der Kosten zu verpfänden. Dieses ist der schönste Moment im Leben dieser schönen Seele. Ihr gebührt daher ganz allein der Ruhm, welcher von der Entdeckung Amerikas auf Rechnung der Krone Spaniens kommt. Ferdinand wurde mit Mühe bewogen, 17,000 Gulden aus seinem Schatze vorzuschießen, die ihm jedoch in der Folge zurückgezahlt werden mußten. Dagegen erbot sich St. Angel, der Königin, durch Vorstreckung der Gelder, die Verpfändung ihrer Juwelen zu ersparen. Die Expedition wurde daher gänzlich auf Rechnung von Kastilien unternommen.

Es wurde nun sogleich ein reitender Bote abgefertigt, um Columbus zurückzurufen. Er wurde zwei Meilen hinter Granada, bei der Brücke von Pinos eingeholt; er nahm jedoch beinahe Anstand, zurückzukehren; nur als er hörte, daß es die Königin sey, welche mit dem lebhaftesten Eifer sich für seine Sache interessire, so kehrte er, ihrer Rechtlichkeit vertrauend, augenblicklich nach Santa Fe zurück. Er wurde sogleich zur Audienz bei der Königin vorgelassen, und die Milde und Anmuth, womit sie ihn empfing, gewann sein Herz für immer, und entschädigte ihn für alle frühere Vernachläßigung. Der Beitritt des Königs wurde zwar bald erlangt; die Seele der Unternehmung blieb aber Isabella, da Ferdinand seine berechnende Kälte beibehielt. Columbus war nun ganz Feuer und Thätigkeit, und sein ideenreiches Gemüth entzündete sich schnell zu neuen Planen.

Er schilderte mit glühenden Farben die Länder des Großkhan von Katai, die Schätze und Provinzen, welche zu gewinnen seyen, die Verbreitung des Evangeliums, welche zu erwarten stehe, und ging in seinen Entwürfen so weit, daß er dem Monarchen vorschlug: die zu erlangenden Schätze zur Eroberung des gelobten Landes und des heiligen Grabes zu verwenden. Diese Idee, welche von den Souveränen trotz ihrer Frömmigkeit mit einigem Lächeln aufgenommen wurde, war bei Columbus so völliger Ernst, daß er nicht nur sein ganzes Leben hindurch sie verfolgte, sondern sogar noch in seinem Testamente dießfallsige Verordnungen machte, und ein bedeutendes Legat zu diesem Zwecke hinterließ.

Von der Regierung wurden nun alle Bedingungen in Ordnung gebracht, und auf deren Befehl durch Juan de Coloma aufgesetzt; sie bestanden in Folgendem: Columbus sollte für sich und seine Nachkommen auf ewige Zeit den Dienst eines Admirals in allen Gebieten, die er entdecken und erlangen würde, mit all den Vorrechten, welche der Großadmiral von Kastilien in seinem Bezirke genießt, bekleiden. Er solle Vicekönig und Gouverneur über alle besagten Länder und Gebiete seyn, mit dem Rechte: drei Kandidaten zum Gouverneur für jede einzelne Insel oder Provinz vorzuschlagen, aus welchen alsdann die Souveräne wählen würden. Er solle ferner das Recht haben, von allen Perlen, Edelsteinen, Gold und Silber, Gewürzen und andern Waaren, welche in seinem Generalgouvernement gefunden, gekauft oder eingetauscht würden, nach Abzug aller Kosten, den zehnten Theil für sich zu nehmen. Er oder sein Adelantado oder Unterbefehlshaber sollten in allen Handelssachen und Handelsstreitigkeiten die alleinigen Richter seyn. Dagegen solle Columbus sowohl bei dieser als jeder nächstfolgenden Expedition den achten Theil der Ausrüstungskosten tragen, doch aber auch den achten Theil des Gewinnes beziehen. Er erfüllte diese Bedingung, indem er mit Hülfe der Pinzons zu den zwei von der Krone gegebenen Schiffen noch ein drittes stellte. Dieser Vertrag wurde am 17. April 1492 zu Santa Fe von Ferdi-

nand und Isabella unterzeichnet. Wir müssen es mit Bedauern sagen, daß in der Folge keine der Bedingungen von der spanischen Krone erfüllt wurde.

Am 30. April desselben Jahres wurde in Granada die Bestallungsurkunde des Columbus ausgefertigt. Die Würde und Vorrechte eines Vicekönigs und Generalgouverneurs in seiner Familie erblich gemacht, und sowohl er als seine Nachkommen berechtigt, vor ihren Namen den Titel Don zu setzen, was damals nur Personen von hohem Range bewilligt wurde. Alle Dokumente wurden von beiden Souveränen unterzeichnet, doch trug Kastilien die Kosten allein, und so lange Isabella lebte, wurde es nur wenigen Personen, die nicht Kastilianer waren, gestattet, sich in der neuen Welt niederzulassen. Es wurde nun an die Behörden von Palos ein Befehl erlassen, binnen zehn Tagen zwei vollständig ausgerüstete und gehörig bemannte Karavellen zur Verfügung des Don Colon zu stellen, welche nach jener Richtung segeln sollten, die ihnen der Admiral angeben würde. Zugleich wurde befohlen, daß von allen Behörden aller mögliche Beistand geleistet werden soll. Alle Civil- oder Kriminalprozesse, welche gegen irgend eine Person, die an der Expedition Theil nehmen würde, anhängig wären, sollten bis zwei Monate nach ihrer Rückkehr ruhen. Der Sohn des Columbus, Diego, wurde von der gütigen Isabella zum Pagen des muthmaßlichen Thronerben, Prinzen Johann, ernannt; eine Auszeichnung, welche nur den Söhnen der größten Häuser widerfuhr.

Endlich war also Columbus, nach achtzehnjähriger Widerwärtigkeit, Sorge und Beschwerde, seinem Ziele nahe. Jeden andern hätte die vielfach fehlgeschlagene Hoffnung zur Verzweiflung gebracht; nur ein Columbus hatte Geisteskraft genug, um auszuharren. Achtzehn der schönsten Jahre seines Lebens waren unter Widerwärtigkeiten, Hohn und Spott der Welt verflossen, und er war 55 Jahre alt, als er am 12. Mai vom Hofe Abschied nahm, und dießmal mit hoffnungschwellender Brust triumphirend an der Klosterpforte von Rabida anlangte.

Sein würdiger Freund, der Prior, empfing ihn mit Freudenthränen, als einen hohen Gast seines Klosters. Seine Freundschaft kannte keine Grenzen, und der edle unscheinbare Klosterbruder wandte sein ganzes Ansehen an, um das Unternehmen des Columbus zu fördern. Die Einwohner von Palos waren eines Vergehens wegen verurtheilt, der Krone ein Jahr lang mit zwei Karavellen zu Diensten zu seyn. Diese zwei Karavellen waren es, welche die Souveräne in den gemessensten Ausdrücken dem Columbus zur Verfügung zu stellen befahlen. Diesen Befehl machte Columbus am 23. Mai in Gegenwart seines Freundes, des Priors, des Notars und der übrigen Behörden, so wie des größten Theils der Einwohner, in der Vorhalle der St. Georgskirche zu Palos bekannt. Nichts beweist die Größe des Unternehmens mehr, als der außerordentliche Schreck, wovon die ganze Stadt bei dem Bekanntwerden dieses Befehls erfüllt wurde. Wie schon gesagt, waren die Einwohner von Palos die kühnsten Seeleute in Spanien; dennoch entsetzten sie sich bei dem bloßen Gedanken an ein solches Wagestück. Trotz dem peremtorischen Befehle der Souveräne, trotz der Bemühungen des würdigen Perez, verflossen ganze Wochen, ohne daß ein Schiff zu erlangen gewesen wäre. Hierauf erließen die Souveräne am 20. Juni den geschärften Befehl, jedes Schiff an der andalusischen Küste mit Gewalt wegzunehmen, und sammt der Mannschaft unter den Befehl des Columbus zu stellen; auch sollte die Stadt Palos bis zur Erfüllung dieses Befehls täglich 200 Maravedis an Columbus bezahlen, und jeder Widerspenstige der schärfsten Strafe gewärtig seyn. Trotz aller dieser Befehle, und trotz eines königlichen Kommissärs, der eigens zu diesem Zwecke nach Palos gesendet war, wurde doch nichts ausgerichtet; bis endlich ein reicher thätiger Seefahrer, Namens Alonso Pinzon, sich entschloß, mit seinem Schiffe an der Expedition persönlich Theil zu nehmen. Dieser, nebst seinem Bruder Yannes, gab endlich der Sache Fortgang, und veranlaßte eine Menge ihrer Verwandten, sich mit einzuschiffen. Nun ging die Sache schnell vorwärts, und innerhalb eines Monats waren drei kleine Schiffe

segelfertig. Zwei davon waren leichte Barken oder sogenannte Karavellen, nicht größer als unsere Küstenfahrzeuge, ohne Verdeck, nur auf den Vorder- und Hinterkastellen hoch gebaut und mit Kajüten versehen. Das dritte war größer, und hatte ein Verdeck. Die Mannschaft wurde nicht ohne Schwierigkeit zusammengebracht, und zum Theil mit Gewalt gepreßt. Endlich, im Anfang August, waren die Schiffe zur Abfahrt bereit. Das größte, zu dieser Reise besonders eingerichtete Schiff führte den Namen Santa Maria; auf demselben zog Columbus die Admiralsflagge auf. Das zweite Fahrzeug hieß die Pinta, und wurde von Martin Alonzo Pinzon, den sein Bruder Franzesco als Steuermann begleitete, befehligt. Das dritte Schiff führte den Namen Nina, hatte dreieckige lateinische Segel, und wurde von dem dritten der Gebrüder Pinzon, Namens Yanez kommandirt. Außer den Gebrüdern Pinzon begleiteten noch die Expedition Sancho Ruiz, Petro Alonzo Ninno und Bartholomeo Roldan als Steuermänner; Roderigo Sanchez aus Segovia als General-Inspektor, Diego de Arana als Oberalquazil, und Roderigo Escobar als königlicher Notar. Außerdem befanden sich auf der Eskadre noch ein Arzt, ein Chirurg, mehre Abenteurer auf eigne Hand, Bedienten, 90 Matrosen, im Ganzen 120 Mann.

Bevor sich Columbus einschiffte, übergab er seinen Sohn Diego einigen Freunden in Palos zur Aufsicht, um ihn mit der Welt bekannt zu machen, bevor er am Hofe erschiene. Hierauf beichtete Columbus, von der Größe seines Unternehmens durchdrungen, seinem Freunde Juan Perez, und empfing das heilige Abendmahl. Seinem Beispiele folgte die ganze Mannschaft, durchdrungen von dem Gefühle der Ehrfurcht gegen Gott, bei Unternehmung eines solchen Wagestücks. Der Tag der Einschiffung war ein Tag des Weheklagens und der Trauer für ganz Palos, denn fast jeder ließ Freunde und Verwandte zurück, die mit Jammergeschrei und Wehklagen von denen Abschied nahmen, welche sie dem sichern Tode geweiht glaubten. Es war am 3. August 1492, an einem Freitage Morgens, als

Columbus seine Entdeckungsreise antrat. Er segelte von der Bank von Saltes, einer kleinen, durch zwei Arme des Flusses Odiel gebildeten Insel ab, und nahm seinen Lauf nach den kanarischen Inseln. Merkwürdig ist sein geführtes Tagebuch, aus welchem wir hier eine wichtige Stelle anführen, welche genugsam beweist, wie gewiß Columbus seiner Sache war.

»In nomine D. N. Jesu Christi. Nachdem die allerchristlichsten, allerhöchsten, allererhabensten und allermächtigsten Fürsten, der König und die Königin von Spanien und den Inseln des Meeres, unsere Souveräne, in dem gegenwärtigen Jahre 1492 den Krieg gegen die Mauren in Europa mit der Einnahme der großen Stadt Granada beendigt haben u. s. w., fanden sich Ihre Majestäten, als katholische Christen und Fürsten, als innige Verehrer des heiligen christlichen Glaubens und Feinde der Sekte Mahomeds und aller Abgöttereien und Ketzereien, veranlaßt: mich, Christoph Columbus, gleich darauf in demselben Monate zu beauftragen, mich nach den genannten Theilen (nämlich nach Indien zum Großkhan) Indiens zu begeben, daselbst die Fürsten und die Völker und Länder zu sehen, und die Natur und Gesinnungen zu untersuchen, so wie die zweckdienlichsten Mittel, sie zu unserm heiligen Glauben zu bekehren, ausfindig zu machen; und mir zugleich zu befehlen, nicht wie gewöhnlich zu Lande nach Osten zu gehen, sondern eine Reise nach dem Westen zu unternehmen, und einen Weg einzuschlagen, welchen, so viel wir wissen, noch Niemand betreten hat. Ihre Majestäten befahlen mir also, in demselben Monat Januar, nachdem sie die Juden aus ihrem Königreiche und Staaten verbannt hatten, mit einer hinreichenden Eskadre nach dem genannten Theile Indiens zu segeln, und überhäuften mich zu diesem Ende mit großen Gunstbezeugungen, indem sie mich adelten, mir erlaubten, vor meinem Namen hinführo Don zu setzen, mich zum Großadmiral des Oceans, zum beständigen Vicekönig und Gouverneur aller Inseln und Festländer, welche ich entdecken und erlangen sollte, und welche hinführo im Ocean noch entdeckt und erlangt werden möchten, ernannten, und die Bestimmung tra-

sen, daß mein ältester Sohn und überhaupt meine Nachkommen von Generation zu Generation mir in meinen Würden folgen sollten. Ich reiste daher am Sonnabend den 12. Mai desselben Jahres 1492 von der Stadt Granada nach Palos, einem Seehafen, ab, wo ich drei zu solchem Dienste wohlgeeignete Schiffe ausrüstete; darauf hinreichend mit Lebensmitteln und Mannschaft versehen, am Freitage den 3. August desselben Jahres, eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang, von diesem Hafen aus unter Segel ging, und meinen Lauf nach den kanarischen Inseln nahm, um dann von hier aus nach Indien zu segeln, mich des von Ihren Majestäten an die dortigen Fürsten ertheilten Auftrages zu entledigen, und das, was sie mir befohlen, auszuführen. —— Übrigens wird es sehr nothwendig seyn, daß ich den Schlaf von mir fern halte, und mein einziges Augenmerk auf die Navigation richte, um alle jene Dinge auszuführen, welches große Arbeit seyn wird.«

6. Seefahrt.

Mit solchem entschiedenen Bewußtseyn trat Columbus seine wichtige Reise an. Indessen lebte dieser Geist der Zuversicht nur in ihm, und seine Reisegefährten waren weit entfernt, denselben zu theilen. In den Gemüthern dieser verschiedenen Menschen bewegten sich daher ganz verschiedene Gefühle, von der Hoffnung durch die Abgründe des Eigennutzes, bis zur Bosheit und Verzweiflung. Nur im Admiral lebte der Geist der Freude, der Zuversicht und Genugthuung. Er befand sich am Ziele seiner Wünsche, und kaum konnte die Verwirklichung seiner Hoffnungen noch etwas zu seinem Glücke hinzufügen. Hell und klar lag vor seinem Geiste das entdeckte Land, und seine Seele labte sich bereits nach so vielen ausgestandenen Gefahren und Beschwerden an der Quelle ewigen Ruhmes.

Diese Gemüthsstimmung gehörte dazu, um alle Beschwerden einer Reise zu ertragen, welche von Umständen begleitet war, die nur denjenigen nicht entmuthigen konnten, der so wie Columbus in höheren Regionen schwebte. In der Nähe von Eu-

ropa mußte er noch immer fürchten, daß seine Mannschaft ungestüm Rückkehr verlange; auch zeigte sich schon am dritten Tage eine Schwierigkeit, indem die Pinta die Nothflagge aufzog, weil es sich fand, daß ihr Steuerruder zerbrochen war. Columbus argwohnte nicht mit Unrecht, daß es aus Boßheit ausgehackt worden sey, weil man die Karavelle mit Gewalt gezwungen hatte, an der Expedition Theil zu nehmen. Glücklicher Weise war der Kommandant Alonso Pinzon ein geschickter Seemann, und wußte mit Tauwerk das Schiff in den Stand zu setzen, daß es bis zu den kanarischen Inseln anhielt, welche man am 9. August zu Gesicht bekam. Als Columbus bei Teneriffa vorbeisegelte, sah er aus dem hohen Pik dichte Dampfwolken und Feuersäulen emporsteigen; ein Anblick, der die Schiffsmannschaft in Schrecken setzte. Um die Pinta auszubessern, die Nina statt der lateinischen mit viereckigen Segeln zu versehen und Lebensmittel einzunehmen, verweilte Columbus durch drei Wochen auf Gomera. Während dieser Zeit lief ein Schiff aus Ferro ein, welches die Nachricht brachte: drei portugalische Schiffe seyen ausgelaufen, um die Expedition des Columbus zu hindern, und ihn gefangen zu nehmen. Der Admiral ging daher sogleich unter Segel, und betrat am 6. September mit einem westlichen Kurse das unbekannte Meer. Die Grenzen der alten Schifffahrt waren überschritten. Am 9. September war auch die letzte Spur von Land mit der Insel Ferro verschwunden. Dieser Augenblick war erschütternd; die Mannschaft befand sich nun auf dem Meere, von dessen Schrecken und Wundern ihr von Jugend auf vorgefabelt worden war. Es entsank ihr plötzlich der Muth; viele brachen in Thränen und lautes Angstgeschrei aus; nur das Herz des Admirals war fröhlich. Er beruhigte die Gemüther, beschrieb ihnen die herrlichen Länder, zu denen er sie führe, die reiche Mangi und Kathay mit ihren unermeßlich reichen und prachtvollen Städten; er verhieß ihnen Länder und Reichthümer, und that dieses um so mehr mit überzeugender Beredtsamkeit, als er selbst weit entfernt war, auch

nur im geringsten an der Wahrheit seiner Schilderungen zu zweifeln.

Er gab nun den Befehlshabern der übrigen Schiffe den Auftrag, im Falle sie durch Zufall von einander getrennt würden, so sollten sie 700 Seemeilen weit gegen Westen segeln, dann aber jede Nacht beilegen, weil zu vermuthen sey, daß sie sich in der Nähe von Land befänden. Die Schifffahrt in diesem Meere nach Amerika hin wird sowohl durch die beständigen Winde, als auch durch den immer heiteren Himmel und die Äquinoktialströmung außerordentlich begünstigt. Die Fahrt ging daher sehr schnell von Statten. Um nun die weite Entfernung von Europa seiner Mannschaft zu verbergen, nahm der schlaue Admiral keinen Anstand, diese zu täuschen, und eine doppelte Schiffsrechnung zu führen; eine davon hielt er sehr geheim, und dieß war die wahre Rechnung; eine andere, im Logbuch verzeichnete, stand zu Jedermanns Einsicht, und enthielt jeden Tag einige Meilen weniger, als man wirklich zurückgelegt hatte. Die Mannschaft erfuhr daher niemals die wahre Entfernung, und wurde bei verschiedenen Veranlassungen um so leichter beschwichtigt, als ja die 700 Meilen, jenseit welchen sich das verheißene Land befinden sollte, noch bei weitem nicht zurückgelegt waren. Am 11. September schwamm 150 Meilen westlich von Ferro ein Theil eines zerbrochenen Mastes am Schiffe vorüber, was der Mannschaft eine klägliche Vorbedeutung schien. Am 13. September, 200 Meilen westlich von Ferro, bemerkte Columbus zum ersten Male mit Erstaunen die Abweichung der Magnetnadel um 5 bis 6° gegen Westen, welche damals noch unbekannte Erscheinung von Tag zu Tage zunahm. Die Mannschaft wurde bald mit Schrecken diese Abweichung gewahr, und glaubte, daß die Natur selbst hier aus ihren Fugen gewichen sey, um sie für ihre Verwegenheit zu strafen. Columbus, dessen astronomische Kenntnisse bei der Mannschaft in großem Ansehen standen, wußte sie auf eine sehr sinnreiche Weise dadurch zu beruhigen, daß er vorgab, das Abweichen der Magnetnadel sey eine Folge des Kreisens des Polarsterns um den Pol.

Am 14. September sah man mehre Vögel, welche die Nähe von Land anzukündigen schienen, was die Mannschaft mit Freuden erfüllte. Ein feuriges Meteor, welches die folgende Nacht vom Himmel fiel, vernichtete jedoch wieder diesen guten Eindruck. Der Wind war aber günstig, die See kräuselte sich spielend, und Columbus war so entzückt von der Schönheit des Wetters, daß er diese Tage mit den schönsten Aprilmorgen in Andalusien verglich, welchen Vergleich der ehrwürdige Las Casas sehr passend findet. Weiterhin fand man das Meer auf großen Strecken hin mit Gras bedeckt; eine Erscheinung, welche die Mannschaft mit neuen Schrecken erfüllte. Mancherlei Anzeichen von Landesnähe beschwichtigten sie jedoch wieder. Da man sich erst 360 Seemeilen von den Kanarien entfernt befand, so hoffte Columbus noch gar nicht auf Land. Am 18. September glaubte Columbus wahrzunehmen, daß das Wasser weniger salzig werde, und schrieb dieses der außerordentlichen Milde und Reinheit der Luft zu. Die Fahrt ging während dem immer fröhlich vorwärts; mitunter erfrischten Regenschauer die Luft; auch kamen zwei Pelikane an den Bord, welche Vögel sich selten über 20 Meilen weit vom Lande entfernen. Die Mannschaft wurde aber immer schwieriger, und fing über die lange Seereise laut zu murren an. Man war erfinderisch an Einwürfen, und sogar der beständige Ostwind, welcher die Fahrt so sehr begünstigte, wurde ein Vorwand zur Beschwerde, da man vorgab: in dieser Gegend wehe nie ein anderer Wind, und er mache daher die Rückkehr unmöglich. Dieser Einwurf wurde am 20. September widerlegt, als der Wind sanft aus Südwest zu wehen anfing. Am folgenden Tage war die ganze Oberfläche der See mit Gras bedeckt, und glich einer grünen Wiese, was der Mannschaft zu neuen Besorgnissen Anlaß gab; denn alle Mährchen von zugefrornen Meeren, welche die Schiffe festhalten, von der versunkenen Atlantis u. s. w. wurden hervorgesucht.

Columbus unerschöpfliche Geduld wurde nicht müde, auf alle ungereimten Einwendungen und thörichten Vorstellungen mit ruhiger Besonnenheit widerlegend zu antworten. Indessen

wurden die Matrosen, nach Art roher Menschen, durch Gründe verstockter, und in ihrer Widerspenstigkeit durch Güte bestärkt. Die Lage des Admirals wurde daher mit jedem Tage schwieriger, je weiter er sich nach Westen entfernte. Seine Gründe wurden verlacht, alle Anzeichen von Land als trügerisch verspottet, und er gerieth gerade in diesem Augenblicke, wo er die Frucht seiner Bemühungen zu ernten hoffte, in Gefahr, von seiner empörten Mannschaft zur Rückreise gezwungen zu werden. Diese fing immer heftiger zu murren an. Was sollte aus ihnen auf der weiten Wasserwüste werden, wenn der Mundvorrath verzehrt war? Die Schiffe waren schwach und gebrechlich; wie sollten sie jemals wieder zurückkehren, da nach einer so weiten Reise kein Hafen vorhanden war, wo sie ausgebessert werden könnten? Nun entspannen sich Meutereien; man nannte den Admiral einen ehrgeizigen Wagehals, der in einem wahnsinnigen Augenblicke den Entschluß gefaßt habe, etwas Außerordentliches zu thun, um sich einen Namen zu erwerben. Was frage er nach Beschwerden und Gefahren, da er berühmt werden wolle! Sie hätten keine Verpflichtung weiter zu segeln, da sie bereits weiter als irgend Jemand vor ihnen den Ocean befahren hätten. Niemand könne ihnen verargen, wenn sie umkehrten, und sollte der Admiral nach seiner Rückkehr Klage gegen sie führen, so sey er ja ein Fremdling, der auf keine Stütze im Lande rechnen könne. Die gelehrtesten Leute des Landes hätten seine Plane verworfen, und diesen würde es schmeicheln, wenn er unverrichteter Sache zurückkehre. Einige gingen so weit, daß sie den Vorschlag thaten: um allen Beschwerden, welche der Admiral gegen sie führen könne, vorzubeugen, solle man ihn geradezu ins Wasser werfen, und zu Hause vorgeben, er sey während seiner astronomischen Beobachtungen verunglückt. Columbus, der um diese meuterischen Anschläge wußte, blieb sich gleich, behielt eine heitere standhafte Miene bei, suchte zu überreden und zu besänftigen, und drohte endlich geradezu den Widerspenstigen mit exemplarischer Strafe. Vom 25. September an wurden die Anzeichen von Land häufiger,

ja mehr als einmal glaubte man wirklich Land zu erblicken, welches jedoch immer sich als Täuschung erwies.

Am 1. Oktober hatte man nach der offenen Schiffsrechnung 584, nach der geheimen des Columbus 707 Seemeilen zurückgelegt, als alle Anzeichen von Land verschwanden, und die Mannschaft abermal zu murren anfing. Bald darauf erschienen jedoch wieder häufige Vorzeichen eines nahen Landes, welches aufzufinden man so begierig war, daß alle Augenblicke einer der Matrosen Land! rief. Columbus fand sich daher bewogen, um diesen Verwirrungen vorzubeugen, zu verordnen: daß jeder, der ohne Grund Land rufen würde, seinen Antheil an den Belohnungen, welche für entdecktes Land verheißen waren, verlieren sollte. Am 7. Oktober richtete Columbus seine Fahrt etwas gegen Südwesten, wohin die Vögelschaaren, die nun häufig erschienen, ihren Flug richteten. Da jedoch abermal drei Tage vergingen, ohne daß Land entdeckt wurde, so brach die Mannschaft in lautes Murren aus, und drang mit Ungestüm auf Rückkehr.

Die meisten Geschichtschreiber berichten: Columbus habe in dieser verzweifelten Lage einen Vertrag mit der Mannschaft abgeschlossen, dem gemäß er sich zur Rückkehr anheischig machte, wenn innerhalb dreier Tage kein Land entdeckt würde. Ein solcher Vertrag stimmt keineswegs mit dem Charakter des Columbus überein. Seine Festigkeit, seine entschiedene Zuversicht, und die Größe dessen, was auf dem Spiele stand, und nichts weniger als der Zweck seines ganzen Lebens war, läßt eine solche Selbsterniedrigung nicht ahnen. Auch ist kein gleichzeitiger Schriftsteller vorhanden, der diese Nachricht bekräftigte. Im Gegentheil trat Columbus entschlossen unter seine Mannschaft, und suchte sie durch Vorstellungen zu besänftigen; als diese jedoch nichts halfen, erklärte er geradezu: »Euer Murren hilft euch nichts; eure Souveräne haben diese Expedition befohlen, um Indien aufzusuchen; es mag nun geschehen was da wolle, so bin ich entschlossen, in meinem Unternehmen zu beharren, bis mich Gott zum Ziele führt.« Zum Glück mehrten sich auch die

Anzeichen vom nahen Lande; man sah frisches Gras, das erst vor kurzem vom Lande weggeschwemmt seyn konnte; es ließ sich ein grüner Fisch blicken, der sich nur am Ufer zwischen Klippen aufzuhalten pflegt; ein Dornstrauch mit Beeren, der kurz vorher erst von seinem Stamm gerissen seyn konnte, trieb am Schiffe vorüber; man schiffte ein Schilfrohr, einen künstlich geschnitzten Stab und ein Bret auf. Diese unzweideutigen Zeichen von Land verscheuchten jede Stimme des Aufruhrs, und ließen den Trübsinn in sanguinische Hoffnungen übergehen. Jeder Mann sah begierig umher, um der erste zu seyn, der das Land entdecke. Als am 11. Oktober, der hergebrachten Ordnung gemäß, die Mannschaft das Salve Regina anstimmte, trat Columbus unter sie, und hielt ihr eine eindringliche Rede. Er wies sie auf die Güte Gottes hin, welche sie mit sanftem Winde in die Nähe des verheißenen Landes gebracht habe. Die 700 Seemeilen westlich von den kanarischen Inseln seyen nun zurückgelegt, und der Augenblick gekommen, wo die Vorsicht einzutreten habe, um mit der Nacht die Segel einzuziehen, weil man wahrscheinlich vor Tage noch Land erblicken würde. Er befahl nun, auf das genaueste Acht zu geben, auf dem Vordertheile des Schiffes zu bleiben, und versprach demjenigen, der zuerst Land entdecken würde, außer der von den Souveränen verheißenen Belohnung, noch ein sammtenes Wamms. So brach die Nacht vom 11. auf den 12. Oktober herein. Ruhig durchschnitten die Schiffe mit günstigem Winde den Spiegel der See. Es wurde Nacht; Columbus stand auf dem höchsten Punkte seines Schiffes, gedankenvoll nach dem geheimnißreichen Westen schauend, nicht ahnend was vor ihm lag. Um 10 Uhr erblickte er im tiefen West ein flimmernd Licht. Mißtrauend seinem Auge rief er Pedro Gutierrez, Kammerpagen der Königin, zu sich, ihn fragend: ob er nicht in angegebener Richtung ein Licht sehe, was dieser bejahte. Columbus fürchtete noch immer sich zu täuschen, und berief Rodrigo Sanchez von Segovia, dieselbe Frage an ihn stellend, zu sich. Doch während sie auf das Hintertheil des Schiffes stiegen, war das Licht verschwunden; indessen flim-

merte es noch zweimal auf, als ob man mit einer Fackel von einem Hause in das andere ginge, und verschwand alsdann in tiefe Nacht. Man legte auf dem Schiffe nur wenig Werth auf diese Erscheinung. Columbus erblickte jedoch vor sich mit Bestimmtheit Land, von dem ihn die ferne Flamme überzeugt hatte, daß es bewohnt sey. Um 2 Uhr nach Mitternacht gab ein Kanonenschuß von der Pinta das freudige Zeichen von entdecktem Lande. Die Segel wurden eingerefft, die Schiffe beigelegt und mit Ungeduld der Morgen erwartet. Welche Gefühle mögen die Brust des Columbus in diesem Zwischenraume, bis zum Aufgange der Sonne durchkreuzt haben? Endlich, endlich war das große Ziel erreicht! Glücklicher Mann! die große Idee deines Lebens war realisirt, das Geheimniß des Oceans enthüllt, die neue Welt entdeckt! Der Vergangenheit und der Zukunft Schmerz im Leben dieses großen Mannes findet in diesem großen Momente seine Verklärung.

7. Land.

Als am 12. Oktober 1492 die Sonne aufging, beschien sie wenigstens im fernen Westen glückliche Menschen. Land! das ersehnte Land lag vor Christoph Columbus und seinen Gefährten ausgebreitet da. Ein Jubelruf belebte die ganze Eskadre, ein Wonnegefühl bewegte die Brust des Columbus und seiner 120 Mann. In solchen Momenten schweigt jede niedere Leidenschaft, der Mensch fühlt die ganze Seligkeit, welche in dem Übergewichte des bessern Geistes uns erblüht. Eine schöne, flache, mehre Meilen weit sich ausdehnende, mit prachtvollem Grün geschmückte Insel lag vor den Blicken der staunenden Seefahrer ausgebreitet. Zwar hatte in diesem Paradiese sich die Natur wildschön entfaltet; aber offenbar war die Insel bewohnt, denn von allen Seiten kamen die Einwohner aus den Wäldern hervor, und starrten mit Verwunderung die Schiffe an. Sie waren völlig nackt, und schienen ihren Stellungen und Geberden nach in Staunen versunken. Columbus gab nun das Zeichen, die Anker fallen zu lassen; Boote wurden bewaffnet und bemannt.

Er selbst aber bestieg, reich in Scharlach gekleidet, mit der königlichen Fahne in der Hand, sein Boot. Martin Alonso Pinzon und sein Bruder Yanez bestiegen ebenfalls die ihrigen. So näherte man sich den fremden Gestaden. Als sie sich der Insel näherten, entfaltete diese den Schmuck der üppigen tropisch-amerikanischen Vegetation, und gewährte ihnen einen erquickenden Genuß. Pflanzen und Früchte hatten aber ein ihnen ganz fremdes Ansehen. Die Reinheit und Schönheit des Himmels, das prachtvolle Meer, welches hier bis auf den Grund durchsichtig ist, vereinigten sich mit dem Überdrusse einer langen Seereise, um den Moment des größten irdischen Glückes vollständig genießen zu lassen.

Bei dem ersten Schritte an das Land fiel Columbus auf seine Knie nieder, küßte den Erdboden, und brachte dem Himmel mit Freudenthränen seinen Dank dar. Die Herzen, selbst der rohesten seiner Begleiter, strömten in dankbaren Gefühlen über, und folgten seinem Beispiele. Hierauf erhob sich Columbus, ließ freudig die königliche Fahne wehen, zog sein Schwert, berief die Officiere der Flotte, den königlichen Notar und alle übrigen, und nahm von der Insel, welcher er den Namen San Salvador gab, im Namen der kastilischen Souveräne feierlichen Besitz. Nach dieser Formalität ließ er sich als Admiral, Vicekönig und Stellvertreter seiner Monarchen den Eid des Gehorsams leisten. Seine Gefährten hielten ihre Gefühle nicht mehr zurück; so groß früher ihre Kleinmuth und ihre Zaghaftigkeit war, so ausschweifend war jetzt ihre Freude. Alles drängte sich um den Admiral, man umarmte ihn, küßte ihn, überhäufte ihn mit Huldigungen, und betrachtete ihn als einen Mann, der bereits Reichthümer und Ehrenstellen zu vergeben hätte. Die Elenden, welche früher ihm den meisten Verdruß verursacht hatten, krochen nun zu seinen Füßen, baten ihn um Verzeihung, und gelobten, seinen Befehlen hinführo blind zu gehorchen.

Die Eingebornen der Insel hatten bisher mit stummem Erstaunen dem fremdartigen Schauspiele zugesehen. Sie hatten

am frühen Morgen, als die Schiffe dem Strande zusteuerten, geglaubt, es seyen Ungeheuer aus der Tiefe des Meeres emporgestiegen, und waren mit ängstlichen Blicken dem Laufe derselben gefolgt. Als sie nun aber da lebendige und bekleidete Wesen aussteigen, und dem Strande sich nähern sahen, flogen sie erschrocken in ihre Wälder. Nach und nach, als sie sich weder verfolgt noch bedroht sahen, kamen sie wieder aus den Wäldern hervor, und nahten sich den Fremdlingen mit allen Zeichen der Anbetung und Verehrung. Sie ahnten nicht, daß der Tag ihres Untergangs gekommen sey, und die Stunde ihrer Vernichtung geschlagen habe. Columbus benahm sich äußerst gütig gegen sie, und ermunterte sie durch Geschenke von Glöckchen und Schellen, nebst andern Kleinigkeiten, so daß sie sich näherten, und mit den Spaniern in Verkehr traten. Man staunte sich gegenseitig an, denn das Staunen der Spanier über diese Menschen, welche von allen bekannten Menschenarten so verschieden waren, war nicht geringer als das der Wilden. Diese ließen weder Reichthum noch Bildung ahnen, denn sie waren völlig nackt, ihr Körper mit den verschiedenartigsten Farben bemalt, was ihnen ein wildes phantastisches Ansehen gab. Ihr Haar war nicht kraus, wie bei den schwarzen Menschen, die man kurz vorher in Afrika kennen gelernt hatte, sondern straff und borstenartig, zum Theil kurz über den Ohren abgeschnitten, und hinten in einigen Locken herabhängend. Die Züge, obwohl durch die Farben entstellt, waren nicht unangenehm. Besonders schön waren ihre Augen, die Stirne hoch, der Wuchs von mittlerer Höhe und wohlgestaltet. Da Columbus fest überzeugt war, er habe den äußersten Osten Indiens erreicht, so nannte er sie Indianer; ein Name, der seitdem auf alle neu entdeckten Völker in beiden Hemisphären angewendet wurde und noch wird. Die Spanier nahmen bald wahr, daß sie es mit äußerst sanftmüthigen und harmlosen Menschen zu thun hatten. Eisen mangelte ihnen gänzlich; dabei waren sie so unkriegerisch, daß sie harmlos die bloßen Schwerter der Spanier bei der Schneide anfaßten. Die Spanier blieben den ganzen Tag am Lande, und kehrten erst

Abends voll Entzücken auf ihre Schiffe zurück. Am folgenden Morgen war der Strand mit Eingebornen angefüllt; sie hatten alle Furcht vor den Schiffen verloren, und schwammen nun an dieselben hin; theils aber fuhren sie auf hohlen Baumstämmen, welche sie Kanoe nannten, und die 40 bis 50 Menschen faßten, auf dem Wasser herbei. Dieses schien ihr eigenes Element zu seyn, mit dem sie überaus vertraut waren. Sie brachten für die Spielsachen, die ihnen gegeben wurden, gezähmte Papageien und große Ballen Baumwollengarn, von dem sie eine Fülle besaßen. Diese Ballen hatten gewöhnlich 25 Pfund, und wurden für die geringsten Kleinigkeiten hingegeben. Auch brachten sie Kassavabrot, das späterhin als Nahrungsmittel für die Spanier von so großer Wichtigkeit wurde. Sie bereiteten dasselbe aus einer Wurzel, welche sie Yukka nannten und auf Feldern bauten. Die Yukkawurzel wird in kleine Stücken geschnitten, durch Auspressen von ihrem giftigen Safte befreit, geröstet und gedörrt, sodann in Kuchen geknetet und getrocknet, in welchem Zustande sie sich alsdann lange erhalten. Will man sie essen, so werden sie mit Wasser angefeuchtet. Dieses Brot ist nicht sehr schmackhaft, aber außerordentlich nährend. Die Eingebornen hatten auch noch eine andere Yukka, deren Wurzel keinen giftigen Saft hatte, und welche geröstet oder gekocht genossen wurde.

Die Aufmerksamkeit der Spanier wurde jedoch bald durch einen Gegenstand angezogen, der als der Moment angesehen werden kann, an welchen sich alle nachfolgenden Leiden der unglücklichen Amerikaner knüpften. Einige Wilde trugen nämlich kleine, goldene Zierathen in den Nasenknorpeln, und waren sehr bereit, dieselben gegen europäische Kleinigkeiten zu vertauschen. Die habgierigen Spanier betrachteten diesen Talisman als das eigentliche Ziel aller ihrer Bemühungen und Anstrengungen. Da aber der Handel mit Gold als ein Monopol der Krone angesehen wurde, so verbot Columbus denselben, wie den Handel mit Baumwolle, Jedermann. Man forschte nun, woher die Eingebornen dieses Gold erhielten, und diese gaben zu

verstehen, daß es von Süden zu ihnen komme, wo ein König wohne, der aus goldenen Gefäßen bedient werde. Hieraus schloß Columbus, daß im Süden Land befindlich seyn müsse; und erfuhr zugleich, daß aus Südosten öfters Wilde kämen, welche die Indianer in Sklaverei fortschleppten. Da Marco Polo etwas Ähnliches von den Tataren erzählt, so schloß Columbus, daß er sich in der Nähe des Festlandes von Asia befinde, und die goldreiche Insel im Südosten die Insel Zipango sey. Das glänzende Gemälde, welches Marco Polo von dem Reichthume und der Pracht dieser Insel gibt, entzündete die Phantasie des Columbus. Diese Insel, wo er zuerst gelandet war, hieß bei den Eingebornen Guanahani. Am 14. Oktober brach der Admiral mit einem Theile der Mannschaft auf, um auf Schiffsbooten die Insel zu untersuchen. Sie war überaus gut bewaldet, und hatte einen durch Riffe geschützten Hafen, der die größte Flotte aufzunehmen im Stande war. Man fuhr vor mehren Dörfern vorbei, in welchen die Eingebornen überall Zeichen der Verehrung an den Tag legten. Endlich schiffte man Holz und Wasser ein, um die Entdeckungen weiter fortzusetzen. Die Fahrt zwischen den Bahamainseln war für die kleinen Schiffe des Columbus weniger schwierig und gefahrvoll, als sie dieses für die großen Schiffe der Jetztzeit ist. Er nahm mehre Eingeborne mit an Bord, damit sie die Sprache der Spanier lernten, und als Dolmetscher dienen könnten. Von ihnen erfuhr man, daß es eine unendliche Menge dieser schönen, flachen, fruchtbaren Inseln gebe, die alle stark bevölkert, und im Kriege mit einander begriffen seyen. Am 16. Morgens ging Columbus an einer der größten Inseln, deren ihm mehr als hundert genannt wurden, ans Land, und nannte sie Santa Maria de la Conception. Es wiederholten sich hier die Scenen von Guanahani. Nach Gold und Edelsteinen sah sich indessen Columbus vergebens um, und doch war ohne diesen Talisman an keine glorreiche Rückkehr zu denken. Die Indianer waren indessen hier schon etwas furchtsam, doch wußte Columbus durch seine Leutseligkeit und liebevolle Behandlung

die Schüchternen zutraulich zu machen. Er besuchte noch mehre Inseln, strebte aber vergebens die Schätze zu finden, welche Marco Polo verheißt. Wie wenig jedoch in der Brust des Entdeckers schmutzige Habgier Platz fand, beweist die Unbefangenheit, womit er sich dem Eindrucke überließ, welches das herrliche Schauspiel der Natur zwischen diesen Inseln darbot. »Ich weiß kaum, wohin ich mich zuerst wenden soll, und meine Augen werden es nie müde, dieses schöne Grün anzustaunen.« Er fand schöne Süßwasserseen, mit deren Inhalt er seine Fässer füllte; prachtvolle Haine, und das Gras so schön wie in Andalusien im April. Der Gesang der Vögel, die Scharen buntgefiederter Papageien, die Mannigfaltigkeit der Bäume und ihrer würzigen Früchte erfüllten ihn mit Entzücken, und erzeugten in ihm den Wunsch, immer hier bleiben zu können. Die Luft war mit Wohlgeruch erfüllt. »Als ich hieher gelangte, ging ein so köstlicher Wohlgeruch der auf dem Lande wachsenden Bäume aus, daß es nichts Lieblicheres auf der Welt geben kann. Ich glaube es gibt hier viele Pflanzen und Bäume, welche in Spanien von sehr großem Werthe seyn würden, und zu Tinkturen, Arzneien und Gewürzen dienen könnten; es ist mir recht verdrießlich, mich nicht darauf zu verstehen, doch werde ich Proben davon nach Spanien bringen.« Auch die Fische des Meeres und die Thiere des Landes, deren aber nicht viele waren, erregten sein Entzücken. So oft er jedoch nach Gold forschte, wurde er nach Süden gewiesen, wohin er auch ging, nachdem er eine der schönsten und größten Inseln Isabella genannt hatte. Am 24. Oktober ging er um Mitternacht unter Segel, und bekam am 28., nachdem er mehre Inselgruppen vorübergesegelt war, den östlichen Theil Kubas zu Gesicht. Man glaubt, daß der zuerst entdeckte Theil die westlich von Nuevitas del Principe gelegene Küste gewesen sey. Die Größe und Pracht dieser Insel, ihr herrlicher Bau, die Schönheit ihrer Berge und der liebliche Pflanzenschmuck setzten ihn in Erstaunen. Er ankerte in der Mündung eines schönen Flusses, den er San Salvador nannte; die Insel selbst, von der er Besitz nahm, nannte er, dem Prin-

zen Don Juan zu Ehren, Juana; doch ist ihr der ursprüngliche Name Kuba geblieben. Schwerlich ahnte wohl der Weltentdecker, als er seinen Fuß an diese Küste setzte, daß er sein Grab betrete. Columbus ist unerschöpflich in der Schilderung der Pracht, welche diese Insel darbot, und es ist sehr natürlich, daß die Mannigfaltigkeit der Schönheiten, welche die Natur hier entfaltet, einen so gemüthvollen Mann, wie Columbus, anziehen mußte. Die gebildeten Staaten von Zipango oder Katay fand er indessen auch hier nicht. Er segelte längs den Küsten Kubas eine ziemliche Strecke nach Nordwesten fort, und gelangte endlich zu einem Vorgebirge, welches er der schönen Palmen wegen nach diesen benannte, das aber heut zu Tage die unter dem Namen Laguna de Moron bekannte Bai bildet. Drei Indianer aus Guanahani, die sich am Borde der Pinta befanden, erzählten: daß hinter diesem Vorgebirge sich ein Fluß befinde, von wo aus es nur noch drei Tagreisen bis Kubanakan, einem an Golde übermäßig reichen Orte sey. Der Klang dieses Namens rief sogleich den Kublaikhan Marco Polos in die Phantasie unseres Seefahrers; man glaubte nun das Reich Katay gefunden zu haben, und Columbus beschloß, den Fluß aufzusuchen, und von da Gesandte an den Großkhan zu senden. Man suchte indessen vergebens, und war genöthigt, zum vorigen Landungsplatze zurückzukehren, indem man in einem Flusse, welchem man den Namen Rio de Los Mares gegeben hat, Anker warf.

Am folgenden Morgen, den 1. November, sandte er einen Theil der Mannschaft ans Land, um in verschiedene Hütten zu gehen. Die Eingebornen entflohen jedoch. Mittelst eines indianischen Dolmetschers gelang es endlich, freundschaftlichen Verkehr anzuknüpfen; indessen verbot Columbus, irgend etwas anderes als Gold einzutauschen; weil er glaubte, die Eingebornen würden dadurch bewogen werden, mit ihren Schätzen hervorzurücken. Da die Kubaner indessen kein Gold besaßen, so konnte auch keines zum Vorschein kommen. Nur ein einziger Indianer trug ein Stück gearbeitetes Silber in seiner Nase, und

von diesem glaubte der Admiral zu verstehen, daß vier Tagreisen im Innern der Insel der König residire, daß eine Menge Boten an ihn abgefertigt worden seyen, und daß in weniger als drei Tagen Kaufleute aus dem Innern kommen würden, um mit den Fremden zu handeln. So wußte sich Columbus selbst mit einem Netze von Täuschungen zu umgeben, indem die fixe Idee, sich in Ostasia zu befinden, ihn zu den abenteuerlichsten Kombinationen verleitete. Er sandte sogar zwei Spanier, Rodrigo de Perez und Luis de Torres, der ein getaufter Jude war, hebräisch, chaldäisch und arabisch verstand, ab, um mit dem Könige des Innern ein Verhältniß anzuknüpfen. Er gab ihnen Glasperlen und Spielereien mit, um unterwegs ihre Ausgaben zu bestreiten, und versah sie mit Instruktionen zur Auskundung des Landes, seiner Schätze und Produkte. In sechs Tagen sollten sie wieder zurückkehren. Während der Abwesenheit der Gesandtschaft wurden die Schiffe ausgebessert, und Columbus suchte mit dem Innern des Landes genauer bekannt zu werden. Er fand aber nichts als wilde, aber erhabene Naturpracht; und da man keine Reichthümer verspürte, so ahnte man nicht den größten Reichthum, den man gefunden hatte, nämlich die Insel selbst, welche wohlbenutzt und gut beherrscht, der Schlüssel des Welthandels ist. Am 6. November kehrten die Gesandten zurück; statt des Großkhans hatten sie einen nackten Kaziken gefunden, statt goldner Städte ein einfaches Indianerdörfchen aus Rohrhütten. Die Eingebornen behandelten sie liebreich, aber von Gold war keine Spur. Das Land war überall schön; die Felder um die Dörfer herum waren mit süßem Pfeffer, Lupinen, Mais, Kassava, und der köstlichen aber unscheinbaren Kartoffel bepflanzt. Man fand auch eine Menge Baumwolle, die gepflanzt wurde, und woraus man Hängematten und Netze verfertigte. Alles zeigte einen Zustand natürlicher Einfalt an, dessen prächtigster Theil die herrlich grünenden Wälder, so wie die Scharen bunt gefiederter Vögel war, womit das schöne Land überall sich schmückte.

Bei alle dem ging eine andere Hoffnung auf. So oft näm-

lich die Eingebornen nach Gold und Perlen befragt wurden, sprachen sie das Wort Bohio und Babeke aus, und wiesen nach Osten hin. Dieses Hinweisen bewog den Admiral, das gelobte Land des Goldes im Osten zu suchen. Er nahm daher mehre Weiber an Bord, damit die Indianer ihm desto lieber folgten, und stach aufs neue in die See.

8. Hispaniola.

Wäre Columbus noch einige Tage nach Westen vorgedrungen, so würde er das amerikanische Mittelmeer, den großen Meerbusen von Mexiko erreicht haben, und entweder an das Festland der mexikanischen Staaten, oder doch wenigstens an die Halbinsel Yukatan gelangt seyn. Er würde aufgehört haben, Kuba für ein Festland zu halten, und einen Irrthum aufgegeben haben, der ihn bis an das Grab täuschte. Dagegen segelte er vom 12. November an gegen Osten, um das Goldland Bohio, auf welches sich sämmtliche Indianer beriefen, aufzusuchen. Auf diesem Wege entwich ihm boßhafter Weise die von Alonso Pinzon kommandirte Pinta. Der böse Geist der Meuterei war wieder erwacht; Columbus vermuthete, die Pinta wolle sich entweder die Schätze von Bohio zueignen, oder gar mit der Kunde des entdeckten Landes nach Spanien zurückkehren. Höchst empört durch diese Treulosigkeit fuhr der Admiral fort, die Küste Kubas zu untersuchen; segelte sodann am 5. Dezember 1492 über die Ostspitze dieser wichtigen Insel hinaus, und erblickte nach einigen Stunden im Südosten Land. Man näherte sich demselben, und himmelan strebten die hohen Gebirge in den klaren Azur empor. Ein prachtvolles Land, schöner als jedes bisher gesehene, entfaltete sich vor den staunenden Augen der Entdecker, und die Indianer riefen plötzlich mit Entsetzen und Erstaunen »Bohio« aus. Als Columbus sich dieser Insel näherte, geriethen die Indianer in Schrecken, und suchten ihn auf alle Weise davon abzuhalten, indem sie die Bewohner mit den gehässigsten Farben schilderten. Man hatte das Paradies Westindiens, das schöne Hayti vor Augen. Nichts Schöneres hat

die Natur je hervorgebracht. Langsam segelte man dieser Insel entgegen, und lief endlich am 6. Dezember in einen an der Westseite der Insel gelegenen, bequemen Hafen ein, welchen Columbus, nach dem Patron des Tages, St. Nikolas nannte. Der Hafen war geräumig und tief, und vor ihm breitete sich eine herrliche Ebene aus; hohe Gebirge und lachende Thäler schmeichelten den Blicken. Eine Menge Kanoes ließ auf eine starke Bevölkerung schließen, deren Dörfer in der Nähe seyn mußten. Das für Naturschönheiten so empfängliche Gemüth des Columbus glaubte zwischen diesem Paradiese und dem schönen Andalusien Ähnlichkeit zu finden, und nannte das entdeckte Land Hispaniola, welcher Name ihm bis in die neueste Zeit geblieben ist.

Man bemerkte überall Spuren roher Kultur; die Eingebornen waren jedoch in das Innere der Insel geflüchtet. Man fand gut bebaute Felder, Spuren von Landstraßen und große Feuerplätze. Columbus errichtete am Eingange des Hafens ein Kreuz, und nahm von der Insel feierlich Besitz. Endlich erblickte man eine Schar Eingeborner, von denen es den Matrosen nur mit Mühe gelang, ein junges Mädchen zu fangen. Die Nacktheit dieses Naturkindes ließ weder auf Civilisation noch Reichthum schließen; doch wurden durch die goldgeschmückte Nase desselben die Hoffnungen aufs neue rege. Der Admiral ließ das Mädchen kleiden, beschenkte es mit allerlei Spielzeug, und sandte es am folgenden Morgen, in Begleitung einiger Spanier, an das Ufer zurück. Man fand in einem herrlichen Thale, am Ufer eines schönen Flusses, ein Dorf von etwa 1000 Hütten; die Bewohner waren alle entflohen, und nur mit Mühe gelang es, mittelst der Indianerin und dem Dolmetscher, 2000 derselben, die sich den Spaniern mit zagender Ehrfurcht nahten, zurückzubringen. Es knüpfte sich nun ein freundliches Verhältniß, und die Eingebornen überhäuften ihre Gäste mit Höflichkeiten und gastfreier Bewirthung. Alles was sie hatten boten sie den Fremdlingen an, und zeigten überhaupt eine höchst sanfte, unverdorbene Gemüthsart. Die Schilderung, welche die Spanier nach

ihrer Rückkehr machten, ließ Columbus ein Paradies der Schönheit und Unschuld schauen. Auch schilderte Peter Martyr die Bewohner Hispaniolas, nach der Aussage des Admirals, folgender Maßen: »Grund und Boden ist bei diesem Volke, gleich Sonne und Mond, ein gemeinschaftliches Gut, das allen gehört; Mein und Dein, diese Wurzel alles Übels, kennt es nicht; es begnügt sich mit so wenigem, daß es in seinem großen Lande mehr Überfluß als Mangel hat. Wie im goldenen Zeitalter, genießt es ruhig und glücklich, lebt in offenen Gärten, die weder durch Mauern getrennt, noch von Graben umgeben, oder durch Pallisaden geschützt sind. Ohne Gesetze, Bücher und Richter, handeln sie rechtlich gegen einander, und betrachten denjenigen als einen schlechten Menschen, der sich ein Vergnügen daraus macht, andern Böses zuzufügen. Überfluß hat bei ihnen keinen Werth, aber sie pflanzen mit Sorgfalt diejenigen Wurzeln, aus denen sie ihr Brot bereiten, und begnügen sich mit einem frugalen Mahle, wodurch sie ihre Gesundheit erhalten und Krankheiten vorbeugen.«

Es mag seyn, daß dieses Gemälde zu reizende Farben hat; aber so viel ist gewiß, daß dieser ursprüngliche Naturzustand unstreitig die Menschen auf eine höhere Stufe der Humanität stellt, als einseitige Halbcivilisation. Es ist das idyllische Leben der Naturkinder in der That dem Paradiese gleich, dessen Schönheit wir empfinden und besingen, dessen Besitz uns aber nicht beglücken würde, weil wir desselben unwürdig sind. Am 14. Dezember ging der Admiral abermal unter Segel, und besuchte eine kleine Insel, die er der vielen Schildkröten wegen Tortuga nannte; die Bewohner waren hier ebenfalls entflohen. Er kehrte nun nach Hispaniola zurück, und sein Tagebuch ist voll von Lobeserhebungen dieser paradiesischen Ufer. Er erhielt hier den ersten Besuch eines amerikanischen Kaziken, welcher großes Ansehen genoß, und auf den Schultern seiner Unterthanen getragen wurde; sein Betragen war vornehm gegen seine Leute, und vertraulich gegen Columbus. Dieser machte ihm mehre Geschenke, und der Kazike konnte sich von seinem Staunen über alle

die Wunderdinge, die er sah, gar nicht erholen. Auch hier konnte nur sehr wenig Gold eingehandelt werden, indessen wiesen alle Eingebornen bei der Nachfrage nach diesem edlen Metalle nach den Bergen hin, welche sie Zibao nannten, was Columbus für Zipango nahm, und sich wieder einer Reihe von Täuschungen überließ. Columbus ließ ein großes Kreuz in dem Dorfe errichten, und segelte am 19. Dezember weiter; er landete an verschiedenen Punkten und wurde überall von dem Volke mit Biederkeit empfangen. Da die Eingebornen merkten, welchen hohen Werth die Fremden auf Gold legten, so brachten sie bereitwillig alle Zierathen, die sie aus diesem Metalle hatten, herbei. Columbus sorgte dafür, daß die Eingebornen mit der größten Milde behandelt wurden, und bis hieher war auch noch nicht die geringste Unannehmlichkeit vorgefallen. Am 22. Dezember erschien ein Kanoe, welches die Gesandtschaft eines der größten Kaziken dieser Insel, der sich Guakanagari nannte, überbrachte. Der an der Spitze dieser Gesandtschaft stand, überreichte dem Admiral einen aus Knochen und bunten Perlen künstlich gearbeiteten breiten Gürtel, dann eine hölzerne Maske, deren Augen, Nase und Zunge von Gold waren. Columbus wurde ersucht, mit seinen Schiffen nach der etwas weiter gegen Osten gelegenen Residenz zu kommen. Columbus erwiederte die Gesandtschaft; und der Spanier, welcher der Notar der Eskadre war, wurde vom Kaziken auf das freundlichste und feierlichste empfangen, mit Gold beschenkt, und unter Wiederholung des frühern Antrages entlassen.

Am 24. Dezember wandte sich der Admiral nach Osten, und steuerte nach der bezeichneten Gegend zu. Der Wind war sanft, das Meer ruhig, und Columbus, der die vergangene Nacht gewacht hatte, befahl dem Steuermanne, nicht vom Ruder zu weichen, und legte sich zur Ruhe. Der Steuermann überließ aber das Steuer dem Schiffsjungen, und alles versank in tiefen Schlaf. Der Admiral war gewohnt, über seine Schiffe auf das sorgfältigste zu wachen; er versagte sich oft mehre Nächte den Schlaf, und war unermüdet thätig. Wie noth es that, das

zeigte dieser Augenblick, denn nur da war Leben, wo er war, mit ihm schlief alles, und das Schiff lief auf den Strand und zerborst. Columbus war der erste auf dem Verdecke, befahl das Boot auszusetzen, die Anker auszuwerfen, und hoffte das Schiff zu retten. Die treulosen Matrosen retteten sich aber ins Boot, und ruderten auf die Nina zu, welche aber die feigen Flüchtlinge nicht aufnahm, sondern zur Rettung des Admirals herbeieilte. Das Schiff lief indessen auf die Sandbank und war verloren. Tief erschüttert von diesem Unglücke begab sich der Admiral an den Bord der Nina, und landete bei Guakanagari, der ihn mit der größten Freundschaft empfing. Die Indianer nahmen so großen Antheil an dem Unglücke, daß sie sammt dem Kaziken in Thränen zerflossen. Guakanagari befahl sogleich seinen Leuten, das gestrandete Schiff auszuräumen, und alles zu retten was zu retten war. Er räumte den Spaniern drei Häuser ein, damit sie alles Gerettete verwahren könnten, und seine Leute mußten die Fremdlinge und ihr Eigenthum auf das sorgfältigste bewachen. Es knüpfte sich nun zwischen Columbus und dem Kaziken das traulichste Verhältniß an. Man brachte auch Gold herbei, und als Guakanagari die Begierde des Admirals nach diesem Metalle bemerkte, so versprach er ihm, dessen genug zu verschaffen, und wies nach dem Gebirge hin, wo in Zibao eine Fülle dieses Metalls vorhanden sey. Die Spanier fanden später im Distrikte von Zibao allerdings sehr reiche Goldminen; Columbus aber dachte wieder an Zipango. Der Anblick des Goldes tröstete den Columbus einigermaßen über sein Unglück, denn er wußte, daß man in Spanien leichter eine Karavelle, als getäuschte Hoffnungen auf Reichthum verschmerzte. Die Spanier befanden sich überhaupt hier so wohl, daß sie gar nicht an ihre Rückkehr dachten; Columbus aber dachte daran. Er ließ daher mit Einwilligung des Kaziken das erste spanische Fort in der neuen Welt bauen, und nannte es Navidad. Die Eingebornen legten bei diesem Werke selbst mit Hand an, und zwar mit solchem Eifer, daß innerhalb zehn Tagen der Bau vollendet war. Während dieser Arbeit kam zu

Columbus die Nachricht, daß Alonso Pinzon mit der Pinta in einem benachbarten Flusse Anker geworfen habe, was sich jedoch damals nicht bestätigte. Um desto eifriger arbeitete Columbus an seiner Rückkehr, damit nicht etwa Pinzon ihm in Spanien zuvorkomme. Guakanagari ließ nun in der ganzen Insel Gold sammeln, und brachte eine bedeutende Quantität dieses Metalls zusammen, was den Spaniern einen hohen Begriff von dem Reichthume der Insel gab. Auch fand sich auf derselben Piment oder rother Pfeffer, in welchem Columbus eine Spur orientalischer Gewürze zu finden glaubte. Der Admiral ließ nun das Fort einrichten, besetzte es mit den Kanonen des gescheiterten Schiffes, wählte 39 der tüchtigsten Leute unter denen, welche auf der Insel bleiben wollten aus, versah sie mit allen nöthigen Vorräthen und Werkzeugen, die er entbehren konnte, und ernannte den Oberrichter Diego de Arana zum Befehlshaber. Er empfahl ihnen alle mögliche Vorsicht, Freundlichkeit gegen die Wilden, Leutseligkeit und Friedfertigkeit. Sie sollten einmüthig immer zusammenhalten, sich auf eine nützliche Weise beschäftigen, und niemals auf der Insel zerstreuen. Den Kaziken Guakanagari und seinen Vasallen sollten sie mit Ehrerbietung und Schonung behandeln, und vorzüglich behutsam im Umgange mit indianischen Weibern seyn. Er hinterließ ihnen mancherlei Sämereien zum Anbaue, so wie auch eine Menge bei den Indianern beliebte Spielereien zum Tauschhandel. Innerhalb eines Jahres versprach er wiederzukehren, mittlerweile sollten sie einen schicklichen Platz zu einer Niederlassung aussuchen, und für eine Ladung an Gold und andern nützlichen Dingen sorgen.

9. Rückkehr und Triumph.

Am 2. Januar 1493 ging Columbus an das Land, um von seinen Freunden und dem biedern Kaziken Guakanagari Abschied zu nehmen. Es wurde noch einmal ein großes Fest gefeiert; der wackere Kazike zerfloß in Thränen, versicherte Columbus seiner aufrichtigen Freundschaft, und versprach, für

die zurückgebliebenen Spanier die väterlichste Sorgfalt zu tragen. Um den Indianern einen hohen Begriff von der Gewalt der Spanier zu geben, ließ Columbus durch seine Leute ein Waffenspiel veranstalten, und scharf geladene Kanonen nach verschiedenen Gegenständen abfeuern. Die zerstörende Gewalt dieser Waffen machte einen furchtbaren Eindruck auf die Eingebornen. Sie erhielten einen hohen Begriff von dem mächtigen Wesen, welches im Stande sey, ihre Feinde mit Donner und Blitz anzugreifen. Da ihnen aber begreiflich gemacht wurde, daß alle diese Waffen nur zu ihrer Vertheidigung da seyen, so überließen sie sich der ausgelassensten Freude.

Nach diesen Anstalten nahm Columbus Abschied; Guakanagari war im Innersten gerührt. Die majestätische Würde des Admirals hatte ihn imponirt, seine Leutseligkeit und Freundlichkeit aber das Herz gewonnen. Am schmerzhaftesten war der Abschied zwischen den Spaniern selbst; indessen zeigten die Zurückbleibenden Muth und Entschlossenheit, so daß nicht einer wankte. Denn wenn sie einerseits nicht ohne Lüsternheit nach dem Triumphe der Heimkehrenden waren, so war doch andererseits eine zu glänzende Zukunft vor ihren Augen, indem sich ihnen eine neue Welt voll geträumter Schätze aufthat. Sie sahen im Geiste den Tag der Rückkehr des Columbus, und freuten sich über das schöne Loos, welches ihnen die Zukunft versprach. Man nahm nun noch einige Indianer an Bord, und ließ endlich den Abschiedsgruß aus metallenen Schlünden ertönen.

Es war am 4. Januar, als Columbus von la Navidad unter Segel ging. Er steuerte gegen Osten, nach einem hohen, nur durch eine schmale Landenge mit Hispaniola zusammenhängenden Vorgebirge zu. Er nannte dasselbe Monte Christi, welchen Namen es noch jetzt führt. Am 6. Januar rief plötzlich ein Matrose, daß er die Pinta in einiger Entfernung sähe. Wirklich kam das entflohene Schiff mit vollen Segeln auf die Karavelle los. Beim ersten Zusammentreffen bemühte sich Alonso Pinzon, sein Entweichen durch Umstände zu rechtfertigen, indem er dasselbe als unwillkürlich, und durch

widrige Winde herbeigeführt, darstellte. Da Pinzon eine beträchtliche Partei auf der Eskadre hatte, Columbus auch unter diesen Umständen keinen Zank anheben wollte, so ließ er die schlechten Entschuldigungen gelten. Es fand sich, daß Pinzon längere Zeit um die Inseln umhergeirrt war, vor drei Wochen nach Hispaniola kam, daselbst eine bedeutende Menge Goldes erpreßte, dann aber mehre Indianer mit Gewalt mitnahm, in der Absicht, sie in Spanien zu verkaufen. Columbus beschloß nun, geradezu nach Spanien zu segeln, nachdem er die gefangenen Indianer freigegeben hatte. Man fuhr noch eine Zeitlang an den Küsten von Hispaniola, und zwischen verschiedenen Inseln umher, landete an einigen derselben, kam mit den Eingebornen in verschiedene Berührung, und hier geschah es, daß auf einer kleinen Insel, welche die Amazonen-Insel genannt wird, die erste Gewaltthätigkeit gegen die Eingebornen verübt, und das erste amerikanische Blut vergossen wurde.

Endlich wandte man sich von der neuen Welt hinweg, der Heimath zu. Als das Land aus dem Gesichte war, und man das offene Meer vor sich hatte, zeigte sich die Schwierigkeit der Heimfahrt. Der Ostwind, welcher auf der Hinfahrt so günstig gewesen war, widersetzte sich der Heimfahrt und verursachte mannigfaltige Schwierigkeiten. Im Anfange des Februars gelang es endlich, die Region der Passatwinde zu verlassen, und nun wurde die Witterung so günstig, daß man gerade auf Spanien lossteuern konnte. Am 12. Februar befand man sich in der Nähe der Azoren, als sich ein gewaltiger Sturm erhob, welcher von Tag zu Tage wuchs, und am 14. eine solche Heftigkeit erlangte, daß der Untergang unvermeidlich schien. Die Nacht brach ein, und die Schiffe wurden getrennt. Die Pinta verlor sich immer weiter, bis endlich die Signallichter nicht mehr gesehen werden konnten. Voll düsterer Ahnung stand der Admiral die ganze Nacht hindurch auf dem Verdecke seines der Wuth empörter Elemente preisgegebenen Schiffes. Die Sonne ging auf, Columbus blickte ängstlich umher, die Pinta war

verschwunden, und der Sturm gab den empörten Wellen neue Kraft. Die hülflose Barke wurde den ganzen Tag hindurch auf dem wilden Meere umhergeschleudert. Columbus sah endlich, daß menschliche Hülfe ihre Mittel erschöpft habe, und Rettung nur vom Himmel zu erwarten sey; diesen suchte er sich daher durch Bußübungen und Gelübde geneigt zu machen. Es wurden nun so viel Bohnen, als Mannschaft auf dem Schiffe war, in eine Mütze geworfen, und man that das Gelübde: daß der die mit einem Kreuze bezeichnete Bohne ergreifen würde, mit einer fünf Pfund schweren Wachskerze in der Hand nach der Kapelle der Santa Maria de Guadalupe pilgern sollte. Der Admiral griff zuerst hinein, und da ihn das Loos traf, so betrachtete er sich von dem Augenblicke an als einen Pilger. Da der Sturm noch nicht nachließ, so wurde um eine Wallfahrt nach Loretto geloost, und ein Matrose getroffen. Columbus machte sich anheischig, die Kosten zu tragen. Endlich wurde noch wegen einer Wallfahrt nach Santa Clara de Moguer geloost, wo eine feierliche Messe gelesen, und eine ganze Nacht hindurch in der Kapelle gewacht werden soll; das Loos traf wiederum den Admiral. Da alle diese Gelübde nicht halfen, so verpflichtete sich die ganze Mannschaft, wenn sie glücklich das Land erreichte, baarfuß und im Hemde nach der nächsten Kapelle eine Prozession zu veranstalten. Jeder that noch ein besonderes Gelübde, doch schien der Himmel dießmal jede Erhöhrung zu versagen. Die Gefühle des Admirals tobten wie der Sturm, jedoch verlor er die Besonnenheit nicht. Er ließ die leeren Fässer mit Seewasser füllen, um das Gewicht des Schiffes zu vergrößen, und versäumte nichts, was einem erfahrnen Seemanne zuzutrauen ist.

Von dem, was in seinem Innern vorging, gibt uns folgender Brief an die Souveräne eine Idee: »Ich würde mein Unglück mit der größten Geduld ertragen, wäre bloß meine Person der Gefahr ausgesetzt. Ich habe zu oft den Tod in der Nähe gesehen, um ihn zu fürchten; aber mein Schmerz besteht darin, eine Menge Leute zu Grunde gehen zu sehen, welche mir Ihre Majestäten zu meiner Unternehmung anvertrauten. Überdieß er-

greift mich Verzweiflung bei dem Gedanken, nicht im Stande zu seyn, Ihren Majestäten über meine Entdeckungen Bericht zu erstatten, und dasjenige zu berichten, was sich meinem Unternehmen entgegen gesetzt hat, und von mir überwunden wurde. Auch gedenke ich mit Schmerz meiner zweier Söhne, die sich zu Kordova befinden. Ihre Jugend kränkt mich; ich stelle mir den unglücklichen Zustand vor, in welchem sie, verlassen von der ganzen Welt, und vielleicht vergessen von Ihren Majestäten, welche die Dienste, die ich Ihnen zu leisten so glücklich war, niemals erfahren werden, verfallen müssen. Es gibt Augenblicke, wo ich glaube, daß die göttliche Gerechtigkeit mir um meiner Sünden willen nicht vergönnen will, meinen Ruhm zu genießen. Indessen kann ich nicht aufhören, der Überzeugung zu seyn, daß meine Entdeckungen eines Tages zu ihrer Kenntniß gelangen, und um Sie selbst davon zu unterrichten, habe ich während des Sturms in einigen Zeilen die Namen der für Ihro Majestäten erworbenen Länder, die Richtung, welche man befolgen muß, und die Zeit, welche ich zu meiner Reise brauchte, verzeichnet. Ich unterrichtete Ihro Majestäten von den Sitten der Einwohner, der Fruchtbarkeit des Landes und der Kolonie, welche ich daselbst zurückgelassen habe, um den Besitz zu sichern. Ich habe das Pergament mit meinem Siegel besiegelt, und es in Wachsleinwand, alsdann in Wachs gehüllt, und in eine Tonne mit der Addresse, an Ihre Majestäten, verschlossen. Ich habe dieselbe in der Hoffnung ins Meer geworfen, daß, wenn wir in den Wellen untergingen, sie irgend ein Schiffer finden und nach Spanien überbringen würde. Da ich aber fürchtete, daß die Fluthen die Tonne zu weit wegtreiben würden, so habe ich eine andere auf gleiche Weise zugerichtet, wie die erste, um sie im Augenblicke des Untergangs dem Meere zu überlassen. Vielleicht, daß doch eine von den beiden in die Hände Euer Majestäten gerathen möge.« Dieser Brief läßt uns tief in das Gemüth des Columbus blicken; er zeigt seine Entschlossenheit, sein kindliches Gemüth, seine humanen Gefühle, und seine Treue gegen seinen Monarchen bis in den Tod.

Er war nun einiger Maßen ruhiger und schöpfte wieder Hoffnung, als am andern Morgen der Himmel im Westen sich aufzuheitern anfing, und endlich am 15. Februar Morgens Land gerufen wurde. Daß nach solchen Stürmen Columbus sogleich erkannte, daß er sich in der Nähe der Azoren befinde, ist ein glänzender Beweis für seine Geschicklichkeit als Seemann. Indessen war Wind und Meer so ungünstig, daß man erst am 17. bei der Insel Santa Maria, der südlichsten der Azoren, ankern konnte. Es wurden sogleich drei Matrosen ans Land geschickt, welche von den Einwohnern gut, von dem Gouverneur aber heimtückisch aufgenommen, und sammt der Barke zurückbehalten wurden. Man hörte mit Staunen die Berichte dieser fernherkommenden Seefahrer, und der Gouverneur sandte am folgenden Morgen Lebensmittel an Bord, und hieß Columbus willkommen; versprach auch, am andern Morgen dem Admiral seinen Besuch abzustatten. Columbus war jedoch eingedenk des Gelübdes, welches er im Augenblicke der höchsten Gefahr gethan hatte; man suchte daher dasselbe zu erfüllen, und eine kleine der Jungfrau Maria geweihte Kapelle, nicht weit vom Hafen, schien geeignet dazu. Columbus traf daher zur Ceremonie die erforderlichen Vorkehrungen. Man erbat sich einen Priester, der Messe lesen sollte, und barfuß im bloßen Hemde begab sich die Hälfte der Mannschaft in Prozession nach der Kapelle; der Admiral mit der andern Mannschaft wollte nach ihrer Rückkehr das Gleiche thun. Der tückische Gouverneur überfiel aber die Betenden, und nahm sie, in der Meinung Columbus befände sich darunter, gefangen. Als man vergeblich der Rückkehr harrte, ahnte Columbus die Treulosigkeit der Portugalen, und bewaffnete den Rest seiner Mannschaft. Es kam auch bald eine portugalische Schaluppe mit einem Haufen bewaffneter Reiter, unter denen der Gouverneur war. Als man jedoch Columbus vorbereitet fand, wagte man keine Feindseligkeit. Es entspann sich ein heftiger Wortwechsel, worauf sich die Portugalen zurückzogen. Der unsichere Ankerplatz der Karavelle und das stürmische Wetter zwang Columbus, die hohe See zu suchen.

Glücklich wurde auch dieser Sturm überstanden, und am 22. ankerte man abermals bei der Insel Maria. Der Gouverneur suchte sich nun auf eine gute Art aus der Schlinge zu ziehen, da er vermuthlich reiflich überlegt hatte, wen er vor sich habe. Er gab die Gefangenen frei, da er den Admiral, welchen die portugalische Regierung zu verhaften befohlen hatte, nicht überraschen konnte. Dieses war der erste Empfang des Admirals in Europa, und der Anfang des Undankes, der den großen Mann bis an sein Ende quälte, und womit die Menschheit seine großen Verdienste um sie belohnte.

Er segelte nun auf seine Heimath zu, wurde aber nochmals von schrecklichen Stürmen herumgeworfen, und man kann es als ein wahres Wunder betrachten, daß sein elendes Fahrzeug nicht unterging. Am 4. März befand er sich an der Mündung des Tajo, und hatte den Felsen von Cintra vor sich. Der Sturm ließ ihm keine andere Wahl, und er ging in Portugal, Rastello gegenüber, vor Anker. Die Portugalen, welche das Schiff im Sturme hatten treiben sehen, betrachteten seine Rettung als ein Zeichen vom Himmel. Columbus sandte nun Eilboten an die Souveräne von Spanien, und suchte die Erlaubniß nach, sein Schiff vor Lissabon vor Anker legen zu dürfen, indem er dem Könige von Portugal versicherte, weder in Guinea gelandet, noch irgend eine portugalische Kolonie besucht zu haben, da er von Westen her, von der entdeckten Insel Zipango komme. Der Eindruck, welchen die Nachricht von der im Tajo geankerten, und mit einer neuen Welt beladenen Barke in Lissabon machte, war unbeschreiblich. Portugal, seit langer Zeit durch seine Entdeckungen berühmt, sah plötzlich seinen Ruhm verdunkelt; alles strömte herbei, um die Wunderbarke zu sehen, und sowohl Ufer als Strom war mit Neugierigen bedeckt.

Man kann sich denken, welche Gefühle sich im Kabinette des Königs von Portugal regten. Der König lud Columbus ein, zu ihm zu kommen, und von seiner Reise zu erzählen. Gerne hätte der Admiral diesen Besuch abgelehnt; da es jedoch weder ohne Gefahr, noch ohne eine Unschicklichkeit zu begehen, geschehen

hen konnte, so gehorchte Columbus, und wurde mit der größten, seinem Range und Verdienste angemessenen Auszeichnung empfangen. Der König, edler als seine Höflinge, bekämpfte den Kummer, welchen der Gedanke an die verlorne Welt nothwendig in ihm hervorbringen mußte, und behandelte den Admiral mit der größten Leutseligkeit und Hochachtung. Auch die Königin bat ihn zu sich, und hörte der wundervollen Erzählung zu. Unter den Höflingen gab es aber Leute genug, welche den König mit den niederträchtigsten Rathschlägen verfolgten. Man suchte den Columbus zu verleumden, und den König zu überreden, daß die neuern Entdeckungen innerhalb der Grenzen portugalischer Rechte fielen. Einige riethen, Columbus heimlich aus dem Wege zu räumen; einige, wegen seiner frühern Entweichung nach Urtheil und Recht zu tödten; die schlaueren riethen, eine Flotte abzusenden, um von den neuentdeckten Ländern Besitz zu nehmen. Der edle König, den es genugsam reuen mochte, einmal einem niedrigen Rathschlage Gehör gegeben zu haben, rettete seine Tugend. Wahrlich die Tugenden der Könige verdienen die höchste Verehrung, weil sie diejenigen sind, die am meisten geprüft werden; indem sie die Macht besitzen, das Böse zu thun, fehlt es nie an Versuchern, sie dazu zu verleiten. Der König von Portugal, nebst dem bessern Theile seiner Umgebung, war hingerissen von der Größe der Verdienste des Columbus. Er versprach ihm die größte Sorgfalt, und alle Bequemlichkeit auf Kosten der Regierung, wenn er zu Lande nach Spanien reisen wollte, und als der Admiral auf der Seereise bestand, wurde er von den Großen des Hofes auf die ehrenvollste Weise auf das Schiff zurückbegleitet, und seine Mannschaft beschenkt. Am 13. März 1493 zog der Admiral die Segel auf. Die Elemente ließen von ihrer Wuth nach, da die Kunde von der neuen Welt bereits in Europa gelandet war. Fröhlich ging die glückliche Fahrt dem Hafen von Palos zu, wo die Karavelle am 15. März Mittags um 12 Uhr, nach einer Abwesenheit von sieben und einem halben Monat, die Anker fallen ließ. Wie der Ruf der Auferste-

hung durchtönte es jubelnd das Städtchen: Columbus und die neue Welt sind gelandet!

Wer am 3. August des vorhergehenden Jahres das Städtchen Palos sah, würde geglaubt haben, sich in einem Leichenhause zu befinden, wo eine ansteckende Seuche die Theuersten dahingerafft, die Lebenden aber bedroht habe. Wer aber siebenthalb Monate später in dasselbe Städtchen kam, würde aus dem Jubelrufe geschlossen haben, daß ganz Palos eine südliche Hochzeit feiere. Die ganze Stadt gerieth in freudige Bewegung, ein allgemeiner Jubelruf ertönte; jedem Handwerker sank das Werkzeug aus der Hand; die Kaufläden wurden geschlossen, die Arbeiten eingestellt, die Glocken ertönten, und die ganze Bevölkerung drängte sich frohlockend nach dem Hafen hin; die Luft erbebte von Beifallruf. Die Verwünschungen, welche Columbus auf seiner Abreise begleitet hatten, verwandelten sich in Segnungen; die größten Ehrenbezeigungen und Huldigungen traten an die Stelle des frühern Murrens, und im Triumphe führte man den hochgeehrten Mann nach der Kirche, um daselbst gemeinschaftlich mit ihm Gott zu danken, der solches zu erstreben dem Manne verliehen hatte, welcher einst einsam mit seinem schmachtenden Kinde um einen Trunk Wasser zu bitten auf demselben Wege nach la Rabida ging. Das Wiedersehen mit dem edlen Prior des Klosters mag sich jedes der Freundschaft fähige Herz selbst malen.

Des Columbus erste Sorge war nun, Eilboten nach Barcelona, wo sich der Hof aufhielt, zu senden, um den Souveränen seine glückliche Zurückkunft zu verkünden, und die Erlaubniß, vor ihnen erscheinen zu dürfen, zu erbitten. An demselben Abend fuhr auch, durch einen besondern Zufall geleitet, Alonso Pinzon in den Hafen von Palos ein. Der Sturm hatte ihn von Columbus getrennt, in das Meer von Biskaja verschlagen, wo er in Bayonne ankerte, und von da Bericht von seiner Rückkehr nach Barcelona sandte, um Erlaubniß, vor den Souveränen erscheinen zu dürfen, bittend. Vermuthend und wünschend, daß Columbus im Sturme unter-

gegangen sey, eilte er nach Palos, und feierte im Voraus den Triumph seiner Rückkehr. Mit Entsetzen fand er daselbst die Karavelle des Columbus vor Anker; sein Gewissen stellte ihm alle begangene Niederträchtigkeit vor die Seele, so daß er es nicht wagte, im Augenblicke des Triumphes vor die Augen des Admirals zu kommen. Er verbarg sich, von seinem Gewissen bestraft, und da auch die Souveräne sein Betragen mißbilligten, starb er auch bald vor Gram. Uns dauert der wackere Seemann von Herzen. Heut zu Tage stirbt Niemand mehr an Gewissensbissen! — Es mag übrigens manchen Lesern angenehm seyn, zu hören, daß die Familie der Pinzon, gleich entfernt von Überfluß und Armuth, in glücklicher Unabhängigkeit noch in Palos fortblüht, und nach glaubwürdigen Zeugen Einfalt der Sitten und patriarchalische Würde in der Familie bewahrt.

Von den Souveränen kam eiligst der Befehl an Columbus, schnell an den Hof zu kommen. Die Nachricht von der gemachten Entdeckung erschien wie eine Gabe des Himmels; die Souveräne waren von dem außerordentlichen Ereignisse, welches so schnell auf die Eroberung Granadas folgte, wie betäubt. Jubel ergriff den ganzen Hof. So war also dieser Fremdling doch kein Gaukler und Träumer! Der Brief der Majestäten, welcher den Admiral zu Sevilla traf, war überschrieben: »An Don Christophero Colon, unsern Admiral des Oceans, Vicekönig und Gouverneur der in Indien entdeckten Inseln.« Columbus eilte nun, an den Hof zu kommen, sein Ruf war ihm aber vorausgegangen, und wo er durchkam, fand er das ganze Land in Bewegung; seine Reise war ein Triumphzug. Gegen die Mitte Aprils langte er zu Barcellona an. Der herrliche Himmel des schönen Andalusien begünstigte die Feierlichkeit. Vor der Stadt kam ihm eine große Anzahl von Edelleuten entgegen, denen eine ungeheure Volksmenge nachfolgte, und der Einzug des Columbus glich dem Triumphzuge, welchen Rom seinen ausgezeichneten Imperatoren gewährte. Hier war er indessen besser verdient.

Den Zug eröffneten die Indianer, sie waren ganz im Kostüme ihres Vaterlandes, d. h. mit mancherlei Farben be-

malt, und hatten sich mit ihren Nationalzierathen geschmückt. Hinter ihnen trug man eine Menge Papageien, ausgestopfte Vögel und andere Thiere des neu entdeckten Landes; dabei unbekannte Gattungen schöner Pflanzen. Sodann suchte man die Blicke des Volks auf die goldenen Zierathen, Armbänder und indianischen Kronen zu lenken, welche den Reichthum der entdeckten Länder vorstellten. Hierauf kam Columbus selbst zu Pferde, von einem reichen Gefolge junger Spanier umgeben. Das Gedränge war so groß, daß es kaum möglich war, durch die Straßen zu kommen; Fenster und Balkone waren mit Damen besetzt, und sogar die Dächer mit Menschen bedeckt. Die ehrwürdige Person des grauen Admirals trug nicht wenig zur Verherrlichung dieser merkwürdigen Scene bei. Die Souveräne hatten befohlen, ihren Thron in einem großen, offenen, dem Publikum zugänglichen Saale aufzustellen. Hier erwarteten sie unter einem prächtigen Thronhimmel den Admiral. Der Prinz Johann war bei ihnen, und von allen Seiten hatte sich der glänzendste Hof der Granden und Großwürdenträger um den Thron des glücklichen Monarchen versammelt. Alles war begierig, den merkwürdigen Mann zu sehen, der sich heute eines der schönsten Triumphe in der Geschichte der Menschheit freute.

Die Souveräne selbst waren von der Größe des Augenblicks ergriffen; man vergaß sogar die Etikette. Als Columbus sich nahte, erhoben sich die Souveräne von ihrem Throne, als vor einer Person vom höchsten Range. Columbus ließ sich auf die Knie nieder, und bat um die Gnade, ihnen die Hände küssen zu dürfen. Die Souveräne nahmen jedoch Anstand, dieses Zeichen der Unterwürfigkeit anzunehmen; sie hoben ihn liebreich auf, und befahlen ihm, sich auf einem bereit stehenden Stuhle niederzulassen; die größte Ehrenbezeigung an diesem Hofe. Nun stattete Columbus mit der ihm eigenthümlichen Beredtsamkeit und Wärme ausführlichen Bericht über seine Reise, die entdeckten Länder und seine Hoffnungen ab. Sein Gemüth war ergriffen, und er malte mit glühenden Farben. Niemand ahnte, welche Divinationsgabe in diesem poetischen Gemüthe lag, und

er selbst mochte, trotz seiner Überzeugung, kaum glauben, daß seine begeisterte Schilderung einst so weit hinter der Wirklichkeit bleiben würde.

Als Columbus geendigt hatte, waren die Souveräne so wie er selbst auf das innigste bewegt. Mit Thränen der Freude und Dankbarkeit sanken die Majestäten auf ihre Knie; Columbus und alles Volk folgte ihrem Beispiele. Der König stimmte den ambrosianischen Lobgesang an, und man pries mit erhobenen Händen und lauter Stimme Gott für eine so außerordentliche Gnade. Eine feierliche Begeisterung bemächtigte sich der ganzen Versammlung, welche der ehrwürdige Las Casas mit vollem Rechte einen Vorgeschmack des Paradieses nennt. Nachdem Columbus von den Souveränen entlassen war, begleitete ihn die jubelnde Menge frohlockend nach seiner Wohnung.

Columbus stand auf dem Gipfel des Glücks; von nun an gab es für ihn kein Aufwärts mehr!

10. Vorbereitungen zu einer zweiten Reise.

Die Souveräne bestätigten nun Columbus in allen seinen Würden, fügten noch neue hinzu, und benutzten jede sich darbietende Gelegenheit, um ihm Beweise ihrer hohen Achtung zu geben. Er hatte zu jeder Stunde freien Zutritt zu Ihren Majestäten; die Königin unterhielt sich gerne mit ihm über die Entdeckungen, welche er gemacht hatte und noch zu machen hoffte, ja man sah sogar oftmals den stolzen, kalten Ferdinand zwischen Columbus und dem Prinzen Johann reiten. Um den Ruhm des Admirals in seiner Familie zu verewigen, wurde ihm ein neues Wappen gegeben, wo man die spanische Krone, ein Schloß und einen Löwen, nebst einer von Wellen umgebenen Inselgruppe erblickte, mit der Inschrift:

Por Castilla y por Leon
Nuevo Mundo hallo' Colon.

In ganz Europa erregte die Kunde der Entdeckung des Columbus freudiges Erstaunen und allgemeine Begeisterung;

Jedermann pries sich glücklich, zu einer Zeit zu leben, die so Außerordentliches hervorbrachte. Am Hofe beeiferte sich Alles um die Gunst des Columbus, und es war seltsam zu schauen, wie jetzt Jedermann sich um den drängte, welchen man ein Jahr früher als Abenteurer über die Achsel angesehen hatte. Jeder wollte nun schon längst seine Verdienste erkannt haben, jeder sein Beschützer und Beförderer gewesen seyn. Columbus wußte indessen recht gut, wer seine Freunde waren, und wenn wir in ihm den großen Mann bewundern, so müssen wir den ehrlichen Mann verehren, welcher auch in dem Augenblicke, wo er aus dem von Boßheit und Neid noch ungetrübten Becher des Glückes und des Ruhmes in vollen Zügen trank, seinen Juan Perez, Prior von Rabida, und Diego de Deza, der späterhin Bischof von Valenzia wurde, nicht nur nicht vergaß, sondern mit aufrichtiger Dankbarkeit verehrte. Nur ein großes Gemüth kann dem Wohlthäter die Wohlthaten verzeihen.

Die Souveräne suchten nun vor allen Dingen sich den Besitz der neuen Welt zu sichern. Als eine Folge der Kreuzzüge lag es im Geiste jener Zeit, sich für verpflichtet zu halten, die Länder der Ungläubigen anzufallen; und jeder christliche Monarch betrachtete es als einen Akt der Frömmigkeit, dieselben in Besitz zu nehmen. Vorzüglich stand es der Kirche zu, die Länder der Ungläubigen frommen Monarchen als Lohn ihres Eifers für die Lehre Christi zuzuerkennen. Diesem Rechte gemäß hatte Papst Martin V. und seine Nachfolger der Krone Portugal alle jene Länder zuerkannt, welche jenseit des Kap Bojador bis Indien entdeckt werden würden, und die Souveräne Spaniens hatten keinen Anstand genommen, sich im Jahre 1479 zu verpflichten, diese seltsamen Rechte zu ehren. Als Columbus die westliche Halbkugel enthüllte, saß Alexander VI. auf dem päpstlichen Stuhle. Die spanischen Souveräne wandten sich sogleich an diesen unstreitig mit den ausgezeichnetsten Talenten begabten, von der Geschichte aber aufs gräulichste mißhandelten Mann. Er war als ein geborner Unterthan der spanischen Krone diesen Souveränen ohnehin geneigt. Die spanischen Gesandten hatten von dem

5*

klugen Ferdinand den Auftrag, zu erklären, daß man eine neue Welt entdeckt habe, daß diese Entdeckung die an Portugal verliehenen Rechte nicht verletze, und daß man also der päpstlichen Bulle eigentlich zur Besitznahme gar nicht bedürfe, auch nicht geneigt sey, was man durch Gunst des Himmels erlangt habe, aufzugeben. Als ein frommer christlicher Fürst wünsche jedoch der König von Spanien, daß ihm durch eine päpstliche Bulle sowohl der Besitz der neu entdeckten, als in westlicher Richtung noch zu entdeckenden Länder garantirt würde. Auch am Hofe zu Rom fand die neue Entdeckung Theilnahme und freudige Gönner. Spanien hatte sich überdieß durch die Vertreibung der Mauren um die Kirche verdient gemacht, es war zwar dafür mit dem Königreiche Granada belohnt worden; man wollte indessen noch ein Übriges thun, und daher die westlichen Entdeckungen dem spanischen Hofe sichern. Es erschien also im Jahre 1493 eine Bulle, welche den Königen von Spanien dieselben Privilegien in Bezug auf die Westwelt sicherte, welche Portugal in Bezug auf die Ostwelt erhalten hatte. Um jedoch jedem Streite zwischen beiden Souveränen vorzubeugen, erschien schon am folgenden Tage eine zweite Bulle, welche jene berühmte Demarkationslinie zog, die bestimmt war, die Welt zwischen Portugal und Spanien zu theilen, und beide eifersüchtigen Mächte, welche das Geschick auf der pyrenäischen Halbinsel zu Nachbarn gemacht hatte, von einander entfernt zu halten. Doch der Mensch denkt, Gott lenkt. Diese berühmte Linie wurde 110 Meilen westlich von den Azoren, von einem Pole zum andern, gewiß in der besten Absicht von der Welt, gezogen. Daß man auf der andern Seite der Erdkugel, troß dieser Linie, dennoch zusammenstoßen könne, wurde nicht einmal geahnt. Diese Linie bildet den 30sten Meridian westlich von Ferro; später wurde sie noch um 100 Meilen westlicher vorgerückt. Man kann die gute Absicht des Papstes unmöglich verkennen.

Noch bevor die Sanktion des Papstes ankam, rüstete Isabella eine zweite Expedition aus. Die Fürsorge dafür, so wie die Oberleitung der indischen Geschäfte, wurde Juan Rodri-

guez de Fonseca, Erzdechanten von Sevilla, nachmaligen Patriarchen von Indien, einem Manne von hoher Geburt, übertragen. Nach Las Casas, des edlen Bischofs von Chiappa Schilderung, war er ein weltlich gesinnter Mann, der sich zu Geschäften sehr wohl eignete, die er auch mehr als seine geistigen Würden achtete. Er hatte sich fortwährend der Gunst des Hofes zu erfreuen, und leitete die Geschäfte Indiens 30 Jahre. Indessen besaß er einen unedlen, rachgierigen und neidischen Charakter, dessen böse Neigungen zu befriedigen er selbst das Wohl des Landes und den Vortheil seiner Souveräne hintansetzte. Für Columbus war er der böse Genius, den ein neidisches Geschick zum Unglücke seines Lebens ihm in den Weg warf. Fonseca verfolgte Columbus bis in den Tod.

Dem Columbus wurde nun die Macht ertheilt, zu allen Ämtern in Indien zu ernennen, wo sie so lange im Amte bleiben sollten, als es den Souveränen gefiele. Es wurde ihm noch der Titel und die Macht eines Generalkapitäns der neuen Eskadre, mit der unumschränkten Macht über die Mannschaft und die neuen Niederlassungen, welche in den entdeckten oder noch zu entdeckenden Ländern gegründet würden, ertheilt. Am 28. Mai nahm Columbus vom Hofe Abschied, wo er mit den höchsten Ehrenbezeigungen entlassen wurde. Er eilte nun nach Sevilla; bald kam auch Fonseca mit einigen Beamten nach, und wenn zur ersten Expedition kaum ein Mann gefunden werden konnte, so drängte sich jetzt alles von allen Seiten herzu, so daß es den Bemühungen des Admirals und seiner Gehülfen schnell gelang, eine Flotte von 17 Fahrzeugen zusammen zu bringen. Es wurden zugleich für eine Kolonie Bergleute, Handwerker aller Art und Ackerbauer angeworben, auch wurden Pferde, Hornvieh und allerlei Hausthiere eingeschifft. Man nahm Saatkorn, verschiedene Sämereien, Weinreben, Zuckerrohr und andere Pflanzen der alten Welt, so wie Spielereien für die Eingebornen mit; Lebensmittel und Kriegsmunition, Arzneien und Erfrischungen aller Art wurden eingeschifft. Man machte sich von der neuen Welt die überspanntesten Ideen, welche denen, die man sich vor

einem Jahrzehend bei uns über Brasilien machte, nichts nachgaben. Daher kam es, daß viele Kavaliere und junge Edelleute, welche sich in Erwartung eines Schlaraffenlandes einschifften, später bitter sich getäuscht fanden, was für Columbus eine Quelle unzähliger Schmerzen und unaufhörlichen Verdrusses wurde. Seine lebhafte Phantasie und sein stets aufgeregtes Gemüth hatte freilich auch nicht wenig zu dieser Täuschung beigetragen. Unter den jungen Edelleuten, die sich zu dieser Expedition mit einschifften, befanden sich auch manche, die späterhin zu nicht geringem Ruhme gelangt sind. Ausgezeichnet besonders in der Geschichte der Entdeckung Amerikas ist Don Alonso de Ojeda, ein junger Mann voll Muth, Entschlossenheit und Kühnheit. Die Zahl der Personen, welche an der Expedition Theil nehmen sollten, war auf 1000 festgesetzt worden; es meldeten sich aber so viele, daß man sie um 200 vermehren mußte; dabei schlichen sich noch durch Betrug eine Menge ein, so daß man die ganze Zahl auf 1500 rechnete. Da sich die Kosten einer solchen Ausrüstung höher beliefen, als man Anfangs geglaubt hatte, so weigerte sich Juan de Soria, die Rechnungen des Admirals zu unterschreiben, und setzte die Achtung gegen den Admiral so weit aus den Augen, daß ihm dieses von den Souveränen auf das strengste verwiesen werden mußte. Auch Fonseca machte Schwierigkeiten, als Columbus eine Anzahl Lakeien, um mit einigem Glanze in Indien auftreten zu können, mitnehmen wollte, und erhielt von den Souveränen die Weisung, Columbus in allen Stücken zufrieden zu stellen. Diesen geringfügigen Zwist hat der stolze Fonseca nie vergessen, denn seine niedrige Seele konnte dem Admiral nie vergeben, daß dieser höher als er stand.

Am 25. September 1493 sah man in der Bai von Kadix eine Flotte von 3 Lastschiffen und 14 Karavellen ihre Segel aufspannen und das Signal zur Abfahrt freudig erwarten. Der Hafen ertönte von dem taktmäßigen Gesange der fröhlichen Matrosen, welche mit Freuden in die offene See hinausblickten. Welch ein Kontrast zwischen der ersten Ausfahrt des Colum-

bus von Palos und dieser glänzenden Expedition; damals Trauer und Verwirrung, jetzt Freude und Hoffnung; damals wurden die Abreisenden als Verlorne betrauert und beweint, jetzt blickten sie kühn und stolz in die Zukunft, von den Zurückbleibenden beneidet. Leider bietet die Rückkehr des Columbus denselben Kontrast dar, denn am Ende ist auf Erden sogar das Glück eines Columbus eitel!

Der Admiral zeichnete sich unter der Menge durch sein imponirendes Wesen und seine majestätische Gestalt vor allen aus. Seine beiden Söhne, Diego und Ferdinand, waren gekommen Abschied zu nehmen von ihrem Vater, auf den stolz zu seyn sie alle Ursache hatten. Endlich war das Signal gegeben, und die stolze Flotte wandte sich nach den Kanarien, wo sie auch am 1. Oktober ankam, und am 5ten, um Holz, Wasser und andere Vorräthe einzunehmen, vor Gomera ankerte. Vor der Abreise von Gomera wurde jedem Schiffskapitän, für den Fall daß die Schiffe getrennt würden, eine versiegelte Ordre zugestellt, und der Hafen la Navidad als Sammelplatz bestimmt. Mittelst der Passatwinde ging die Fahrt fröhlich von statten, und erst mit Ende Oktober wurden sie durch einige tropische Regengüsse erschreckt, deren Gewalt nach unsern Regengüssen nicht bemessen werden kann, und die allezeit von flammenden Blitzen begleitet sind. Fernando Columbus erwähnt des St. Elm-Feuers, welches sich auf den Spitzen der Maste, zur großen Verwunderung der Mannschaft, blicken ließ. Übrigens war diese Erscheinung auch schon dem Plinius bekannt, und wurde damals wie jetzt, als ein gutes Zeichen überstandener Gefahr betrachtet.

Schon am 2. November hatte Columbus Ursache, die Nähe des Landes zu vermuthen; er ließ daher die Segel vermindern, und befahl, die Nacht hindurch die größte Vorsicht zu beobachten. Am folgenden Morgen, der ein Sonntag war, sah man eine hohe, schöne Insel vor sich, welche Columbus Dominika nannte. Nach und nach tauchte ein ganzer Archipel aus der Tiefe des Meeres auf. Züge von Papageien durchzogen

die Luft, und die ganze Flotte stimmte den Lobgesang für die glücklich vollbrachte Reise an. Man hatte die kleinen Antillen entdeckt. Nicht weniger als sechs schöne Inseln verschiedener Größe lagen vor der Flotte da. Da man auf Dominika keinen guten Landungsplatz fand, so warf Columbus an einer andern Insel Anker, die er Maria Galante nannte; hier pflanzte er das königliche Banner auf, und nahm im Namen der Souveräne Besitz. Nach einander wurden nun Guadalupe, wo man einen Wasserfall antraf, dann Antigua und Juan de Portorico besucht; sie waren alle von der schönen Menschenart bewohnt, welche unter dem Namen der Kariben oder auch Karaiben bekannt ist. Die Einwohner entflohen, aber die Hütten und Geräthschaften ließen vermuthen, daß sie gebildeter als die sanften Bewohner von Hispaniola seyen. Sie waren kühne Seeleute, und daß sie Menschenfresser waren, davon fanden die Spanier deutliche Spuren, und es ist lächerlich, sie gegen den Kannibalismus vertheidigen zu wollen. Peter Martyr erzählt sogar, daß bei den Kariben es üblich gewesen sey, junge Gefangene zu entmannen und zu mästen, um ihr Fleisch zarter zu machen. Man steuerte nun zwischen den Karibeninseln fort, und warf am 14. November vor der Insel Santa Cruz Anker. Die Einwohner entflohen, man fand nur einige Gefangene, die man mitnahm; endlich erschien unvermuthet ein Kanoe mit Eingebornen, und war nicht wenig erstaunt, hier die fremden Schiffe zu finden. Es wollte entfliehen, aber die Spanier schnitten ihm den Weg ab. Hierauf ergriffen die Wilden die Waffen, Männer und Weiber kämpften löwenmäßig, und als man ihre Kanoe überrannt hatte, fochten sie sogar noch schwimmend, und schossen ihre Pfeile ab, so daß die Spanier die größte Mühe hatten, sie zu binden und gefangen zu nehmen. Die Spanier mußten ihre Unbeugsamkeit und stolze Haltung bewundern. Ihre Haare waren lang und dick, um ihre Augen war ein Ring gemalt, der ihnen ein gräßliches Ansehen gab, und über die Arm- und Beinmuskeln waren baumwollene Binden gebunden, so daß solche dadurch aufgetrieben wurden; die dadurch ver-

ursachte unverhältnißmäßige Dicke galt für eine große Schönheit. Peter Martyr versichert, sie mehrmal gesehen zu haben, ohne sie ohne Schrecken und Schauder ansehen zu können; so stark war das Gepräge ihrer Wildheit. Übrigens zeigten diese Völker überall Muth und Tapferkeit, und waren, als die Europäer Amerika entdeckten, eben in Eroberung und aufblühender Kultur begriffen.

11. Hispaniola.

Nachdem die Flotte auf ihrer Fahrt von den kleinen Antillen bis Hispaniola mehr als einmal Gelegenheit hatte, den Muth und die Gewandtheit der schönen Kariben kennen zu lernen, erblickte man endlich die heißersehnte Landspitze, welche die westlichste Spitze von Hispaniola ausmacht. Bei diesem Anblicke regte sich in jedem Herzen neue Hoffnung; Jedermann glaubte nun dem Augenblicke nahe zu seyn, wo auch die mährchenhaftesten Träume seiner Kindheit verwirklicht werden sollten. Columbus selbst erblickte seine Welt mit Entzücken, und er eilte so viel als möglich dem Augenblicke entgegen, in welchem er seine zurückgelassenen Gefährten umarmen, und von ihnen Kunde des Landes und der Gewässer, und Winke für neue Unternehmungen erhalten sollte. Er fand sich schrecklich getäuscht, denn nicht nur erblickte er auf seiner ganzen Fahrt kaum hie und da einen Eingebornen, sondern selbst die Indianer, welche mit in Spanien gewesen waren, und nun ans Land gesetzt wurden, kehrten theils ohne befriedigende Nachricht, theils gar nicht mehr zurück. Man warf endlich im Hafen von Monte Christi Anker. Die Ufer des schönen Flusses waren öde; man fand endlich am Rande eines Baches die Leichname eines Mannes und eines Kindes, mit einem Stricke von spanischer Arbeit um den Hals. Weiterhin fand man zwei ähnliche, halbverweste Leichname, von denen der eine augenscheinlich ein Spanier war, was sein Bart beurkundete. Bei diesem Anblicke ergriff das Gemüth der Spanier eine furchtbare Angst; nicht ohne Grund vermuthete man, daß der zurückgelassenen Mannschaft irgend ein Unglück widerfahren sey,

und mit sorgenschweren Herzen ging man im Hafen von Navidad am 27. November vor Anker. Es war finstere Nacht; der Admiral feuerte zwei Kanonen ab, aber nur der Wiederhall antwortete aus den Bergen; das Fort blieb stumm. Man erwartete mit Grauen den anbrechenden Tag. Während der angstvollen Nacht erschien ein Kanoe, fragte nach dem Admiral, und zwei Indianer, als sie dessen hohe Gestalt erkannten, begaben sich an sein Schiff. Mittelst eines Dolmetschers der lukaischen Insel erfuhr man: daß Kaonabo, der Häuptling von Cibao, im Innern der Insel über die Spanier hergefallen sey; mehre wären erschlagen worden, andere hätten sich unter die Indianer zerstreut. Der wilde Karibenhäuptling habe das Dorf des Guakanagari überfallen und verbrannt; der Kazike selbst liege in einem benachbarten Dorfe an seinen Wunden darnieder, und könne darum dem Admiral nicht entgegen kommen, sende ihm aber Geschenke.

Die Wahrheit dieser traurigen Nachricht wurde am folgenden Tage mehr als bestätigt, denn als man landete, fand man vom Fort Navidad nichts als einen Trümmerhaufen und gräuliche Verwüstung. Von der Besatzung war keine Spur vorhanden. Kein Indianer ließ sich sehen, aber in einem benachbarten Dorfe, dessen Einwohner entflohen waren, fand man verschiedene Überbleibsel vom spanischen Eigenthume. Endlich näherten sich einige Indianer furchtsam und schüchtern; durch Geschenke beherzt gemacht, kamen sie näher, und da einige etwas spanisch sprachen, so erfuhr man endlich den Zusammenhang der Sache. Die zurückgelassenen Spanier waren, Diego Arana ausgenommen, meist gemeine Matrosen von der niedrigsten Herkunft, gewohnt, sich am Lande allen Ausschweifungen zu überlassen. Kaum war daher Columbus aus den Augen entschwunden, so verschmähten diese Menschen seinen Rath und die Befehle ihres Vorgesetzten. Habgier und Sinnlichkeit leiteten sie über alle Grenzen der Klugheit hinaus; jeder wollte Gold für sich, und gebrauchte zur Erlangung die gewaltsamsten Mittel. Keiner begnügte sich mit zwei oder drei Weibern, die Guakanagari jedem Spanier bewilligt hatte. Sie geriethen unter einander

selbst in Streit, und mit Erstaunen sahen die Indianer, wie diese Leute, welche sie als höhere Wesen angebetet hatten, sich in verabscheuungswürdige Raubthiere verwandelten. Als einmal die Bande geselliger Zucht zerrissen waren, so wurde auch das verwahrlost, was gemeinsame Sicherheit forderte. Man gehorchte Arana nicht mehr, zerstreute sich auf der Insel, und endlich wagten es sogar einige, sich der Provinz des Kaonabo zu nähern. Dieser stolze Kazike war ein Karaibe und als Krieger berühmt; er hörte mit Abscheu die Exzesse der Spanier, und als sie in sein Gebiet kamen, überfiel er sie, nahm sie gefangen und ließ sie tödten. In aller Stille machte er sich mit seinem Heere auf, und gelangte an das Fort, welches die Spanier so vernachläßigt hatten, daß sich nicht mehr als 10 Mann ohne alle Wachsamkeit darin befanden. Die Wilden kamen in das Fort ohne bemerkt zu werden, und fielen nun mit furchtbarem Geschrei über die Spanier her, die, unfähig sich zu vertheidigen, erschlagen wurden. Guakanagari und seine Leute vertheidigten treulich ihre Gäste, und mußten dafür büßen.

Diese traurige Geschichte wurde von allen Seiten bestätigt, und machte einen sehr verschiedenen Eindruck auf die Europäer. Man beschloß nun, einen Platz zur Niederlassung zu suchen, und Columbus besuchte den Kaziken Guakanagari. Dieser erzählte das Unglück der Spanier unter Vergießung vieler Thränen. Die Wunden des Kaziken bezeugten ebenfalls, daß sie von indianischen Waffen herrührten. Es wurden nun Geschenke ausgetauscht, und das gute Vernehmen wieder hergestellt. Mehre Spanier wollten zwar den Kaziken der Verstellung beschuldigen, suchten ihn bei Columbus verdächtig zu machen, und diesen zu bewegen, die Spanier an demselben zu rächen. Besonders war es ein Diener der Religion, Pater Boyle, ein Mensch voll Rachsucht, der in Columbus drang, feindselig gegen die Indianer zu verfahren. Dieser war aber zu edel, um einem solchen Rathe Gehör zu geben; er suchte vielmehr die freundschaftlichsten Verhältnisse mit den Indianern wieder herzustellen. Guakanagari nahm auch keinen Anstand, mit seinem Gefolge auf das

Admiralschiff zu kommen, was wohl für sein gutes Bewußtseyn zeugt. Die sanftmüthigen Bewohner von Haiti erblickten hier die auf den kleinen Antillen gefangen genommenen Kariben; ihr Entsetzen vor denselben war aber so groß, daß sie ihr Gesicht wegwandten, und selbst die Gefesselten nicht wagten anzublicken.

Columbus entwarf nun in einer großen Ebene, an einem geräumigen Meerbusen, den Plan zu einer Stadt. Jedermann mußte Hand anlegen, und durch diese vereinigte Arbeit wurden Wälle und Häuser bald so weit fertig, daß sie eine sichere Unterkunft gewährten. Seiner Königin zu Ehren nannte Columbus diese neue Stadt, die erste welche die Europäer in der neuen Welt bauten, Isabella.

Nun aber fing auch der Rosenkranz um Columbus Stirne an, seine Dornen zu treiben. Man war nicht nach der neuen Welt gekommen, um daselbst zu arbeiten, und für die kommenden Geschlechter eine Zufluchtstätte zu bereiten; man hatte keine Mühe, sondern Reichthümer erwartet. In den goldenen Pallästen der Heiden wollte man sich weich betten, Schätze sammeln, der Wollust pflegen, und mit Glanz umgeben in die Heimath zurückkehren. Statt diesen geträumten Herrlichkeiten fand man Mühe, Beschwerde und Arbeit in einer schönen Wildniß, deren Schätze erst aus der Erde hervorgegraben werden sollten. Zudem rissen auch unter den Spaniern, die den Palmen ihre Schuld noch nicht bezahlt hatten, die Tropenfieber ein; Columbus selbst, dessen Geist und Körperkräfte seit Jahren in beständiger Spannung gewesen waren, konnte der Krankheit nicht entgehen. Es fing sich bereits an, Unzufriedenheit zu zeigen, Widerspenstigkeit, Murren gegen seine Anordnungen wurden von Tag zu Tage häufiger, und seine Sorgen nahmen zu. Mitten unter diesen Beschwerden und nach einem mehrwöchentlichen Krankenlager blieb der Geist dieses großen Mannes fest und aufrecht. Er ertheilte nach wie vor die Befehle, ordnete den Bau der Stadt, und sein beharrlicher Geist siegte über den unterliegenden Organismus. Die Karavellen wurden nun ausgeladen, ein Theil derselben sollte

nach Spanien zurückgesandt werden, dieses war eine neue Sorge für den geplagten Admiral; leer durften die Schiffe nicht nach Spanien gehen, denn sollte etwas für die neue Welt geschehen, so mußte sich diese in Spanien durch Gold beliebt machen. Die Zerstörung von Navidad zerstörte auch die Hoffnung des Columbus. Der bedrängte Mann mußte Gold schaffen, und dazu war kein anderes Mittel vorhanden, als in das Innere von Cibao, welches ihm noch immer für Zipango galt, einzudringen; dort hoffte man Gold im Überflusse zu finden, womit man denn die Flotte heimsenden konnte.

Columbus ordnete daher eine Expedition an den Kaziken von Kaonabo an; als erste Expedition zur Kenntniß des Innern verdient diese Mission, welche dem kühnen Alonso de Ojeda anvertraut wurde, einige Aufmerksamkeit. Ein kleiner Haufe wohlbewaffneter entschlossener Männer, unter denen mehre Kavaliere von Stande waren, nahmen im Anfange des Jahres 1494 ihren Weg geradezu nach dem Innern der Insel, gegen Süden. Am Abend des zweiten Tages gelangten sie an eine hohe Gebirgskette, welche sie durch einen engen, steilen Paß passirten, und in eine prachtvolle Ebene hinabstiegen. In den zahlreichen Dörfern wurden sie überall mit der herzlichsten Gastfreundschaft empfangen, bis sie nach 5 oder 6 Tagen an die Bergkette gelangten, welche das goldreiche Cibao umschließt. Ohne Hindernisse, als welche der rauhe Boden entgegensetzte, drang Ojeda in diese Gegend ein. Kaonabo hatte sich vor den Spaniern in einen entlegenen Theil seines Gebietes zurückgezogen. Die Städte, welche man gehofft hatte, fand man nirgends, aber überall Spuren eines ergiebigen Bodens. Die Bäche glänzten von Goldtheilchen, welche die gutmüthigen, nackten Eingebornen für die Spanier ausschlemmten. Man fand auch bedeutende Stücke gediegenen Goldes, und Erz, welches Adern dieses Metalles enthielt. Befriedigt durch diese Anzeichen kehrte Ojeda nach Isabella zurück. Ähnliche Berichte vom Reichthume des innern Landes brachte auch ein junger Kavalier, Namens Gorvalan, der zur selben Zeit nach einer andern Gegend der Insel

abgesendet worden war. Columbus, durch diese Berichte gestärkt, sandte nun diese Proben von Gold, nebst andern Produkten des Landes, und einen glänzenden Bericht von der Schönheit desselben, von der Fruchtbarkeit des Bodens und dem Reichthume der Gebirge an die Souveräne zurück. Er versprach, bald im Stande zu seyn, köstliche Ladungen von Gold und Gewürzen nach Spanien zu senden. Er verlangte Mundvorräthe, Pferde, Munition, nebst einer neuen Sendung von Handwerkern, Künstlern und Bergleuten. Die Flotte wurde in Spanien gut empfangen, und die Souveräne zeigten sich geneigt, die Wünsche des Columbus zu befriedigen. Indessen brachen in der Kolonie selbst Unruhen aus, die getäuschten Hoffnungen empörten die Gemüther, und es kam so weit, daß Diaz de Pisa ein Komplott anzettelte, um einen Theil der Mannschaft zu bewegen, sich der Schiffe zu bemächtigen, um damit nach Spanien zurückzukehren. Columbus entdeckte die Meuterei noch zur rechten Zeit, sandte Diaz gefangen nach Spanien zurück, und bestrafte die übrigen Theilnehmer mit vieler Mäßigung und Milde. Hierauf unternahm er selbst eine Expedition nach dem Cibaogebirge; er setzte einen Gerichtshof in Isabella ein, und vertraute während seiner Abwesenheit seinem Bruder Don Diego die Obergewalt. Auch Don Diego wird als tüchtiger Mann von redlichem, sanftem Charakter geschildert. Am 12. März ging also der Admiral mit 500 wohlausgerüsteten Männern nach den Bergen. Mit großem Muthe und Ausdauer bahnte man sich den Weg durch beschwerliche Gegenden, und Columbus ergötzte sich an der Schönheit des Landes. Der imposante, glänzende Heerhaufen verfehlte nicht auf die Indianer den nöthigen Eindruck zu machen; besonders erregten die Reiter, welche man mit ihren Pferden für ein Geschöpf hielt, das größte Entsetzen. Übrigens wurde das Heer mit der größten Gastfreundschaft empfangen. Achtzehn Stunden von der Kolonie entfernt befand man sich in den Gebirgen von Cibao. Die Einwohner brachten Gold und Lebensmittel, und Columbus überzeugte sich aus den Gold- und Lasurtheilchen der Bäche, daß reiche Gold- und Kupfer-

minen in der Nähe seyn müßten. Er ordnete nun die Erbauung einer Festung auf einer Anhöhe, die vom kleinen Flusse Yanique umflossen ist, an. Das Fort wurde St. Thomas genannt. Während dieser Zeit machte Juan de Luxan einen Ausflug, um den ganzen Bezirk zu untersuchen, und brachte den glänzendsten Bericht von der Schönheit des Landes zurück. Sobald das Fort fertig war, legte Columbus eine Besatzung von 56 Mann unter dem Kommando des Pedro Marguaritti hinein, und kehrte nach Isabella zurück. Er fand die Kolonie in sehr üblen Umständen, zwar alles im Gedeihen, aber die Kolonisten waren krank, litten Mangel an Lebensmitteln und Erfrischungen, und waren daher unzufrieden. Eine allgemeine Niedergeschlagenheit hatte sich ihrer bemächtigt, und da Columbus das einzige Mittel ergriff, um sie zu retten, nämlich gute Ordnung und Thätigkeit, so entstand lautes Murren gegen ihn.

Auch aus dem Fort St. Thomas in Cibao kamen beunruhigende Nachrichten über das Benehmen der Indianer, welches allezeit der Fall war, so oft das Auge des Admirals die Spanier nicht im Zaume hielt. Columbus sandte nun alle waffenfähige Mannschaft, die er entbehren konnte, nach dem Innern, damit sie die Insel nach allen Seiten durchforschen sollte. Alonso de Ojeda wurde mit Verstärkung nach St. Thomas gesandt, und dem Kommandanten der Festung solche Vorschriften ertheilt, welche einerseits ganz geeignet waren, das Vertrauen der Indianer zu erwerben, und den Spaniern Sicherheit zu verschaffen; anderseits aber dem Verstande und Herzen des Columbus die größte Ehre machen. Nur schade, daß sie, wie alle guten Gesetze, bei denen, die sie ausführen sollten, nicht in den besten Händen waren. So brach am 9. April Alonso de Ojeda von Isabella auf. Am Flusse Del Oro erfuhr er, daß ein Kazike mit einigen seiner Leute drei Spanier bestohlen, und ihnen Genugthuung versagt habe. Ojeda ließ einem Diebe, dessen er habhaft geworden war, die Ohren abschneiden, und sandte den Kaziken, nebst seinem Sohne und Neffen, gefangen nach Isabella. Columbus glaubte hier Strenge zeigen zu

müssen, und befahl, dieselben auf den Platz von Isabella zu führen und zu enthaupten; ließ sich aber erbitten, und für diesmal, durch Todesangst bestraft, wieder in Freiheit setzen. Hierauf ordnete er alles in der Kolonie an, versah seinen Bruder mit Vollmachten, und ging mit drei Karavellen auf weitere Entdeckungen aus. Er fuhr an der Ostküste von Kuba hin, knüpfte verschiedene Verbindungen mit den Eingebornen an, fand die Menschen eben so sanft wie auf Haiti, und auf derselben Kulturstufe, und verließ endlich am 3. Mai, gegen Süden steuernd, die Küsten von Kuba. Kaum war er einige Meilen in der hohen See vorwärts gesegelt, als hohe blaue Berge aus der See aufstiegen. Man brauchte zwei Tage, um in die Nähe des Landes zu gelangen.

12. Die Entdeckung von Jamaika und andern Inseln.

Mit Staunen näherte sich allmählich die Dreizahl der Karavellen dem Lande, welches sich in majestätischer Pracht aus dem Oceane hervorhob. Mit Staunen sahen die Spanier die prachtvolle Insel Jamaika vor sich emporsteigen. Die Schönheit der Berge, die Üppigkeit der Waldungen, die Fruchtbarkeit der Thäler, und die starke Bevölkerung erregte die Bewunderung der für die Schönheit der Landschaften so empfänglichen Südländer. Sie waren noch eine Stunde vom Lande entfernt, als ihnen eine Flotte von 50 Kanoes mit buntbemalten Eingebornen in kriegerisch drohender Stellung, lanzenschwingend entgegen kam. Sanfte Reden durch Dolmetscher, Zeichen des Friedens und Geschenke besänftigten die Wilden. Der Admiral warf Anker; aber als er den Hafen, der heut zu Tage Santa Anna heißt, sondiren lassen wollte, jagten die Eingebornen seine Schaluppe zurück. Da man jedoch die Karavellen ausbessern, und Wasser einnehmen mußte, so sandte Columbus eine bewaffnete Schaluppe ans Land, welche die Indianer mit Hülfe der Armbrüste und — eines großen spanischen Hundes zerstreute. Man kam nun in einen sehr guten Hafen, aber leider hatte man

die Gewalt der Hunde über die Eingebornen kennen gelernt, und diese entsetzliche Waffe wurde in der Folge nur zu schrecklich mißbraucht. Es erschienen nun Eingeborne mit Zeichen der Freundschaft, und Columbus war zu edel, um sie nicht zu erwiedern. Sie brachten Lebensmittel, welche besser als die bisher empfangenen waren, und überhaupt befanden sich die Bewohner von Jamaika auf einer höhern Stufe der Civilisation, als die bisher getroffenen Eingebornen. Sie waren viel gewandter und kunstfertiger, ihre Kanoes waren zwar aus einem einzigen Stamme, aber zierlich gehauen, und mit Bildwerk und Malerei geziert. Columbus maß eines derselben, und fand es 96 Fuß lang und 8 Fuß breit. Von solchen Stämmen prangte die herrliche Urwaldung; der ganze Volksstamm war kriegerisch und stark. Columbus verkannte den Werth der Insel nicht, allein er fand kein Gold; darum segelte er nach Kuba zurück. Ein heftiger Sturm überfiel ihn an diesen Küsten, und verschlug ihn in einen Archipel von unzähligen Inseln, denen er, ihrer besondern Schönheit wegen, den Namen der Gärten der Königin gab, welchen Namen sie auch jetzt noch führen. Er glaubte abermal sich im indischen Archipel, zwischen den 7000 Inseln des Marco Polo zu befinden. So lebte dieser große Seefahrer immer unter Träumen und Phantasien. Wir gönnen sie ihm gerne, da sie allein ihn zur Ertragung der Wirklichkeit zu stärken im Stande waren.

Columbus hielt Kuba noch immer für einen Theil von Asia, und segelte in dieser Meinung an die Südküste hin. Die Einwohner begrüßten ihn überall mit Jubel, fuhren auf Kanoes an die Schiffe heran, brachten Früchte und alles was sie vermochten als Opfergaben dar. Dieser Jubel ist jetzt verstummt, und diese ganze Küste, welche Columbus einst so bevölkert fand, ist verödet. Humboldt fand von Batabano bis Trinidad, auf einer Strecke von 50 Stunden, kein Dorf, keine Fischerhütte.

Was Columbus noch in der Meinung bestärkte, das Reich Mangi, an der Ostküste Asias, gefunden zu haben,

war ein Vorfall, der einen Bogenschützen erschreckte, welcher an der Ostküste von Kuba tiefer in die Waldungen eindrang. Er kam plötzlich mit großem Geschrei und leichenblaß zurück, berichtend, eine Schaar gekleideter Menschen gesehen zu haben, an deren Spitze ein priesterähnlicher, in langes weites Faltengewand gehüllter Mann mit gespanntem Bogen gestanden sey. Columbus sandte sogleich eine Schaar von 40 Mann, um der Sache auf den Grund zu kommen; aber sie drangen nicht tief ein, sondern kehrten erschreckt zurück, da der panische Schrecken ihres Gefährten sich ihnen mitgetheilt hatte. Da man auch späterhin auf der ganzen Insel keine bekleideten Völker fand, so ist es wahrscheinlich, daß die ganze Vision in nichts anderem als einer Schaar Kraniche bestand, welche hier sehr häufig sind. Indessen wurde Columbus dadurch in seiner Meinung bestärkt, und meinte wohl gar, sich an dem Chersonesus aureus der Alten zu befinden. Auch seine Reisegefährten waren derselben Meinung, theilten aber seinen freudigen Enthusiasmus nicht, ja sie fürchteten sich, auf civilisirte Länder zu gerathen, da sie nicht Lust hatten, bei ihrer geringen Streitkraft, solche anzugreifen. Nachdem Columbus verschiedene Abenteuer an der Südküste Kubas und Jamaikas bestanden hatte, kehrte er nach Isabella zurück. Die entsetzlichen Anstrengungen fingen an seine Kraft zu erschöpfen; der majestätische Körper war für den noch majestätischeren Geist endlich doch zu schwach, und erlag den furchtbaren Anstrengungen. Von einer Art fieberhaften Schlafsucht befallen langte er in Isabella an. Hier hatte ihm die Vorsehung einen frohen Augenblick dadurch bereitet, daß er seinen Bruder Bartholomeo vorfand, und zwar gerade in einem Augenblicke, da er dieser Hülfe ganz besonders bedürftig war. Dieser Bartholomeo war ein tüchtiger und gewandter Mann, der späterhin seinem Bruder ein treuer Gefährte blieb. Er hatte aus Spanien drei Schiffe mit Lebensmitteln hergeführt, und seine Ankunft war daher um desto wollkommener.

Während dem ließen sich leider abermal Spuren von Menterei blicken. An der Spitze stand Pedro Marguaritte, den

Columbus früher mit Wohlthaten überhäuft hatte. Sein treuer Gefährte war Pater Boyle. Beide bildeten sich einen kleinen Anhang, bemächtigten sich einiger im Hafen liegender Schiffe, und kehrten, ohne die Folgen zu bedenken, eigenmächtig nach Spanien zurück. So liefen der erste Apostel und der erste General der neuen Welt feige und verrätherisch davon. Marguaritte verließ seinen Posten in einem höchst verwirrten Zustande; die Soldaten erlaubten sich nach seiner Abreise die gröbsten Ausschweifungen, und der Kazike Kaonabo meinte nun, der Augenblick sey günstig genug, um dem Fort St Thomas das Geschick von Navidad zu bereiten. Es war nur eine Besatzung von 50 Mann zurückgeblieben, und Kaonabo schritt augenblicklich zur Belagerung. Aber es stand ihm hier der tüchtige Alonso de Ojeda entgegen. Die Spanier, welche sich im Lande zerstreut hatten, wurden ermordet; 10,000 Indianer versammelte der wüthende Kaonabo um die Festung, und suchte sie in der Nacht zu überfallen. Aber Ojeda war auf seiner Huth, und eben so schlau als fromm und muthig. Er war vom Bischofe Fonseca mit einem Marienbilde aus der niederländischen Schule beschenkt worden, und trug dasselbe beständig auf seinem Herzen, sich dadurch für unverwundbar haltend. Da Kaonabo die Festung nicht überraschen konnte, so schloß er sie ein, in der Hoffnung, die Spanier auszuhungern; wirklich erregte er dadurch die äußerste Noth. Ein mitleidiger Indianer schlich sich in die Festung, und brachte Ojeda zwei Turteltauben. Da er sah, wie die andern Officiere lüstern darnach schauten, ließ er sie davon fliegen, indem er sagte: »ich will keine gute Mahlzeit halten, während sie Hungers sterben.«

Die Belagerung dauerte 30 Tage; Ojeda bekämpfte tapfer die Feinde, und schadete ihnen so sehr, daß die Indianer, ungewohnt langer Feldzüge, sich in ihren Hütten zerstreuten; Kaonabo aber, voll Bewunderung der Tapferkeit Ojedas, die Belagerung aufzuheben gezwungen war. Er beunruhigte nun die Spanier wo er konnte, und brachte sogar ein Bündniß zu Stande, wornach sich mehre Kazikèn verbanden, und die Frem-

den aus ihrem Vaterlande vertilgen wollten. Der einzige Guakanagari nahm die Spanier in Schutz, betrachtete sie als seine Gastfreunde, und hielt sich, trotz aller Verfolgungen der übrigen Kaziken, verpflichtet, die Spanier zu schützen. In dieser Lage war die Kolonie, als Columbus wieder bei ihr ankam. Der wackere Kazike Guakanagari bewies seine unverbrüchliche Freundschaft gegen Columbus dadurch, daß er ihm den Bund der Kaziken entdeckte. Indessen verhinderte die Krankheit den Columbus, selbst am Feldzuge Theil zu nehmen. Er sandte daher einzelne Abtheilungen seiner Krieger aus, um die Kaziken zu züchtigen; es gelang ihm auch, einige zu unterwerfen, andere zu gewinnen; nur der furchtbare Kaonabo konnte nicht bezwungen werden. Da erbot sich Ojeda, diesen furchtbaren Feind der Kolonie einzubringen.

Es gehörte in der That zu einem solchen Wagestück ein Ojeda, der auf der Girandole von Sevilla auf dem Ende eines Balkens, der aus dem obersten Ende des Thurmes ragte, auf einem Fuße sich umdrehen konnte, um ein solches Wagestück, wie die Gefangennehmung Kaonabos, zu vollbringen. Er wählte zu diesem Ende zehn seiner entschlossensten Landsleute aus, und ritt mit ihnen wohlbewaffnet und wohlberitten nach Kaonabos Gebiet, der sich gerade in einem seiner bevölkertsten Dörfer befand. Er nahte sich mit feinen Manieren dem Kaziken, begrüßte ihn als souveränen Fürsten und sagte: er komme als Gesandter des Admirals, um Worte des Friedens zu überbringen. Kaonabo kannte bereits Ojedas Tapferkeit, und empfing ihn mit vielem Anstande und mit Beweisen seiner Hochachtung. Ojedas feine Manier, seine Gewandtheit und Tapferkeit, gewannen ihm das Herz des Kaziken, der ihn zu seinem Lieblinge machte. Ojeda suchte nun den Kaziken zu bereden, selbst nach Isabella zu kommen, um mit dem Admiral den Frieden abzuschließen, und ein Freund der Spanier zu werden. Um ihn zur Annahme dieses Vorschlages zu vermögen, versprach er ihm die Glocke aus der Kapelle von Isabella, deren Ton aus der Ferne gehört, diesen so lüstern darnach gemacht hatte, daß er nicht im Stande

war, der Versuchung Widerstand zu leisten. Kaonabo willigte ein, und ging mit einem armeeähnlichen Gefolge auf die Reise nach Isabella. Dieses Gefolge flößte Ojeda Besorgnisse ein, und er sann deßhalb auf eine List, sich des Kaziken zu bemächtigen. Als sie daher eines Tages am Yeguaflusse anhielten, um Mittag zu halten, brachte Ojeda Handfesseln von glänzend polirtem Stahle zum Vorschein. Er sagte, dieses sey ein prachtvoll königlicher Schmuck, womit sich die Könige von Kastilien bei besonders feierlichen Veranlassungen zu schmücken pflegten, und er habe ihm dieselben als königliches Geschenk mitgebracht. Hierauf beredete er den lüsternen Häuptling, sich im Flusse zu baden, mit dem königlichen Schmucke zu schmücken, zu Pferde zu steigen, und sich so in königlicher Würde seinen erstaunten Unterthanen zu zeigen. Dieses Anerbieten war zu stark, als daß ein Kaonabo in seinem stolzen Herzen hätte widerstehen können. Er ging mit Ojeda an den Fluß, badete, stieg zu Pferde, und wurde nun von dem schlauen Spanier mit starken Eisen um Hände und Füße gefesselt. Ojeda führte ihn nun unter seinen Unterthanen umher, die nicht wenig erstaunt waren, ihren Kaziken so prachtvoll geschmückt, auf einem jener furchtbaren Thiere zu schauen, denen sie sich kaum zu nahen wagten. Ojeda mit seinen Spaniern ritt im Kreise herum, suchte allmählich Raum zu gewinnen, und verschwand plötzlich mit Kaonabo und seinen Gefährten in den Wald. Hier drohten sie den Kaziken zu ermorden, wenn er den geringsten Lärm machen würde.

Er wurde nun gebunden und mit großer Vorsicht auf Umwegen nach Isabella geführt. Könnte man den schmählichen Mißbrauch des Vertrauens, den schändlichen Treubruch und die niedrige Gesinnung, welche dazu gehört, vergessen; so müßte man den verschlagenen Muth bewundern, der ein solches Wagstück glücklich vollbringen kann. Columbus konnte seine Freude nicht verbergen, den gefährlichsten seiner Feinde in seiner Gewalt zu haben, denn unstreitig war für die ganze Kolonie erst jetzt Sicherheit zu erhalten. Kaonabo war nichts weniger als gebeugt; stolz ging er dem Admiral entgegen, zeigte die größte

Verachtung gegen die Spanier, rühmte sich seiner Thaten zu Navidad, und gestand offen, daß er bereits Isabella ausgekundschaftet habe, um ihr ein ähnliches Schicksal zu bereiten. Columbus ehrte zwar die Seelengröße des Mannes, ließ ihn mit Achtung behandeln, konnte sich aber doch nicht entschließen, einen so gefährlichen Feind frei zu lassen, sondern behielt ihn in seinem eigenen Hause als Gefangenen. Dieser ertrug es mit Römermuth, konnte durch nichts gebeugt werden, und zeigte seine Verachtung gegen den Admiral bei mehren Gelegenheiten; behandelte dagegen den Ojeda mit der größten Ehrerbietung. Als er nach der Ursache gefragt wurde, bemerkte er: der Admiral habe es nicht gewagt, in eigener Person gegen ihn auszuziehen, nur Ojedas Geschicklichkeit sey es gelungen, ihn gefangen zu nehmen. Gegen diesen zeigte er daher auch nicht den geringsten Groll, sondern bewunderte dessen Schlauheit und Muth. Dieser Kaonabo wurde später nach Spanien gesandt, ging aber unterwegs mit dem Schiffe zu Grunde.

13. Fortsetzung der Thaten des Columbus.

Nachdem die Sachen der Spanier wieder eine günstigere Wendung genommen hatten, langte auch Antonio de Torres mit vier Schiffen, welche mit allem was Columbus verlangt hatte, geladen waren, aus Spanien an. Die Souveräne sandten vom 16 August 1494 datirte höchst gnädige Schreiben, ermunterten den Admiral auf alle Art, und so fing die Kolonie an wieder aufzublühen. Übrigens wurde man in Kriege mit den Eingebornen verwickelt; diese wurden nach und nach unterjocht, zu Arbeiten gezwungen, und ihnen ein Tribut in Gold auferlegt. Ohne Gold konnte Columbus seine Souveräne nicht befriedigen, und den Erwartungen der Spanier nicht entsprechen. Gefangene Indianer wurden als Sklaven nach Spanien gesandt; Elend und Jammer verbreitete sich nun über diese Insel, welche zwei Jahre vorher die schiffbrüchigen Unterdrücker mit so viel Erbarmen aufgenommen und gespeist hatte. Die zarten, für keine Mühseligkeiten des europäischen Lebens organisirten Völker er-

lagen den Anstrengungen und Beschwerden. Guakanagari, als er das Elend sah, welches er über sein Vaterland zu bringen so treulich mitgeholfen hatte, erlag dem Grame, zog sich in die Gebirge zurück und starb vor Kummer. Die Bevölkerung der Antillen und Lukayen wurde bis auf die letzte Spur vernichtet, und die Spanier behaupteten bald die unbestrittene Herrschaft.

Aber auch über Columbus Haupt zog sich das Ungewitter zusammen. Sein Glanz hatte zu sehr die Eifersucht der Spanier erregt. Die aus der Kolonie zurückgekehrten Menschen waren theils in ihren Hoffnungen getäuscht, theils mancherlei Vergehungen sich bewußt. Jene suchten die Schuld ihrer fehlgeschlagenen Hoffnung, diese ihre Vergehungen dem Admirale aufzubürden. Seine Verdienste wurden dem eifersüchtigen Hofe als Frucht eines ungemessenen Ehrgeizes, sein Eifer als übermäßige Strenge, seine Gerechtigkeit gegen liederliche Leute als Grausamkeit dargestellt. Man brachte es endlich so weit, daß Aguado, ein übermüthiger Kammerjunker, als Kommissär zur Untersuchung der Kolonie abgesandt wurde. Diesen Übermüthling verblendete seine plötzliche Erhebung so sehr, daß er sich die gröbsten Beleidigungen gegen Columbus erlaubte. Der gallsüchtige Fonseca hatte dabei heimlich die Hand im Spiele. Columbus sah sich auch in seinen Rechten noch dadurch gekränkt, daß unterm 10. April 1495 ein königliches Dekret jedem Kastilianer erlaubte, nach Westen auf Entdeckungen auszugehen. Da Columbus die Gunst des Hofes im Abnehmen erblickte, bestellte er seinen Bruder Bartholomeo zum Adelantado, und Franz Roldan zum Oberrichter während seiner Abwesenheit, und kehrte nun selbst nach Spanien zurück.

Die Rückkehr nach Europa war keineswegs glücklich; man war mit der Beschaffenheit des atlantischen Oceans noch unbekannt, und verstand nicht die Winde zur Hin- und Rückfahrt gehörig zu benutzen. Da nun Columbus, anstatt nordwärts zu steuern, auf seiner Rückkehr nach Spanien denselben Weg einschlug, den er gekommen war, so geschah es, daß man beständig

den Wind gegen sich hatte, und erst nach acht Monaten, voll der entsetzlichsten Beschwerden und Gefahren, in dem Hafen von Kadix einlief. Mit Columbus kehrten eine Menge Abenteurer nach Spanien zurück; statt Reichthum und Schätzen brachten sie getäuschte Hoffnungen. Nichts ist natürlicher im Gemüthe des Menschen, als daß er von dem Elende, das ihn betrifft, die Schuld anstatt auf seine Thorheit, auf andere unschuldige Menschen zu schieben sucht. So warfen die als Bettler rückkehrenden Spanier alle Schuld ihrer getäuschten Hoffnungen auf Columbus. Seine Verdienste wurden so viel möglich verringert, alle Folgen des Eigensinnes und der Schlechtigkeit seiner Untergebenen ihm beigemessen. Man suchte seinen Charakter anzuschwärzen, und ihn, den besonnenen, gemüthlichen und milden Mann, als einen ehrgeizigen Thoren und Tyrannen darzustellen. Sobald man am Hofe die Ankunft des Columbus erfuhr, sandten ihm die Majestäten eine huldvolle Einladung an den Hof, der damals zu Burgos war. Columbus faßte wieder Muth und stellte die mitgebrachten Seltenheiten zur Schau aus, um einen hohen Begriff von den entdeckten Ländern zu geben, und die Stimmung des Volkes wieder neu zu beleben. Sein Empfang am Hofe war übrigens außerordentlich glänzend und wohlwollend. Die Souveräne behandelten ihn mit der höchsten Achtung, und hörten seine Berichte mit der größten Theilnahme an. Es wurde ihm auch sogleich eine neue Ausrüstung bewilligt, und im Herbst darauf erschienen von seinem Bruder aus Hispaniola Karavellen, welche gute Nachrichten mitbrachten. Man entwarf den Plan zu einer neuen Kolonie auf Hispaniola; es sollten Künstler, Handwerker aller Art, und auch Ackerleute dahin abgehen, und mit allem versehen werden, was die Kolonie zur Blüthe bringen könnte. Columbus schlug ferner vor, durch die Gerichtshöfe in Spanien solche Verbrecher, welche nicht geradezu die Todesstrafe verwirkt hätten, statt zu den Galeeren, in die Bergwerke der neuen Welt verurtheilen zu lassen; ein Vorschlag, der ihm nachmals die größten Verdrießlichkeiten verursachte. Die Gefängnisse Spaniens wurden nun in die Kolo-

nien entleert, und an den Früchten erkannte man den bösen Samen.

Die dritte Expedition des Columbus nach Neuspanien wurde durch Zwischenfälle und Kabalen, wobei Fonseca die Hand im Spiele hatte, auf alle Weise verzögert. Es verfloß ein ganzes Jahr, ehe ein kleines Geschwader ausgerüstet wurde, und erst am 30. Mai 1498 konnte er die Anker lichten. Seine Feinde hatten indessen nichts gespart, um die Geduld des Admirals auf die äußerste Probe zu setzen. Man trug es darauf an, seine Geduld zu erschöpfen; gemiethete Kreaturen bemühten sich, ihn auf alle ersinnliche Weise zu beleidigen, und ein gewisser Ximeno de Breviesca, Schatzmeister des Fonseca, betrug sich am Tage der Abreise des Columbus gegen diesen auf eine so empörende Weise, daß es ihm gelang, sogar die besonnene Ruhe des Columbus zu überwinden. Der Admiral war endlich so gereizt, daß er den verächtlichen Menschen bei der Brust ergriff, zu Boden warf und mit Füßen trat, und seine ganze Galle, die er bisher zurückgehalten hatte, über ihn ausgoß. Der ehrwürdige Las Casas charakterisirt den Ximeno mit dem Ausdrucke: »er war kein Christ;« ein Wort, das in dem Munde des Bischofs von Chiappa ein entsetzliches Urtheil ist. Columbus hatte Ursache, diese kleine Übereilung bitter zu bereuen; Fonseca verzieh es ihm nie, und auf welche Weise diese Geschichte den Souveränen hinterbracht wurde, läßt sich denken. In einem bald hernach an die Majestäten gerichteten Schreiben bittet Columbus dieselben, daß sie von ihm keine nachtheilige Meinung fassen, und bedenken möchten, daß er ein Fremdling und dem Neide bloßgestellt sey.

14 Columbus dritte Fahrt.

Die dritte Fahrt des Columbus befolgte eine von den zwei vorigen verschiedene Richtung. Columbus dachte nämlich, daß die von ihm bisher gesuchten asischen Länder von Hispaniola südwärts liegen müssen; er wollte daher die zwischen den Wendekreisen beständigen Passatwinde zur Aufsuchung benutzen, und

segelte daher nach den Kanarien und von da nach den Inseln des grünen Vorgebirges. Von hieraus fertigte er drei seiner Karavellen mit Vorräthen und Lebensmitteln nach Hispaniola ab; mit den andern drei Schiffen wandte er sich dem Westen zu. Als sie sich den Tropen näherten, bemerkten sie eine Veränderung des Klima; die Weine wurden sauer, die Lebensmittel verdarben, und beim Schiffsvolke wurden die alten Mährchen rege, da man fürchtete, die Schiffe würden sich entzünden. Der Admiral wurde von der Gicht heftig geplagt, dennoch verdoppelte er seine Wachsamkeit in diesem noch unbefahrnen Meere, und verschiedene Umstände nöthigten ihn, den südlichen Lauf seines Schiffes zu verändern, um zuerst nach Westen, später nach Nordwesten zu steuern. Endlich wurde Land gerufen, und man erblickte eine ausgedehnte, schöne Insel vor sich; Columbus nannte sie Trinidad. Er fuhr in einen Meerarm ein, und wurde nun gewahr, daß er sich im süßen Wasser befinde. Dieses Süßwasser stürzte in so großer Menge in das Meer, und verursachte so gewaltige Strömungen, daß der erfahrne Admiral wohl einsah, er befinde sich in der Mündung eines Flusses, die er auch, der stürmischen Verwicklung der Gewässer wegen, Boca del Dragon, oder Drachenschlund nannte. Ganz richtig schloß Columbus, daß ein so ungeheurer Strom süßen Wassers aus keiner Insel, sondern nur aus einem ungeheuren Festlande herströmen könne. Der Drachenschlund ist die Mündung des Orenoko, und Columbus fuhr in den Meerbusen von Paria ein. Er besuchte hier die Küsten von Paria und Kumana. Das Land ist so schön, daß der Admiral hier das in der heiligen Schrift beschriebene Paradies zu finden glaubte. Die Eingebornen fand er gesitteter und muthiger als die Insulaner; sie trugen Zierathen von Gold und Perlen. Man kann daher Columbus die Ehre, das Festland von Amerika entdeckt zu haben, auf keine Weise streitig machen. Der schlechte Zustand der Karavellen, die schwache Gesundheit seiner selbst, und die Ungeduld seiner Mannschaft, waren die vereinten Zwangsmittel, die ihn nach Hispaniola trieben. Auf dem Wege dahin entdeckte er die

späterhin ihrer Perlenschätze wegen so verherrlichten Inseln Kubagua und Margarita.

Seine Berichte über diese neuen Entdeckungen gingen an die Souveräne ab; Columbus scheint darin, trotz aller bisherigen Behauptungen, eine Ahnung gehabt zu haben, daß er der Entdecker eines neuen Erdtheiles sey. Er erkannte, daß er ein ungeheures Land, das sich endlos gegen Süden erstrecke, und von der Natur auf das herrlichste ausgestattet ist, entdeckt habe. Mit der herzlichsten Kindlichkeit erbitte er für die Majestäten langes Leben, damit sie im Stande wären, eine Entdeckung zu verfolgen, welche der Christenheit so große Vortheile, Spanien einen ungeheuern Ruhm, und allen Christen die freudigsten Tröstungen gewähren müssen. Zu Hispaniola fand aber der Admiral wenig Nahrung für seine glänzenden Entwürfe, und eine Fülle von Gram und Kummer.

Bei seiner Abreise nach Spanien hatte er seinen Bruder Bartholomeo als Adelantado und Stellvertreter zurückgelassen. Nach allem, was wir von diesem Manne wissen, hätte Columbus schwerlich eine zweckmäßigere Wahl treffen können. Er ordnete die Kolonie aufs beste, versorgte die Ankömmlinge, und entwickelte eine bewundernswerthe Thätigkeit. Sobald die nothwendigsten Geschäfte in der neuen Kolonie abgethan waren, brach er auf, um seine Leute in Thätigkeit zu erhalten, und die noch unerforschten Theile der Insel zu durchziehen und zu unterwerfen. Während jedoch der Adelantado die Herrschaft der Spanier ausbreitete, brach unter diesen selbst eine gefährliche Empörung aus, an dessen Spitze der von Columbus bestellte Oberrichter Franz Roldan stand. Er ergriff die Waffen gegen den Adelantado, und da er sich des Forts von Domingo, welches Diego Columbus bewachte, nicht bemächtigen konnte, so wiegelte er die Indianer auf. In dieser Verwirrung erschien der Admiral. Die Schiffe, welche mit Lebensmitteln abgefertigt worden waren, fand er zu seinem Staunen noch nicht vor; sie trafen erst wenige Tage nach dem Admirale ein, und ein Theil derselben vereinigte sich mit den Rotten des Roldan. Die Klug-

heit des Columbus löste jedoch den Aufstand des Roldan auf, und brachte die Rebellen zum Gehorsam zurück. So verfloß das ganze Jahr unter tausenderlei Verdrießlichkeiten für den armen Columbus; Aufruhr, Unordnungen und Ausschweifungen des zügellosen Volkes machten ihm das Leben sauer. Endlich entledigte sich der geplagte Mann eines Theils seiner unruhigen Kolonisten dadurch, daß er denen, die es wünschten, erlaubte, nach Spanien zurückzukehren. Diese Menschen erhoben bei ihrer Rückkehr den größten Lärm gegen Columbus; sie waren willkommene Werkzeuge in der Hand eines Fonseca; laut murrte man, daß die Souveräne Fremdlingen, wie Columbus und seine Brüder seyen, eine so große Gewalt anvertrauten, womit sie Edelleute so hochmüthig behandelten, Soldaten und Handwerker tyrannisirten, und die Eingebornen mit kalter Grausamkeit drückten. Ja man ging so weit, daß man ihn eines Planes beschuldigte, alle Verbindung mit Spanien abbrechen, und sich zum souveränen Herrscher der entdeckten Länder aufwerfen zu wollen. So gelang es nach und nach, den mißtrauischen Ferdinand, der dem Entdecker nie ganz geneigt gewesen zu seyn scheint, gegen den Admiral einzunehmen. Man umstellte nun noch die Souveräne mit Unzufriedenen, und führte eines Tages in Granada 50 dieser Abenteurer bei ihnen ein, damit sie, Columbus verwünschend, mit Ungestüm ihren Sold forderten. Man beschimpfte die Söhne des Admirals, und brachte es endlich so weit, daß die gute Isabella selbst an dem rechtlichen Betragen des Columbus zu zweifeln anfing.

Auch die Briefe des Columbus enthielten von nun an bittere Klagen über die auf der Insel herrschende Verwirrung, und Isabella fing, wenn auch nicht an der Redlichkeit, doch an den Regiertalenten der Columbe zu zweifeln an. Der mißtrauische Ferdinand ergriff mit großer Begierde das Mißwollen der Königin; man beschloß, eine wichtige Person abzusenden, um den Zustand der Insel zu untersuchen, und wenn es nöthig wäre, die Regierung zu übernehmen. Im Jahre 1499

wurden die Dokumente des Undankes ausgefertigt, und 1500 ging der übermüthige Bobadilla nach der Insel ab.

Don Franzesco de Bobadilla war ein Hausoffiziant des Königs, ein heftiger, ehrgeiziger und eigennütziger Mann. Diesem war die Untersuchung auf Hispaniola übertragen. Er hatte Vollmachten bei sich, welche ihn allerdings auf der Insel beinahe souverän machten. Ein Schreiben an Columbus befahl diesem, Bobadilla Glauben beizumessen, und in allem, was dieser ihm ankündigte, Gehorsam zu beweisen. Zudem waren die Vollmachten noch so zweideutig, daß sie jeder Auslegung fähig waren; sie bestanden aus mehren Dokumenten, von denen das eine mehr, das andere weniger Vollmacht gab. Columbus wurde dadurch der Willkür Bobadillas preis gegeben, und Ferdinand behielt noch immer einen Ausweg, sich späterhin zu entschuldigen, und vorzugeben, daß die Vollmachten überschritten seyen. Er wurden Bobadilla sogar weiße, vom Könige unterzeichnete Briefformulare mitgegeben, zum beliebigen Gebrauche.

Auf Hispaniola war indessen durch Columbus Anstrengung alles zur Ordnung zurückgebracht, und die Ruhe dauerhaft hergestellt. Bobadilla landete am 25. August, bemächtigte sich sogleich mit Gewalt der Regierung, und suchte auf alle mögliche Art und Weise Columbus zu kränken. Die gefangenen Aufrührer wurden freigelassen, und sogar als Zeugen gegen Columbus gebraucht. Endlich erlaubte sich dieser Usurpator sogar Columbus selbst vor sich zu laden. Sein Betragen war so unverschämt als brutal, aber Columbus gehorchte, und nahm sowohl Bobadilla als die königlichen Vollmachten mit Ehrerbietung auf. Der Edelmuth des Admirals war weit entfernt, die Rohheit des Bobadilla zu entwaffnen, er machte ihn nur noch übermüthiger, und seine Unverschämtheit ging so weit, daß er es sogar wagte, den großen Entdecker der neuen Welt, sammt seinen Brüdern, in Ketten zu legen und nach Spanien zurück zu schicken. Ein Officier, Alonso de Villejo, ein Günstling des Fonseca, der mit Bobadilla nach Hi-

spaniola gekommen war, wurde beauftragt, die Gefangenen nach Spanien abzuführen, und in die Hände des Fonseca zu übergeben. Villejo nahm den Auftrag an, vollführte ihn aber mit einer Großmuth, welche weit über den niedrigen Geist seiner Vorgesetzten erhaben war. Er behandelte den Admiral mit Schonung und Achtung; als er zu ihm in den Kerker trat, glaubte der niedergeschlagene Admiral nichts anders, als daß er käme, das Maß der Schmach, welches man über ihn gehäuft hatte, voll zu machen, und ihn zum Tode zu führen. Columbus fragte ihn daher: »Villejo, wohin führt ihr mich?« — »Auf das Schiff, gnädiger Herr, das uns aufnehmen soll,« versetzte Villejo; — »uns einschiffen,« sagte der Admiral; »Villejo, sagt ihr mir die Wahrheit?« — »Ich schwöre es euch zu, gnädiger Herr, nichts ist gewisser.« Diese Worte richteten den Admiral wieder auf, er fühlte neuen Muth, und fühlte sich dem Leben wieder geschenkt.

Mit Anfang Oktober lichteten die Karavellen die Anker; von den Flüchen des Pöbels begleitet, wurde Columbus an Bord gebracht. Die Fahrt war günstig, und die Behandlung der Mannschaft wie die des Befehlhabers, erleichterte die Lage der Gefangenen. Villejo, der Befehlshaber, und Andreas Martin, behandelten ihn mit der zartesten Aufmerksamkeit. Man wollte ihm die Ketten abnehmen, aber der Admiral gab es nicht zu, indem er mit edlem Stolze antwortete: »Nein, Ihre Majestät haben mir geschrieben, mich allem zu unterwerfen, was Bobadilla in ihrem Namen mir befehlen würde; kraft dieses Befehls trage ich diese Ketten, und nur auf ihren Befehl werde ich sie wieder abnehmen lassen; dann aber werde ich sie, als ein Denkmal der meinen Diensten bewilligten Belohnungen, aufbewahren.« Dieses that Columbus wirklich, sie hingen beständig in seinem Kabinette, und als er starb, verordnete er, daß ihm dieselben ins Grab mitgegeben werden sollten.

Die Ankunft des Columbus zu Kadix, als man sein Schicksal erfuhr, erregte einen allgemeinen Unwillen; er verbreitete sich nach Sevilla und durch ganz Spanien. Die

Feinde des Columbus hätten schwerlich ein Mittel ergreifen können, das wirksamer gewesen wäre, den Admiral in der Gunst des Publikums wieder herzustellen, als ihr gewaltsames, auf sein Verderben hinarbeitendes Verfahren. Es zeigte sich für Columbus ein sympathetisches Gefühl, das sogar bis in die Säle der Alhambra drang. Columbus war zu tief gebeugt, als daß er es gewagt hätte, an die Souveräne zu schreiben; er schrieb aber während der Reise einen Brief an eine Hofdame, welche die Amme des Prinzen Johann war, und sandte es bei seiner Ankunft in Kadix durch einen Expressen an dieselbe. Er setzt darin sein ganzes Schicksal aus einander, und ergießt sein ganzes Herz auf eine rührende Weise. Dieser Brief, der die ganze edle Seele des großen Mannes entfaltet, gelangte in die Hände der Königin; als sie ihn gelesen, und nun sah, wie Gemeinheit ihren königlichen Namen mißbraucht, und welches Unglück der größte Mann seiner Zeit ertragen hatte, bewegte zugleich der lebhafteste Unwille und das zärtlichste Mitleid ihr Herz. Ferdinand war genöthigt, in die Gesinnung der Königin einzustimmen, und die Majestäten mißbilligten öffentlich und feierlich, was Bobadilla gethan hatte, und beschlossen, auf eine glänzende Weise zu zeigen, daß alles gegen ihren Willen geschehen sey. Es erging sogleich der Befehl, die Gefangenen augenblicklich in Freiheit zu setzen, und mit der größten Achtung zu behandeln. Columbus wurde in den huldvollsten Ausdrücken an den Hof eingeladen, und sogleich befohlen, daß ihm 2000 Dukaten ausbezahlt würden, damit er seinem Range angemessen erscheinen könne.

Stark durch Unschuld, und im Gefühle seiner Würde, fühlte sich der Admiral durch die Beweise der Gunst seiner Monarchen wieder aufgerichtet. Seine öffentliche Ehre war wieder hergestellt. Er erschien in angemessener Pracht, nicht als ein gefallener Mann, sondern als Admiral und Vicekönig im vollen Glanze seiner Würde am Hofe, und wurde von den Souveränen mit der größten Huld und Auszeichnung empfangen. Die Königin ehrte das Schicksal des großen Mannes und sich selbst durch

menschlich schöne Thränen, in welche sie ausbrach. Dieser Anblick schmolz das Herz des Columbus; er fiel auf seine Knie, und seine Thränen und Schluchzen raubten ihm die Sprache. Ferdinand und Isabella richteten ihn auf, bezeugten durch die rührendsten Versicherungen ihre Zuneigung, und versicherten ihn ihres ungeschwächten Vertrauens. Nun begann Columbus seine Rechtfertigung, sprach von seiner Treue, seinem Eifer für den Glanz der spanischen Krone. Wenn er gefehlt habe, so sey es aus Unerfahrenheit geschehen, und als Folge außerordentlicher Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen gehabt habe. Indessen bedurfte es seiner Rechtfertigung nicht; die Souveräne sahen in ihm nur den tief beleidigten Mann, und wünschten, vor den Augen der Welt sich von dem Vorwurfe der Undankbarkeit zu reinigen. Sie bezeugten ihren Unwillen über Bobadillas Aufführung, und versprachen, denselben augenblicklich zu entsetzen. Man behandelte nun Columbus mit der höchsten Achtung, und verhieß ihm die Wiedereinsetzung in seine Güter und Ämter. Das letztere ist indessen nie wieder geschehen, und dieser Sonnentag der Wiederherstellung seiner öffentlichen Ehre war beinahe die letzte bittersüße Freude, welche dem großen Manne zu Theil wurde! —

15. Vierte Reise des Columbus.

Da wir die Entdeckungsreisen des Columbus mit seinen Schicksalen zu innig verwebt finden, so glauben wir die Erzählung von beiden durch die Zwischenreisen, welche um dieselbe Zeit bereits anfingen von verschiedenen Abenteurern nach der neuen Welt gemacht zu werden, nicht unterbrechen zu dürfen. Wir werden daher fortfahren, die Geschichte des Columbus im Zusammenhange zu erzählen, und im folgenden Buche das Nöthige nachtragen. Um eben dieselbe Zeit, als Columbus im erneuten Glanze am Hofe seiner Souveräne strahlte, machten die Fahrten der Portugalen nach Indien so großes Aufsehen, daß sie den Glanz der Entdeckung Amerikas zu verdunkeln drohten. Vasco de Gama war mit Schätzen beladen zurück-

gekehrt; Alvarez Cabral hatte Brasilien entdeckt, und die Indienfahrer schienen das zu verwirklichen, was Columbus unaufhörlich versprach, nämlich Goldladungen nach Europa zu schaffen. Columbus fühlte sich dadurch aufs neue entflammt; seine bisherigen Erfahrungen lehrten ihm, daß sich die Küste von Paria und Kumana von Ost nach West hin ausdehne. Und da auch die Strömung des Meeres dieselbe Richtung nahm, so hielt er es für wahrscheinlich, daß hier eine Meerenge mit dem indischen Meere in Verbindung stehe. Er schloß, daß diese Meerenge in der Gegend der jetzigen Landenge von Darien befindlich sey. Gelang es ihm nun, diese Meerenge zu entdecken, und auf diesem Wege nach Indien zu gelangen, um dadurch die von ihm neu entdeckte Welt mit den morgenländischen Reichen der alten Welt in Verbindung zu bringen; so fühlte er, daß dann alle seine Anstrengungen auf das glorreichste gekrönt, und sein großes Werk vollendet würde. Der König hörte diesen Plan mit Aufmerksamkeit an; Fonseca und seine Kreaturen widersetzten sich zwar, aber Isabellas Edelmuth und Vertrauen auf ihren Admiral besiegten die Hindernisse. Ferdinand selbst hatte eine zu hohe Meinung von Columbus als Seemann, als daß er einem so weit aussehenden Plane seine Mitwirkung versagt haben würde. Columbus verfügte sich daher nach Sevilla, um die Ausrüstung der Eskadre zu betreiben, was durch Fonsecas Ränke so viel als möglich verzögert wurde. Er suchte nun bei den Souveränen um die Erlaubniß nach, im Vorbeifahren auf Hispaniola landen zu dürfen, um daselbst Proviant einzunehmen; dieses wurde ihm standhaft versagt, aus der Ursache, weil man zu befürchten vorgab, daß dadurch neue Unruhen auf der Insel verursacht werden dürften, indem man ohnehin erwarte, daß durch die Ankunft des neuen Gouverneurs Ovando, und die Abberufung Bobadillas die Insel in Aufregung seyn werde. Inzwischen sollte es ihm auf der Rückreise erlaubt seyn, daselbst zu verweilen, weil man hoffe, daß alsdann die Ruhe hergestellt seyn werde. Am 14. März 1502 erneuten die Souveräne, auf sein Ansuchen, ihn in seine Würden

wieder einzusetzen, das Versprechen: daß alles, was mit ihm verabredet worden sey, buchstäblich vollzogen werden solle; und daß, wenn es nöthig seyn solle, man ihm und seinen Nachkommen alle Vortheile aufs neue bestätigen wolle. Man habe ihm auch noch neue Ehren und Belohnungen zugedacht, und wolle seine Familie auf alle Art auszeichnen. Er möge daher ganz beruhigt abreisen, und seine Geschäfte in Spanien seinem Sohne Diego überlassen. Dieß war das letzte Schreiben, welches Columbus von den Souveränen erhielt; aber ein gewisses Mißtrauen hatte sich seiner Seele bemächtigt; er ließ daher vidimirte Abschriften aller seiner Papiere an verschiedenen Orten deponiren, um die Ansprüche und Rechte seiner Familie zu sichern.

Mit vier kleinen Karavellen und 150 Mann Equipage segelte Columbus am 9. Mai 1502 aus Spanien ab, um eine Meerenge aufzusuchen, welche ihm eine Umschiffung der Erde möglich machen sollte. Mit allem Feuer seiner Jugend begeistert, machte sich der 66jährige Columbus auf eine Reise, deren kühnes Ziel seiner ersten Reise nichts nachgab. Sein Geist war stark, aber sein Leib schwach, seine imponirende Gestalt durch Gebrechlichkeit gebeugt. Sein Biograph und zweiter Sohn Fernando, und sein Bruder Bartholomeo begleiteten ihn. Er wollte seinen Weg geradezu nach dem festen Lande nehmen, allein sein größeres Schiff war von so schlechter Beschaffenheit, daß die Reise nur langsam von statten ging. Bei der Gebrechlichkeit seines Schiffes konnte er nicht wagen, seine beabsichtigte Reise fortzusetzen. Er kam vor Hispaniola an, ließ den Gouverneur Ovando bitten, sein Schiff gegen ein besseres zu vertauschen; dieser aber verweigerte ihm die Einfahrt in den von ihm selbst entdeckten Hafen, und Columbus sah sich den größten Gefahren preis gegeben. Eben war eine Flotte bestimmt, nach Spanien auszulaufen, welche sowohl Bobadilla, als Roldan, den Ovando gefangen setzen ließ, nebst den übrigen Meuterern, die sich gegen Columbus empört hatten, gefangen dahin bringen sollte. Columbus kannte die Gewässer und

das Klima, er sah einen heftigen Sturm voraus, und bat Ovando, die Flotte noch einige Zeit zurück zu halten; allein man verachtete auch diese Gefahren. Columbus hielt sich nahe an das Land, um in einer Bai vor dem Sturme geschützt zu seyn. Bobadillas Flotte lief hohnlachend aus; der Sturm brach mit einer furchtbaren Wuth los; Bobadilla, Roldan und die meisten Feinde des Columbus gingen im Sturme unter; nur das kleinste Schiff, welches 4000 Goldstücke, ein Eigenthum des Columbus, an Bord hatte, gelangte nach Spanien. Wer kann es den Zeitgenossen des Columbus verargen, wenn sie in diesem Ereignisse die Hand der strafenden Vorsehung erblickten? Columbus litt auch vom Sturme, und seine Schiffe wurden getrennt, vereinigten sich aber endlich im Hafen von Formoso glücklich wieder. Auf seine Gefährten machte dieses Ereigniß einen außerordentlichen Eindruck. Nach einer stürmischen Fahrt gelangte er endlich nach Jamaika, und richtete seinen Lauf nach dem Festlande. Widrige Winde trieben ihn aber zwischen die kleinen Inseln, welche die Gärten der Königin genannt werden, und sich auf der Südseite von Kuba befinden. Da der Wind günstig wurde, so steuerte er vorwärts, und traf am 30. Juli auf eine hochgelegene, mit Bäumen besetzte Insel. Eine prachtvolle Mannigfaltigkeit tropischer Wälder schmeichelte hier den Blicken, und die Menge von Pinien bewogen Columbus, der Insel den Namen Pinos zu geben. Diese Insel wurde später in der Entdeckungsgeschichte außerordentlich berühmt. Hier landete Columbus, und das Schicksal scheint ihm hier eine Gabe geboten zu haben, die er nicht ganz erkannte. Es kam nämlich ein großes Kanoe herangerudert, dessen Größe und Inhalt ihn in Verwunderung setzte; es war acht Fuß breit und so lang wie eine Galeere, ob es gleich aus einem einzigen Stamme gehauen war. In der Mitte befand sich eine Art Zelt aus Palmblättern, unter dem der Kazike mit seiner Familie saß. Fünf und zwanzig Indianer lenkten das Fahrzeug, welches mit natürlichen und künstlichen Erzeugnissen benachbarter Länder angefüllt war. Die Indianer ruderten auf die Karavelle los, und Co-

lumbus besah die Gegenstände dieses Fahrzeuges; er fand kleine Beile von Kupfer, um Holz zu fällen; hölzerne Schwerter, wie man sie nachher bei den Mexikanern fand; kleine Glocken von Kupfer, irdene Gefäße und andere aus Marmor und Holz künstlich gearbeitete Geräthe. Dabei fand man noch Röcke und Mäntel aus Kattun, mit verschiedenen Farben bemalt; dann eine Menge Kakao, welchen die Spanier noch nicht kannten, und der den Indianern sowohl als Nahrung, als auch zur Münze diente. Sie führten ein starkes Getränke aus Mais bei sich, und ihr Proviant bestand aus Maisbrod und verschiedenen Wurzeln, welche viel Mehl enthalten. Mit leichter Mühe tauschte Columbus alles ein, was ihm beliebte. Die Weiber waren mit großer Sorgfalt gekleidet, und besaßen viele Schamhaftigkeit. Nur mit Mühe konnte man sich etwas verständigen.

Es gibt Augenblicke, in denen das Schicksal es wahrhaft gut mit uns meint, und uns die köstlichsten Gaben darbietet; wir aber haben selten Geschicklichkeit genug, um das Dargebotene anzunehmen. Ein solcher Augenblick war jetzt für Columbus gekommen. Auf die Frage, woher sie kämen, sagten die Indianer: sie kämen aus einem westlich gelegenen Lande, welches Kultur und Industrie hätte. Sie suchten ihm den Reichthum, die Herrlichkeit und Größe des Volkes, das daselbst wohne, beizubringen, und drangen auf alle Weise in ihn, nach dieser Richtung zu segeln. Dieses war der Augenblick, in welchem ihm sein guter Genius die Palme des Lebens bot. Nahm er diesen Wink der Vorsehung an, so kam er nach Yukatan, entdeckte Mexiko, und der Abend seines Lebens wurde mit dem höchsten Ruhme gekrönt. Leider ließ er sich von seiner Idee, nach einer Meerenge, die nur in seiner lebhaften Phantasie existirte, und ihm die Erreichung der Gewürzinseln vorspiegelte, verlocken. Er wurde dazu noch mehr verleitet, als ihm die Indianer an den südlichen Küsten Gold verhießen. Er segelte daher dem Festlande zu, und gelangte in die Hondurasbai, die man in Besitz nahm, und dann an der Mosquitoküste hinabsegelte. Das Land war mit Waldung bedeckt; die Einwohner waren theils nackt

und bemalt, theils bekleidet, und die Oberhäupter trugen farbige Mützen von Kattun. Die Witterung war durch 60 Tage hindurch, während ihrer ganzen Fahrt, äußerst stürmisch. »Ich habe,« sagt Columbus, »viele Stürme erlebt, aber keinen so anhaltenden und heftigen.« Dabei plagte ihn das Podagra und andere körperliche Leiden, dennoch fuhr er mit unglaublicher Anstrengung fort, seine Entdeckungen zu verfolgen. Er enthüllte die Küste von Mosquito, Kosta-Rika und Veragua. Auch die Hafen von Porto-Bello und mehre andere Baien wurden besucht und entdeckt. Am Bethlehems Strome wurde eine kleine Kolonie angelegt, was viele Scharmützel mit den Eingebornen veranlaßte, und damit endete, daß die Spanier froh waren, sich wieder einschiffen zu können. Indessen war Columbus gezwungen, das Aufsuchen einer Meerenge aufzugeben; er verließ daher die Küste von Veragua in der Absicht, um nach Hispaniola zu segeln, seine Lebensmittel zu ersetzen, und seine Fahrzeuge, die in dem elendesten Zustande waren, auszubessern. Im Hafen von Porto-Bello mußte er ein Schiff zurücklassen, welches ganz von Würmern zerfressen war. Mit zwei verfallenen Fahrzeugen setzte er seine Fahrt fort, und gelangte an den Golf von Darien. Nach vielem Elende kam er endlich am 23. Juni nach Jamaika; hier war das Ziel seiner Entdeckung; seine Schiffe waren so elend, daß keine weitere Fahrt gewagt werden konnte, und kaum war es möglich, sie so weit zu befestigen, daß man allenfalls sich gegen die Überfälle der kriegerischen Eingebornen vertheidigen konnte. Mendez unternahm es, mit dem Kaziken der Nachbarschaft Unterhandlungen anzuknüpfen, und war so glücklich, Lebensmittel in hinreichender Menge herbeizuschaffen, und ein gutes Verhältniß herzustellen. Dieser Diego Mendez war einer der wackersten und ehrlichsten Männer dieser Expedition, und zugleich ein muthvoller sinnreicher Mann von erfinderischem Geiste und thätiger Seele. Ihm vertraute Columbus die gefährliche Lage, in welcher sich die ganze Expedition befand, da man der Diskretion der launenhaften Wilden preis gegeben war. Nur ein Mittel

war übrig, man mußte sich mit einem von den Indianern erhandelten Kanoe nach Hispaniola wagen, und Ovando bitten, daß er ein Schiff schicke, um die Mannschaft aus dieser gefährlichen Lage zu befreien. Mendez erbot sich endlich, das Wagestück zu bestehen, und Columbus, der wohl wußte daß nur heroischer Muth dieses zu thun fähig sey, umarmte den redlichen Mendez in Thränen. Mittlerweile schrieb er Depeschen, welche Mendez, wenn er glücklich auf Hispaniola landete, nach Spanien bringen sollte; er schildert darin den Souveränen die gemachten Entdeckungen, vorzüglich aber sucht er die Wichtigkeit von Veragua hervorzuheben, und bittet, diese prachtvollen Länder keinem Abenteurer zu hinterlassen. »Es ist keine Waise, die man einer Stiefmutter überläßt. Nie denke ich an Hispaniola und Paria, ohne Thränen zu vergießen. Ihre Lage ist verzweiflungsvoll, ihrem Unglücke nicht abzuhelfen. Ich hoffe, daß ihr Beispiel für dieses schöne Land nicht verloren geht, damit es auf eine bessere Weise behandelt werde.« Er schildert nun Veraguas Pracht und Reichthum mit glühenden Farben, und als alle seine bisherigen Entdeckungen weit übertreffend. Er kommt auf sein Projekt, der Befreiung des heiligen Grabes, zurück, und verspricht, nach seiner glücklichen Rückkehr nach Spanien, eine Expedition nach der Provinz Mangi, wofür er Varagua hält, und zu dem Großkhan zu führen.

Über seine gegenwärtige Lage schreibt er: »Bis jetzt habe ich über andere geweint, jetzt flehe ich den Himmel um Mitleid an, damit die Erde über mich weine. Ohne über einen Maravedi Herr zu seyn, bin ich hier im innern Indien verschlagen, verlassen, krank, in großer Noth, von Wilden umringt, und jeden Tag den Tod erwartend. In meinen geistlichen Angelegenheiten bin ich von der Kirche und ihren Sakramenten getrennt, so daß meine scheidende Seele verloren seyn wird. Wer Recht und Wahrheit liebt, habe Barmherzigkeit mit mir und beweine mich. Ich habe diese Reise nicht um Gut und Ehre willen, sondern allein um Ihren Majestäten zu dienen, unternommen; gefällt es Gott, mich von hier zu erlösen, so bitte ich demüthigst

um die Erlaubniß, eine Wallfahrt nach Rom und andere Gelübde erfüllen zu dürfen.« Mit diesen Depeschen reiste Mendez ab, war aber so unglücklich, unter die Wilden zu fallen, und beinahe ermordet zu werden; Mendez allein kam unverrichteter Sache zu Columbus zurück; von seinen Gefährten hat man nie wieder etwas gehört. Eine zweite Expedition war glücklicher. Von Eingebornen gerudert, gelangte Mendez in Begleitung des Bartholomeo Fiesco aus Genua glücklich nach Hispaniola; aber der unedle Ovando achtete der Bitten des Columbus nicht, und ließ ihn ein ganzes Jahr ohne Hülfe. Columbus war während dieser Zeit dem äußersten Elende preis gegeben; krank, ohne Hülfe, ohne Linderung seiner Schmerzen, sehen wir endlich noch die abscheulichste Meuterei und Rebellion gegen den würdigen Greis ausbrechen. Ein Theil der Mannschaft, von Porras angeführt, verließ ihn, und brachte den Rest dadurch in Gefahr, daß überall geraubt und geplündert wurde. Die Eingebornen, welche bisher Lebensmittel geliefert hatten, versagten nun ihren fernern Beistand; hier war es, wo Columbus jene bekannte List anwendete, indem er eine eintretende Mondfinsterniß vorhersagte, sie als einen Zorn des Himmels und Vorspiel des Weltuntergangs darstellte. Dadurch bestätigte er die Wilden in dem Glauben, daß die Spanier höhere Wesen seyen, und bewog sie, aufs neue Lebensmittel zu liefern, und die Spanier dem Hungertode zu entreißen.

Während dieser Scenen von Elend hatte der Adelantado noch die Rebellen zu bekämpfen, welche, keinen Vorschlägen des Admirals Gehör gebend, fortfuhren die Insel zu plündern, und durch Aufreizung der Eingebornen die Spanier in die höchste Gefahr zu bringen. Endlich, von allgemeinem Unwillen getrieben, mußte Ovando zwei Fahrzeuge nach Jamaika senden, um den Admiral und die Mannschaft aus der schrecklichen Lage zu erlösen. Es muß jedoch bemerkt werden, daß eines dieser Fahrzeuge von dem getreuen Diego Mendez gemiethet worden war. Mit Freuden verließ Columbus seine morschen Kara-

vellen, auf denen er des Jammers so viel erlebt hatte. Als ein schöner Beweis für den edlen Columbus muß angeführt werden: daß die Wilden bei seiner Abfahrt unter den herzlichsten Thränen Abschied nahmen. In Columbus war die natürliche Humanität so vorherrschend, daß es ihm allenthalben gelang, die unverdorbenen Herzen der Naturkinder zu gewinnen.

Als sich der Admiral dem Hafen von San Domingo näherte, hatte sich hier auf dem ersten Schauplatze seines Ruhmes und seines schmerzhaften Unglücks alles zu seinem Vortheile gestaltet; und hier, von wo ein Bobadilla es wagen durfte, den großen Mann in Ketten abführen zu lassen, erwartete man ihn mit Rührung und Enthusiasmus. Der schlaue Ovando suchte durch einen höflichen Empfang und die ausgezeichnetste Aufmerksamkeit den bösen Eindruck zu verwischen, welchen sein niedriges Betragen gegen den Schiffbrüchigen auf Jamaika hervorgebracht haben mußte. Er fuhr nichts desto weniger fort, Columbus heimlich in allem zuwider zu seyn, und so viel als möglich bei äußerlicher Glätte den Admiral im Innersten zu verletzen. Aber schon der Anblick der Insel selbst mußte das Gemüth des Columbus tief verwunden. Jene glücklichen Völker, die ihn einst hier so freundlich und herzlich empfangen hatten, waren nicht mehr vorhanden. Ovandos grausame Herrschaft hatte sie theils vernichtet, theils in Sklaverei gestürzt. Mißbräuche zerrütteten die Kolonie, und Ovando wagte es sogar, die rechtmäßigen Einkünfte des Admirals so viel als möglich zu verkümmern. Alles das Böse, was seine Nachfolger angerichtet hatten, zu sehen, und zur Abstellung desselben nur ein feierliches Recht, aber keine Macht zu besitzen, war mehr als ein Columbus ertragen konnte. Er eilte daher, von der Insel hinwegzukommen, und verließ dieselbe am 12. September 1504. Die Fahrt nach Europa dauerte bis zum 25. November, und war eine der unglücklichsten seines Lebens. Von Alter, Krankheit, Kummer und Mißhandlungen gebeugt, begab er sich nach Sevilla. Am 26. November 1504 ging der Engel seines Lebens und Spaniens, die fromme und schöne Seele Isabellas

in eine bessere Welt hinüber. Von nun an wurde Columbus von Ferdinand zwar mit aller Höflichkeit, aber als ein Mann behandelt, der überflüssig geworden war, dessen Ansprüche ermüdeten, und dessen man sich je eher, je lieber entledigt wünschte.

Die letzten und harten Prüfungen dieses seltenen Mannes gehören nicht hieher; wir bemerken nur: daß Columbus, von dem treulosen Undanke seines Monarchen niedergedrückt, unter Kummer und Thränen am 20. Mai 1506 starb. Jetzt erst wurde er von Ferdinand in seine Ämter und Würden wieder eingesetzt, seine Ehre hergestellt, und seine Verdienste vom Könige anerkannt. Der Todte forderte ja nichts mehr! Die Nachkommen des Columbus wurden mit ihren Ansprüchen an das Tribunal gewiesen, in schwere Prozesse verwickelt, und konnten nie dahin gelangen, dasjenige zu erhalten, was ihnen durch feierliche Verträge und königliches Wort zugesichert worden war. Es ist traurig, in der Geschichte keine Thatsache auffinden zu können, welche die, gegen beispiellose Treue und unermeßliches Verdienst begangene beispiellose und unermeßliche Treulosigkeit Ferdinands entschuldigen oder auch nur mildern könne. Mit Isabella war der gute Genius und das Glück Spaniens entflohen.

Columbus war ein Mann von ausgezeichnetem, an Hülfsmitteln und Geistesvorzügen reichem Genie. Sein thätiger Geist hatte sich mit allen Kenntnissen seiner Zeit bereichert, sein fester Charakter die größten Schwierigkeiten überwunden. Die Kraft seines männlichen Geistes wurde durch das poetische Element seines Gemüthes gemildert, und sein Herz hielt der ausgezeichneten Stärke seines Verstandes das Gleichgewicht. Fleckenlos und rein steht sein Charakter in der Weltgeschichte da, und wenn seine Verdienste um die Menschheit ihm eine der ersten Stellen unter den Wohlthätern derselben anweisen, so zwingt uns sein Charakter, ihn auf der Stufenleiter der Humanität nicht niedriger zu stellen. Selbst seine Schwächen machen ihn nur noch liebenswürdiger, denn sie entspringen alle aus der hohen

Begeisterung seines Gemüthes, und entstellen das schöne Bild des edelsten Menschen nicht. Die rührende Treue gegen seine Freunde und seine Monarchen, welche selbst durch den schwärzesten Undank an ihm verübt, nicht geschwächt werden konnte, macht ihn höchst ehrwürdig. Unfähig der Rache, war er selbst nach den gröbsten Beleidigungen leicht zu versöhnen. Sein Gedächtniß war aber so treu in Bezug auf fremdes Verdienst, daß auch die geringste Gefälligkeit von ihm durch ewige Freundschaft erwiedert wurde.

Wir verdanken ihm die Entdeckung der neuen Welt. Seine Enthüllungen derselben erstrecken sich von den Lukayen durch die großen und kleinen Antillen, bis an die Mündungen des Orenoko, und von da an der Küste von Paria und Kumana längs dem Festlande hin. Von der Hondurasbai, längs der Mosquito- und Veraguaküste hin, bis zum Meerbusen von Darien enthüllte seine letzte Fahrt das Festland Amerikas. Mit Recht wird daher Columbus als Entdecker nicht nur des amerikanischen Archipels, sondern auch des Festlandes selbst betrachtet.

Der König, dem Columbus mit einer neuen Welt das Geschenk gemacht hatte, befahl, seinem Andenken ein Monument mit folgender ziemlich matten Inschrift zu errichten:

Por Castilla y por Leon
Nuevo Mundo halló Colon.

Für Kastilien und Leon
Entdeckte die neue Welt Colon.

Seine Leiche wurde im Kloster der Franziskaner beigesetzt, und die Exequien mit außerordentlicher Pracht und Feierlichkeit in der Parochialkirche zu Valladolid begangen. Später wurden seine Überreste im Jahre 1513 nach Sevilla in das Karthäuserkloster de las Cuevas gebracht, endlich nach San Domingo überführt. Hier ruhten sie bis zum Jahre 1795. Als in diesem Jahre der spanische Antheil von San Domingo an Frankreich abgetreten wurde, fand es das hochherzige Spanien

unerträglich, seinen größten Wohlthäter in fremder Erde ruhen zu lassen. Auf die feierlichste Weise wurde daher die Übersetzung der Überreste des Columbus nach Kuba gefordert und veranstaltet. Das Grab wurde in Gegenwart der höchsten Behörden am 20. Dezember 1795 geöffnet. Die Reste sammelte man in einen bleiernen vergoldeten Kasten, den man in einen prachtvoll verzierten Sarg legte, und sodann in eine Art Mausoleum stellte. Am folgenden Tage wurden feierliche Exequien gehalten, und der Erzbischof sprach eine Leichenrede. Sodann trug man Nachmittag um 4 Uhr die Leiche in feierlicher Prozession an den Bord einer Brigantine, die Entdeckung genannt; die Trauerflaggen wurden aufgezogen, und vom Fort und den Schiffen ertönte Kanonendonner. Zu Havannah wurde die Leiche am 15. Januar 1796 mit nicht minderer Feierlichkeit aufgenommen; es legte sich der größte Enthusiasmus an den Tag; die geistlichen und weltlichen Würdenträger, die Staatskörperschaften und der ganze Adel wohnte den Feierlichkeiten bei, als Beweise der hohen Achtung und des ehrfurchtsvollen Andenkens, welches sie gegen den großen Entdecker hegten. Der Kummer seines Lebens konnte freilich durch alle diese Beweise von Hochachtung nicht gut gemacht werden. Es mag aber dem verkannten und verfolgten Verdienste zum Troste gereichen, daß es nicht vergebens sich auf eine gerechtere Nachwelt beruft.

Zweites Buch.

Die Nachfolger des Columbus.

1. Americus Vespuccius und Ojeda.

Nichts ist gewöhnlicher, als daß große Menschen, denen Gott einen großen, ungewöhnlichen Gedanken beschert hat, sich gefallen lassen müssen, sobald sie ihn aussprechen, für Narren gehalten zu werden; beweisen sie aber endlich durch die That,

daß zwischen einem Gedanken und einer bloßen Phantasie doch einiger Unterschied sey, so ist auch wieder nichts gewöhnlicher, als daß die Großmannsucht eine Menge Menschen ergreift, welche sich alle berufen glauben, ausgezeichnete Thaten zu vollbringen. Die Weltentdeckung des Columbus hatte dasselbe Schicksal. Kaum war er glorreich von dem verkannten und verlästerten Unternehmen nach Westen zurückgekehrt, so erschienen auf dem Schauplatze des Ruhmes und der Entdeckungen eine Menge von Abenteurern, die alle von nichts anderm als Entdeckungen und Schätzen träumten. Die meisten fanden sich, wie natürlich, getäuscht, und endigten auf eine tragisch-komische Weise. Es gab aber auch Leute darunter, welche Talent und Glück besaßen, und so wichtige Entdeckungen machten, daß sie allerdings unsterblichen Ruhm erwarben. Columbus steht in jeder Hinsicht als ein Prachtstück in der Gallerie der Menschheit unerreicht da; und rechnet man bloß was geschah, ohne auf moralische Würde Rücksicht zu nehmen, so gebührt die zweite Stufe auf der Pyramide der Entdecker Amerikas Cortez und Pizarro. Die dritte Stufe ist jedoch durch eine Reihe von Leuten besetzt, die allerdings auch verdienen, daß ihr Andenken der Vergessenheit entrissen werde. Zu einer besondern Ehre, und wäre der Mann nicht so ehrlich, möchten wir sagen, zu einer unverdienten Ehre gelangte Americus Vespuccius, der, wie Pilatus ins Credo, so zu der Ehre gelangte, der neuen Welt seinen Namen zu geben. Er war am 9. März 1451 zu Florenz aus einer edlen Familie geboren, und erhielt eine sehr gute Erziehung. Im Jahre 1496 finden wir ihn als Geschäftsführer eines Handelshauses zu Sevilla. Drei Jahre später sehen wir ihn in Verbindung mit Alonso Ojeda, dessen wir im Leben des Columbus bereits in Ehren gedacht haben, mit vier Schiffen nach dem Meerbusen von Paria abreisen. Im Jahre 1495 hatte nämlich, wie oben gedacht, die Königin Isabella Erlaubniß gegeben, daß Jedermann auf seine Kosten Reisen nach dem Westen unternehmen dürfe. Da eben dazumal von Columbus die Berichte über die Reichthümer der Küste von Paria

anlangten, so scheint Vespuccius sich die Erlaubniß der Königin zu Nutze gemacht und die Unkosten zur Reise herbeigeschafft zu haben.

Die Eskadre ging am 20. Mai 1499 aus dem Hafen Santa Maria in Spanien ab, und erreichte die Kanarieninsel Gomera, wo sie sich verproviantirte und nach 24 Tagen das Festland von Amerika erreichte. Der Punkt, wo Vespuccius es berührte, lag 200 Seemeilen südlicher, als die von Columbus entdeckte Küste. Es war vermuthlich die Küste von Surinam. Von hier lief man nun an der Küste nordwärts in den Golf von Paria ein, an den Mündungen des Esequibo und Orenoko vorüber, und bewunderte die große Wassermasse. Eingeborne sah man nirgends, bis man auf der Insel Trinidad landete; hier fand man Spuren des kurz vorhergegangenen Besuches von Columbus, was der ehrenhafte Vespuccius in seinen Berichten an die Medicis redlich bekennt, und somit auf die Ehre, den Kontinent früher entdeckt zu haben, keinen Anspruch macht. Man fand bei den Eingebornen Perlen, so wie andere Zierathen aus Fischgräten und grünen Steinchen. Die Ungesundheit der Insel Trinidad wird von Vespuccius schon bemerkt, da die Eingebornen selbst häufigen Krankheiten ausgesetzt waren. Ojeda berührte mehre Punkte der Insel, durchschiffte mit seinen Gefährten die Bocca del Dragon, wo er viele Krokodille fand, und lief sodann in den Hafen Marakapana, an der Küste von Kumana ein, wo er einen schützenden Hafen fand, und eine kleine Brigantine, das erste europäische Schiff in der neuen Welt, baute. Die Eingebornen der Küste empfingen die Spanier mit größter Freundlichkeit, leisteten ihnen alle möglichen Dienste, und baten sie zuletzt, sie gegen ihre Feinde in Schutz zu nehmen. Ojeda ließ sich dieß nicht zweimal sagen, denn nichts konnte ihm willkommener seyn, als ein kriegerisches Abenteuer. Die Jahrhunderte lang dauernden Kriege der Spanier mit den Arabern hatte ihrem Geiste das romantische Gepräge des südlichen Ritterthums aufgedrückt. Der ganze Geist der Nation war kriegerischer Natur, und durch die

Entdeckung Amerikas wurde der Kampflust der Spanier ein Schauplatz eröffnet, welcher vielleicht Europa von einer Invasion der Spanier rettete. Ojeda nahm daher von der Küste von Kumana Führer mit, und erreichte nach siebentägiger Fahrt die karibischen Inseln; eine derselben bezeichneten die Führer als die Wohnung ihrer Feinde. Diese drängten sich auch, mit Federkronen geziert und bunt bemalt, mit Bogen, Pfeilen, Speeren, Lanzen und Schildern bewaffnet heran, um ihre Heimath zu vertheidigen. Trotz der Feuerschlünde der Spanier, fochten die Wilden mit standhaftem Muthe, und flohen erst vor der Schärfe spanischer Schwerter in die Wälder. Am folgenden Tage versammelten sich die Wilden in einer noch größern Anzahl; Ojeda landete 57 Spanier, welche den Kariben, nicht durch Überlegenheit an Muth, sondern nur an Waffen, eine gänzliche Niederlage beibrachten. Man plünderte nun, machte Gefangene, und sandte die Indianer, welche Zeugen der Niederlage ihrer Feinde waren, reich beschenkt in ihre Heimath zurück, wo sie die Thaten der Spanier rühmten. Indessen waren auch viele Spanier verwundet, und Ojeda mußte einige Zeit verweilen, bis sie geheilt waren. Hierauf entdeckte man den Meerbusen von Venezuela, ein stiller Golf, wo man Häuser auf Pfählen erbaut fand, deren jedes eine Zugbrücke hatte. Aus dieser Ähnlichkeit mit Venedig entstand der Name Venezuela, der indische Name aber war Koquibakoa. Die Einwohner des Dorfes lockten die Spanier durch Freundschaftsbezeigung an, ergriffen aber plötzlich die Waffen, und umringten das Schiff. Die Spanier mußten alle Mittel anwenden, um sie zu besiegen. Ojeda drang hierauf tiefer in den Meerbusen ein, und gelangte in den See von Marakaibo. Die Einwohner waren gebildeter als alle bisher gefundenen Bewohner von Amerika; sie knüpften mit den Spaniern freundschaftliche Verhältnisse an; 27 derselben besuchten das Innere; sie wurden im Triumph von Stadt zu Stadt geführt, bewirthet und mit Gesängen unterhalten. Nach neun Tagen kamen sie an das Schiff zurück, von den Eingebornen in Hängematten getragen. Auffallend ist, daß Ojeda

erwähnt, er sey hier mehren Engländern begegnet. Hierauf umschiffte die Eskadre das Vorgebirg von Marakaibo, und gelangte die Küste entlang bis zum Kap de la Vela; sodann begab sich Ojeda nach Hispaniola, wo er mehre Abenteuer bestand und 1500 nach Spanien zurückkam. Man brachte die Schiffe mit Färbeholz und gefangenen Eingebornen beladen zurück, die man als Sklaven verkaufte.

Gleichzeitig mit der Expedition des Vespuccius und Ojeda verschaffte sich auch Pedro Alonso Ninjo aus Maguer bei Palos, der Columbus als Pilot begleitet hatte, die Erlaubniß, nach der neuen Welt zu fahren. Seine Armuth verband sich mit dem Reichthume des Luis Guerra, und so wurde ein Schiff ausgerüstet, das nicht mehr als 50 Tonnen Gewicht, und 33 Mann, von Christoval Guerra kommandirt, führte. Mit dieser kleinen Barke wagte es der kühne Ninjo, Anfangs Juni 1499 nach der neuen Welt auszulaufen. Sie kamen in den Golf von Paria; hier begegnete ihnen eine Raubflotte der Kariben, welche sie, troz ihrer Kühnheit, durch ihre Feuerschlünde zerschleuderten. Man steuerte nun nach der Insel Margarita, tauschte eine Menge Perlen ein, besuchte das Festland an mehren Punkten, und kam, zum Ärger Ojedas, noch vor ihm, zwar ohne geographische Entdeckungen, aber mit einem reichen Schatze von Perlen, nach Spanien zurück.

Auch die Familie Pinzon regte sich wieder, und Yamez Pinzon, von zwei Neffen begleitet, rüstete mit Hülfe der Kaufleute von Palos, ein Geschwader von vier Karavellen aus. Mit diesen ging man Anfangs Dezember 1499 nach den kanarischen Inseln, und von da nach dem grünen Vorgebirge. Von hieraus ging nun die Fahrt westlich, sodann gegen Süden. Man durchschnitt den Äquator, verlor den Nordstern aus dem Gesichte, und erblickte das südliche Kreuz. Sturm und Unwetter konnte ihren Muth nicht schwächen, und am 28. Januar erblickte man endlich unter 8° S. B. Land, welchem man den Namen Santa Maria de la Consolation gab. Pinzon landete, und nahm im Namen der kastilischen Krone von dem ent-

deckten Lande Besitz. Niemand störte sie darin, nur ein wilder Stamm Indianer zog am folgenden Tage kriegerisch gerüstet vorüber. Der unwirthbare Charakter der Küste bewog Pinzon, sich einzuschiffen und nordwestlich zu fahren.

Man gelangte an einen seichten Fluß, wo man ankerte, und eine Anzahl wohlbewaffneter Leute ausschiffte. Auf einem nahen Hügel erblickte man eine Menge nackter Indianer. Ein Spanier näherte sich ihnen mit Zeichen der Freundschaft, welche auf eine ähnliche Weise beantwortet wurden. Die Wilden warfen dem Spanier für eine Schelle ein vergoldetes Stäbchen zu, fielen ihn aber, als er es aufheben wollte, feindselig an. Er vertheidigte sich jedoch mit solchem Muthe, daß er die Wilden in staunendem Respekt erhielt, und seine Kameraden ihm zu Hülfe kommen konnten. Nun machten aber die Indianer einen allgemeinen Angriff, und zwar mit so furchtbarem Erfolge, daß sogleich mehre Spanier todt niederfielen, und die übrigen zum Theil verwundet, sich nur mit Mühe in ihre Boote retteten. Die Indianer verfolgten sie bis ins Wasser, und trotz des verzweifelten Muthes der Spanier wurde dennoch ein Boot übermannt, und sammt der überlebenden Mannschaft im Triumphe hinweggeschleppt. Entmuthigt kehrten die übrigen zu den Schiffen zurück. Dieses war die erste Schlappe, welche die Spanier in der neuen Welt erhielten. Pinzon segelte nun noch 40 Meilen nordwärts, und gelangte in einen kleinen Archipel, der eine Bucht von ungefähr 30 Seemeilen Breite ausfüllte. Mit Erstaunen fand man hier das Wasser so süß, daß man es in Tonnen füllen konnte. Man gewahrte bald, daß man sich in einem ungeheuren Süßwassergebiet befinde, das später als die Mündung des berühmten Riesenstromes, des Maranjon oder Amazonenstromes, erkannt wurde. Die Einwohner der Inseln waren äußerst sanft, sie nahmen die Spanier gastfreundlich auf, wofür dieselben 36 von ihnen als Sklaven fortschleppten. Man fuhr nun die ganze Küste entlang, bis zur Mündung des Orenoko, belud hier die Schiffe mit Farbhölzern, segelte sodann nach Hispaniola und den Bahamainseln. Hier überfiel die Schiffe

ein so gewaltiger Orkan, daß zwei Karavellen vor den Augen der entsetzten Gefährten mit Mann und Maus untergingen; die zwei andern retteten sich mit genauer Noth, und landeten endlich im Hafen von Palos. Die Rückkehr von dieser wichtigen Entdeckungsfahrt erfüllte die Gemeine Palos mit Jammer und Wehklagen um die Verlornen, und Pinzon selbst entging nur durch die Gnade des Königs einem schweren Prozesse, der ihn zu Grunde gerichtet hätte.

2. Zweite Reise des Ojeda und anderer Abenteurer nach der neuen Welt.

Von den wackern Pinzons haben wir noch zwei Reisen im Jahre 1506 und 1508 zu erwähnen. Sie hatten zum Zwecke, die von Columbus gesuchte Meerenge, welche den Weg durch den Westen nach Indien eröffnen sollte, zu entdecken. Da jedoch die Meerenge gar nicht vorhanden ist, so mußten auch, wie natürlich, diese Expeditionen ihren Zweck verfehlen.

Der berühmte Ojeda hatte von seiner ersten Fahrt, nach Abzug aller Kosten, kaum 10 Dukaten erübrigt; ein ziemlich magerer Lohn für so schwere Arbeit, und so wichtige Entdeckungen. Seine geleisteten und noch zu leistenden Dienste, nebst der Gunst des Fonseca, verschafften ihm eine königliche Schenkung, kraft welcher ihm 6 Seemeilen Landes an der Südküste von Hispaniola zum Geschenke gemacht, und das Gouvernement der von ihm entdeckten Provinz Koquibakoa übertragen wurde. Er wurde zugleich ermächtigt, eine Eskadre bis zu 10 Schiffen auszurüsten, und gegen den fünften Theil des Ertrages westlich der Insel Margarita Handel zu treiben. Er sollte in Koquibakoa eine Kolonie anlegen, und die Hälfte der Einkünfte genießen. Diese großen Privilegien, welche Gunstbezeigungen, wie sie Columbus nie zu Theil wurden, enthalten, hatte Ojeda der Eifersucht des Königs gegen die Engländer zu danken. Man wollte diese verhindern, sich in die neue Welt einzudrängen.

Mit solchen Privilegien in der Tasche, war es Ojeda leicht,

Gefährten und eine Expedition von vier Schiffen zusammen zu bringen. Die Eskadre ging 1502 unter Segel, durchschnitt den Golf von Paria, und landete an den Küsten Kumanas. Da Ojeda zur Begründung seiner Niederlassung noch so manches fehlte, so erlaubte er, die Indianer an den Küsten Kumanas zu plündern, was als der Anfang jener Gräuel betrachtet werden kann, deren sich die Spanier auf dem Festlande Amerikas schuldig machten. Er langte endlich in Koquibakoa an, fand aber das Land zu einer Niederlassung nicht geeignet, und schiffte weiter bis in die Bai von Honda. Die Eingebornen wehrten sich mit aller Kraft, wurden aber von Ojeda überwunden, und nahmen zu Zeichen der Freundschaft ihre Zuflucht. Sie brachten eine beträchtliche Menge Goldes als Friedensgabe, und nun ging man daran, um ein Fort zu bauen. Die Niederlassung hatte aber keinen Fortgang, die Lebensmittel gingen aus, mit den Eingebornen mußten Kämpfe bestanden werden, die Schiffe wurden von den Bohrwürmern angegriffen; zuletzt empörte man sich gegen ihn, und Ocampo stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen, nahm Ojeda zuletzt gefangen, und so wurde er nach Hispaniola abgeführt. Hier verurtheilte ihn der Gouverneur Gallego, aber auf Befehl des Königs wurde sein Prozeß revidirt, und Ojeda ging aus demselben, wie es gewöhnlich bei Prozessen geschieht, als siegreicher Theil und doch als geschlagener Mann hervor; die eroberten Schätze waren verloren.

Wir fügen hier sogleich die dritte Reise dieses wackern Abenteurers an Er soll zwar im Jahre 1505 eine neue Reise in die Nähe von Koquibakoa unternommen haben; wir finden indessen von derselben keine Nachrichten, und da wir ihn 1508 auf San Domingo als einen armen Schlucker finden, so scheint auch diese Reise nicht zu den glücklichsten zu gehören. Da um diese Zeit die Berichte des Columbus über die Provinz Veragua die Habsucht des Königs Ferdinand rege gemacht hatten, so wurde beschlossen, diese reichen Gegenden durch Anlegung von Kolonien zu sichern. Während dem war der Admiral gestorben, und dem selbstischen Ferdinand waren die Bedingungen der

Familie Columbus und ihre Ansprüche ohnehin schon lästig. Er hoffte also für seine Plane und Unternehmungen wohlfeilere Leute zu finden, und der erfahrne Ojeda wurde hiezu vorgeschlagen. Zugleich befand sich aus Hispaniola Juan de la Cosa, einer jener veteranen Seefahrer, der sowohl Erfahrung, als Reichthum sich erworben hatte. Dieser verband sich mit dem kühnen Seefahrer Ojeda, und ging nach Spanien, um für diesen das Kommando auf dem Festlande zu erlangen, indem er versprach, aus eigenen Mitteln die Ausrüstung zu besorgen. Fonseca unterstützte das Gesuch Ojedas, und de la Cosa wußte sich sogar beim König in Gunst zu setzen. Zugleich bewarb sich um dasselbe Kommando auch Diego de Nicuesa, der als ein eben so gewandter Hofmann, als auch trefflicher Ritter geschildert wird. Der König, dem die erbeteten Stellen nichts kosteten, und die doch im Falle des Gelingens großen Gewinn bringen konnten, war sehr geneigt, beide zu befriedigen; und wie einst der Papst zwischen ihm und Portugal die Erde getheilt hatte, so theilte auch er jetzt zwischen den beiden Nebenbuhlern das Festland, indem er jedem einen bestimmten Bezirk zur Anlegung einer Kolonie und Gründung eines Gouvernements anwies. Der unermüdliche de la Cosa erhielt für Ojeda den Theil des Festlandes östlich vom Golfe Uraba bis zum Kap de la Vela. Dieser Bezirk wurde Neu-Andalusien benannt; den westlichen Theil, welcher das von Columbus hochgelobte Land Veragua begriff, erhielt Nicuesa. Die Insel Jamaika sollten beide gemeinschaftlich besitzen. Jeder durfte in seinem Bezirke Festungen bauen, und sich 10 Jahre hindurch den Gewinn der Bergwerke zueignen. De la Cosa rüstete nun mit seinem eignen Vermögen zwei Brigantinen nebst einem dritten Fahrzeuge aus, schiffte 200 Mann ein, und begab sich zu dem seiner harrenden Ojeda, der nun Gouverneur eines ungeheuren Landes war, ohne etwas mehr als eine leere Tasche zu besitzen. Nicuesa war reicher, rüstete vier Schiffe aus, versah sie auf eine glänzende Weise mit allen nöthigen Vorräthen, und ging mit frohem Muthe der Goldküste Veraguas entgegen. Er

hatte schon auf seiner Hinreise nach San Domingo Gelegenheit, 100 Kariben zu fangen, und auf Hispaniola als Sklaven zu verkaufen. Diese gegen die Menschenfresser verübte That erschien als etwas höchst Lobenswürdiges, und paßte zu den Zwecken dieser Abenteurer außerordentlich wohl. Beide Expeditionen, die des la Cosa und die des Nicuesa, langten beinahe zu gleicher Zeit auf Hispaniola an, und Ojeda begrüßte seinen Freund la Cosa mit fröhlichem Jubel. Indessen sah er wohl ein, daß die Ausrüstung des la Cosa neben dem glänzenden Geschwader Nicuesas zu geringfügig war; er suchte daher die Freundschaft eines reichen Advokaten, dem die Streitsucht seiner Nebenmenschen ein hübsches Sümmchen in den Beutel geschafft hatte. Da nun Ojeda die zweideutige Kunst verstand, seine Nebenmenschen zur Öffnung ihrer Börsen zu bewegen, so gewann er auch den Advokaten dadurch, daß er ihm die Stelle eines Oberrichters in seiner Provinz versprach. Martin Fernandez de Enziso, so hieß der Advokat, versprach, ein Schiff mit aller nöthigen Mannschaft und Vorräthen auszurüsten und Ojeda nachzuführen. Nach mancherlei Zank, der zwischen beiden Gouverneuren nicht ausbleiben konnte, ging endlich am 10. November 1509 Ojeda mit zwei Schiffen, zwei Brigantinen und 300 Mann unter Segel. Er nahm zugleich 12 Zuchtstuten mit. Unter seinem Gefolge befand sich auch ein ganz gemeiner Abenteurer, Namens Franzesco Pizarro; eine Entzündung am Knie hielt einen andern Abenteurer, Namens Hernando Cortez, in Hispaniola zurück. Die Reise ging schnell und glücklich von statten; man langte im späten Herbst im Hafen von Karthagena an. Juan de la Cosa war mit den Völkern dieser Küsten zu genau bekannt; er hatte in diesen Gewässern als Pilot gedient, und rieth daher Ojeda, seine Niederlassung nicht in der Nachbarschaft dieser kriegerischen Völker zu gründen, sondern im Golf von Uraba, wo die Menschen sanfter seyen, anzufangen. Ojeda merkte nicht darauf, ging ans Land, und nahm im Namen der Monarchen davon Besitz. Er ließ nämlich durch einen der ihn beglei-

tenden Missionäre ein abenteuerliches Manifest, worin er die Wilden zur Unterwerfung aufforderte, ablesen, und sodann ging er mit Zeichen der Freundschaft auf die Eingebornen los. Diese hatten bereits die Spanier zu gut kennen gelernt, um nicht zu wissen, was sie von der Freundschaft derselben zu erwarten hätten; sie rüsteten sich daher zum Kampfe. De la Cosa kannte die Verwegenheit Ojedas, und beschwor ihn, die feindlichen Küsten zu verlassen. Alles war vergebens; Ojeda vertraute dem Bilde der heiligen Jungfrau, das er auf der Brust trug, empfahl sich demselben, und stürzte auf die Feinde. Die nackten Indianer waren leicht zerstreut, mehre wurden gefangen genommen, andere erschlagen; man fand bei ihnen Goldplatten, doch von geringerer Qualität. Das allein reichte hin, Ojedas Verwegenheit zu erhöhen. Er nahm die gefangenen Indianer als Führer, und rückte in das Innere des Landes vor. De la Cosa warnte abermals, und obwohl er nichts weniger als feige war, sondern vielmehr heldenmäßig voran kämpfte, so mißbilligte er doch Ojedas Tollkühnheit. Man traf in tiefen Wäldern die Wohnungen der Wilden; diese vertheidigten aber ihren Herd mit einem Heldenmuthe, der eines bessern Schicksals würdig war; sie wurden besiegt, und 70 Gefangene nach den Schiffen gesandt. Ojedas Kühnheit wuchs, seinem warnenden Engel zum Trotze, mit jedem Erfolge. Er verfolgte nun die Indianer durch die Wälder, und gelangte zum Dorfe Turbako. Da es die Spanier verlassen fanden, so überließen sie sich der Plünderung. Plötzlich stürzten aus den benachbarten Wäldern die Wilden mit großem Geschrei heran; viele Spanier wurden erschlagen, und von giftigen Pfeilen getödtet; Ojeda selbst gelang es nur mit der größten Mühe, sich mit einer kleinen Anzahl seiner Gefährten zu verschanzen. Hier wurde er von den Indianern hart belagert, und nur mit Mühe konnte er sich gegen die Pfeile der Feinde schützen. Alle Gefährten fielen an seiner Seite, mitunter nach schrecklichen Krämpfen; in der größten Noth kam ihm de la Cosa mit einigen seiner Leute zu Hülfe, stellte sich an die Thüre des Verhaues, und kämpfte, bis alle seine Leute bis auf einen

gefallen waren. Ojeda sprang wie ein Tieger mitten unter die Indianer, und wüthete furchtbar unter ihnen. Juan de la Cosa fühlte endlich, daß seine Wunden vergiftet seyen, und er sterben müsse; er befahl dem einzigen noch übrigen Spanier zu entfliehen, und wenn er je Ojeda wieder fände, ihm sein Ende zu erzählen. Es ist erhebend, unter den furchtbaren Gräuelsceenen, welche die Entdeckung Amerikas begleiteten, Züge einer edlen Menschlichkeit auftauchen zu sehen. Eine der edelsten Erscheinungen ist unstreitig die des de la Cosa, der im Leben wie im Tode getreu, ein vorsichtiger Warner, ein treuer Gefährte, ein muthiger Mitkämpfer, noch im letzten Augenblicke nur seinen Freund zu denken vermag. Und doch war dieser Freund die tollkühne Ursache seines Todes.

Ojeda war es gelungen, sich durch die Feinde zu hauen; unverletzt, den Schild am Arme, das Schwert in der Hand, sank er endlich in der Nähe des Meeres zwischen den Manglebäumen nieder, erschöpft durch Hunger und Mühseligkeit. So fanden ihn seine Gefährten, als sie beunruhigt über das Schicksal ihrer Brüder, welche im Walde ohne Wiederkehr verschwunden waren, an das Land stiegen. Man brachte ihn nun ans Feuer, labte ihn, und suchte ihn nach und nach wieder zu stärken. Mitten unter diesen Gefahren war er unverwundet geblieben, aber über 300 Pfeile hatten seinen Schild durchbohrt. Um eben diese Zeit sah man plötzlich ein Geschwader in den Hafen von Karthagena einlaufen; es war Nicuesa, der Nebenbuhler Ojedas, welcher nicht allzufreundlich von diesem behandelt worden war. Nicuesa behandelte jedoch Ojeda mit dem größten Edelmuthe, söhnte sich vollkommen mit ihm aus, landete 400 Mann, mit denen man auf das Dorf der Indianer losging, es anzündete, die Bewohner ermordete, und alles der Plünderung überließ. Die Beute war so beträchtlich, daß auf Nicuesa und seine Leute allein 7000 Dukaten an Gold kam. Man fand auch den Leichnam des unglücklichen de la Cosa.

Nachdem Nicuesa auf eine so edelmüthige Weise Ojeda beigestanden hatte, trennte er sich von ihm in Freundschaft. Es

verdient überhaupt bemerkt zu werden: daß die Spanier, welche gegen die Eingebornen so furchtbar und unmenschlich wütheten, unter einander die erhabensten Tugenden und rührendsten Züge der Humanität offenbarten. Ihr Betragen gegen die wilden Völker war daher nicht sowohl Rohheit, als vielmehr Fanatismus, demjenigen ähnlich, welchen einst die Israeliten in Kanaan gegen die heidnischen Völker daselbst zum Vorwand ihrer Grausamkeit nahmen. Nach der Trennung von Nicuesa legte Ojeda eine Stadt auf der Ostseite des Golfs an, die er St. Sebastian nannte. Die Kolonie sah sich in einem feindseligen Lande gar bald dem Elende und Mangel sowohl, als den vergifteten Pfeilen der Wilden ausgesetzt. Vergebens sandte Ojeda um Hülfe nach Hispaniola; nur zufällig erschien ein Raubschiff mit Abenteurern, welches die neue Niederlassung vor dem Hungertode rettete. Endlich entschloß sich Ojeda, mit diesem Raubschiffe nach Hispaniola zu segeln, um sich selbst Hülfe zu holen. Die meuterische Mannschaft empörte sich aber unterwegs, und legte Ojeda in Fesseln. Durch Ungeschicklichkeit dieser Räuber wurde das Schiff gegen Kuba getrieben; in dieser äußersten Noth schloß man mit Ojeda einen Waffenstillstand, nahm ihm die Fesseln ab, damit er das Schiff rettete. Es war aber zu spät. Nach mehrtägiger stürmischer Fahrt lief das zerschlagene Schiff an der Südküste von Kuba auf den Strand. Die Mannschaft rettete sich an diese damals noch ganz öden Küsten. Die Wälder Kubas wimmelten von Flüchtlingen haitischer Indianer, welche Verzweiflung hieher getrieben hatte. Die Eingebornen Kubas hatten durch dieselben die Spanier kennen gelernt, und waren daher eben nicht geneigt, den Schiffbrüchigen freundliche Aufnahme zu gewähren. Die Absicht der Schiffbrüchigen war keine andere, als quer durch Kuba nach der Nordküste vorzudringen, um zu versuchen, von da nach Hispaniola zu gelangen. Dieses war der erste Marsch der Europäer in das Herz dieser wichtigen Insel. Aber die Ausführung dieser Expedition gehörte unter die trübseligsten, welche die Europäer in Amerika zu bestehen hatten. Man mußte die Dörfer vermei-

den, und scheute die Wälder; man nahm daher den Weg durch die morastigen Savanen, welche bis heute noch unter dem Namen der Moräste der Guiguen berüchtigt sind. Der Boden wich unter ihren Füßen, und sie mußten oft bis an den Hals in Schlamm und Wasser versunken vorwärts dringen; Hunger und Durst erschöpfte endlich ihre Kräfte, und noch immer sahen sie nichts als das endlose Marschland vor sich. Da ergriff die Spanier Verzweiflung; Ojeda nahm sein Bild hervor, kniete bei jeder Station vor demselben nieder, und flehte um den Schutz der heiligen Jungfrau. Seine Gefährten folgten seinem Beispiele. Im Augenblicke der äußersten Entmuthigung that er das feierliche Gelübde, wenn ihn seine Patronin aus dieser Gefahr errette, so wolle er im ersten indianischen Dorfe, welches man erreichte, eine Kapelle bauen, und das Bild daselbst als einen Gegenstand für die Verehrung der Heiden aufstellen. Demungeachtet starben unterwegs mehre den Tod der Verzweiflung. Las Casas sagt: »Es ist gewiß, daß die Leiden der Spanier in der neuen Welt, um Reichthümer zu erlangen, größer waren, als irgend eine Nation vorher erduldet hatte; aber die, welche Ojeda und seine Leute erfuhren, übertrafen alle.«

Ojeda war aber auch der einzige, der den Muth nicht gänzlich verlor. Mit einigen der muthigsten drang er vorwärts, und es gelang ihm endlich, zu seiner unaussprechlichen Freude, einen Fußpfad zu finden, der ihn in ein indianisches Dorf führte. Kaum erreichten sie dasselbe, so sanken sie erschöpft zu Boden. Der Kazike des Dorfes Kueybas und seine Indianer sammelten sich um die Unglücklichen, und sahen sie verwundert und mit Entsetzen an. Als sie jedoch von der Lage der Dinge unterrichtet wurden, zeigten sie eine Menschlichkeit, welche den gebildetsten Christen Ehre gemacht hätte. Sie trugen die Erschöpften in ihre Wohnungen, erquickten sie mit Speise und Trank, und wetteiferten im Dienste der Milde. Als der Kazike erfuhr, daß noch mehr in dem Moraste steckten, sandte er eine Schar starker Indianer mit Lebensmittel aus, um sie zu erquicken, und falls sie zum Gehen zu schwach wären, auf ihren Schultern nach dem

Dorfe zu tragen. Die Indianer thaten noch mehr als ihnen befohlen war. Die Spanier wurden in das Dorf gebracht, gepflegt und getröstet, und so behandelt, als ob sie Segen vom Himmel brächten.

Ojeda baute nun, seinem Gelübde gemäß, im Dorfe eine Kapelle, stellte das Bild auf einem Altar aus, berief den Kaziken und die Ältesten des Dorfes, erklärte ihnen, so gut es möglich war, die Hauptpunkte des christlichen Glaubens, und empfahl ihnen Verehrung des Bildes. Der Kazike hörte mit Ehrfurcht alles an, und ob er wohl nur einen sehr verworrenen Begriff von der ganzen Sache bekam, so faßte er, nebst seinen Unterthanen, doch die größte Verehrung für das Bild. Die Kapelle wurde immer sauber gehalten, mit Baumwollstoffen geziert, festliche Tänze um sie aufgeführt, Hymnen gedichtet und abgesungen. Dieses war die erste Reise der Spanier durch Kuba.

Nachdem die Abenteurer ihre Gesundheit und Kräfte wieder erlangt hatten, setzten sie ihre Reise fort, und wurden von einer Abtheilung Indianer mit Lebensmitteln begleitet. Alle Kaziken nahmen sie gastfrei auf, und der Kazike von Makaka verschaffte ihnen ein Kanoe, auf welchem sich Pedro de Ordas nach Jamaika begab, um bei Esquibel, dem Kommandanten einer spanischen Niederlassung daselbst, Hülfe zu suchen. Auch Esquibel war von Ojeda früher schwer beleidigt worden, hörte aber nicht sobald von dessen Unglück, als er allen frühern Groll vergaß, und die edelmüthigste Hülfe leistete. Die Schiffbrüchigen wurden nach Jamaika geführt, und mit der herzlichsten Freundschaft behandelt. Eben dieser edelmüthige Esquibel hatte unter Ovando unter den Eingebornen Hispaniolas schrecklich gewüthet. Ojeda kam nun nach San Domingo zurück. Enciso war bereits mit Vorräthen nach San Sebastian abgegangen; Ojeda selbst versank nun in Dunkelheit, lebte arm und selbst in Noth, unbeachtet von einer Welt, die ihm und seinem Muthe so viele schöne Entdeckungen verdankte. Er trat zuletzt in den Franziskanerorden, und verordnete, daß seine Leiche unter der Thürschwelle begraben werde, damit jeder Aus- und

Eingehende auf sein Grab trete. Dieß war das Ende einer der kräftigsten und romantischsten Seelen seiner Zeit.

3. Diego de Nicuesa und Vasco Nunez de Balboa.

Der edelmüthige Nicuesa segelte nach seiner schönen That im Meerbusen von Venezuela nach seiner Bestimmung ab; allein sein Unternehmen war nicht glücklich, er litt Schiffbruch, und rettete sich nur mit Mühe auf eine wüste Insel, wo viele seiner Gefährten durch Hunger umkamen. Endlich wurde Nicuesa mit den Überlebenden wie durch ein Wunder von Lope de Olano, der zum Theil an seinem Unglücke Schuld war, gerettet. Man verließ nun die wüste Insel, und Nicuesa kam zu seinen Gefährten, die sich auf dem Isthmus festgesetzt hatten, zurück. Nicuesa übernahm nun wieder das Kommando, hatte aber eine Reihe von Unfällen zu erdulden, bevor er eine passende Stelle für seine Niederlassung fand. Niedergeschlagen und entmuthigt kam er endlich an eine Landspitze, etwas östlich von Porto Bello, dem Meerbusen von Panama gegenüber. Hier, rief er aus, laßt uns in Gottes Namen bleiben. Seine Gefährten, welche darin ein gutes Vorzeichen erblickten, stimmten ein, und die Bucht heißt Nombre de Dios bis auf den heutigen Tag. Er nahm von dem Lande Besitz, sandte eine Karavelle nach den übrigen Gefährten, die am Flusse Belem zurückgeblieben waren, ab, und fing an die Stadt zu bauen. Mangel an Lebensmitteln, die von den Indianern nur mit Blutvergießen erlangt werden konnten, brachte die ganze Niederlassung aufs äußerste; eine nach Lebensmitteln ausgesendete Karavelle kam nicht zurück, und das Elend stieg so hoch, daß die ganze Bevölkerung dieser jungen Stadt dienstunfähig wurde.

Die Rettung kam von einer Seite, von wo man sie am wenigsten hoffte, und war von Umständen begleitet, welche zu den größten und wichtigsten Entdeckungen führte. Wir wissen, daß der Licentiat Enciso, von Ojeda zum Oberrichter von San Sebastian ernannt, ein Schiff mit Vorräthen und Mann-

schaft nach dieser Niederlassung führte. Als er im Begriff war, sich einzuschiffen, kam unter den übrigen Geräthschaften auch ein Faß an Bord gewälzt, aus welchem später, als man bereits in offener See war, ein gespenstisches Wesen hervorstieg, in dem man, mit nicht geringem Erstaunen, einen verschuldeten Abenteurer, Namens Vasco Nunez de Balboa erkannte. Er mußte sich auf eine solche Art vor seinen Gläubigern flüchten, worüber der Rechtsgelehrte Enciso so entrüstet war, daß er beschloß, ihn auf der ersten wüsten Insel auszusetzen. Die Tüchtigkeit des Mannes besänftigte übrigens den Licentiaten, und man erreichte nun glücklich die Bucht von Karthagena. Hier nahmen sie Wasser ein, besserten das Schiff aus, und es gelang, mit den furchtbaren Indianern freundschaftliche Verhältnisse anzuknüpfen. Die Spanier wurden mit der größten Gastfreundschaft behandelt, und da sie sich ordentlich betrugen, so schienen die Wilden die schrecklichen Thaten Ojedas und Nicuesas völlig vergessen zu haben. Die Völker Amerikas zeigten überhaupt überall edle Gefühle. Während Enciso hier verweilte, waren die 50 Tage, welche Ojeda seinen Gefährten als das äußerste, welches er ihrer Geduld festgesetzt hatte, verstrichen. Franz Pizarro, der als Lieutenant zurückgeblieben war, reiste daher mit den noch übrigen Spaniern auf einer Brigantine ab. Man hatte die vier letzten Pferde geschlachtet und eingesalzen, um sie als Proviant mitzunehmen. Ein Theil der Unglücklichen ging mit einer Brigantine in einem Sturme unter, die andere traf nun mit Enciso zusammen, der aus dem Munde Pizarros das schreckliche Ende seiner Unternehmung erfuhr.

Um den Verlust wieder herzustellen, machte nun Enciso, durch Pizarro verstärkt, einen Kreuzzug nach der Küste von Zemu, mit dem Vorsatze, die goldreichen Gräber jener Gegenden zu plündern. Die Kaziken von Zemu wollten jedoch von dem Rechte des Königs von Spanien nichts begreifen. Enciso, der mit dem Degen eben so gut, als mit der Feder umzugehen wußte, griff die Indianer an und schlug sie, nahm einen Kaziken gefangen, verlor aber einige Spanier durch vergiftete

Pfeile, und fand für gut, sich einzuschiffen, ohne die goldreichen Gräber geplündert zu haben. Er kehrte nun nach San Sebastian zurück, wurde aber durch den Verlust eines Schiffes und die Entschlossenheit der Indianer in die äußerste Noth versetzt. Da war guter Rath theuer, aber näher als man glaubte. Der eingeschmuggelte Balboa trat nämlich hervor und versprach, die Mannschaft auf die Westseite des Golfs von Uraba zu bringen, wo zwar auch kriegerische Indianer, aber ohne vergiftete Pfeile wohnten. Das Land sey reich an Gold und fruchtbar, Lebensmittel gebe es in Überfluß. Dieser Rath wurde mit Jubel aufgenommen, und Nunez hielt Wort; man ging unter Segel, kam am Flusse Darien an, fand das von Balboa bezeichnete Dorf, lieferte eine siegreiche Schlacht gegen die tapfern, aber mit schlechten Waffen versehenen Indianer, und nahm durch das Recht der Eroberung Besitz. Das Dorf wurde geplündert; man fand eine große Menge von Lebensmitteln, Baumwolle und einen Goldwerth von 10,000 Dukaten. Enciso nahm nun förmlich von dem Dorfe Besitz, und ergriff das Kommando statt dem abwesenden Ojeda. Er erließ strenge Befehle, verbot mit den Eingebornen um Gold zu handeln, und richtete alles so ein, daß man ziemlich deutlich abnehmen konnte, wie er allen Gewinn für sich allein zu behalten wünschte. Diese Maßregeln erregten das Mißvergnügen der Mannschaft; Nunez Balboa trat gegen Enciso auf, und bewies ihm, daß er kein Recht zu dem Kommando habe, da das Dorf, in dem man sich befinde, dem Gouvernement Nicuesas angehöre. Man setzte daher Enciso ab, ließ ihm aber später das Kommando bis zu dem Augenblicke, wo der Wille des Königs bekannt seyn würde. Nach mancherlei Streitigkeiten kam Colmenares mit Hülfe für Nicuesa in den Golf von Darien, sah hier die blühende Niederlassung, und eilte, Nicuesa aufzusuchen und hieher zu führen. Dieser war beinahe in Nombre de Dios verhungert; er schiffte sich sofort nach Darien ein, benahm sich sogleich als Herrscher, und drohte Enciso und seinen Gefährten das Gold abzunehmen. Aus dieser Ursache beschloß man, ihn in

Darien nicht anzunehmen, und zwang ihn, auf dem Schiffe zu bleiben. Als er am folgenden Tage landete, konnte er sich nur mit Mühe vor einer Gefangennehmung in die nahen Wälder retten. Vasco Nunez trat dazwischen, und suchte vergebens die Aufnahme Nicuesas in die Kolonie zu bewirken. Nicuesa mußte auf seine Brigantine zurückkehren, und zuletzt blieb ihm nichts übrig, als mit seinen Dienern und einigen Freiwilligen, die ihn aus Mitleid begleiteten, unter Segel zu gehen. Man hörte nichts mehr von ihm, aber einige Jahre später ging das Gerücht, man habe auf der Insel Kuba in einen Baum die Worte geschnitzt gefunden: »Hier endete der unglückliche Nicuesa.«

Nach Nicuesas Abreise war Nunez Balboa unstreitig die wichtigste Person in der Kolonie. Enciso wurde seiner Unklugheit wegen ins Gefängniß geworfen und seines Vermögens beraubt; Balboa konnte ihm nicht vergeben, daß er ihm einstens gedroht hatte, ihn auf einer wüsten Insel auszusetzen. Die Gewaltthat gegen Enciso konnte hier Balboa ungestraft verüben, aber die Nemesis zeichnete sie in ihr Buch ein. Endlich wurde Enciso gegen das Versprechen, nach Spanien zurückzukehren, freigegeben, und Balboa sah wohl ein, daß dieser in Spanien nicht unterlassen würde, alles gegen ihn in Bewegung zu setzen. Er sandte daher seinen Alkalden Zamudio nach Spanien, um Balboas Dienste bei Hofe in gehöriges Licht zu setzen, und den Reichthum des Landes zu rühmen. Zugleich sandte er seinen Freund Valdivia mit Geld nach Hispaniola, um daselbst den königlichen Schatzmeister, der bei Hofe in großer Gunst war, zu bestechen, und neue Mannschaft für künftige Unternehmungen zu werben. Nach solcher Vorsicht ließ er den armen Enciso ganz ruhig nach Spanien zurückkehren, und trat unbekümmert an die Spitze der Verwaltung.

Vasco Nunez de Balboa war ein ausgezeichneter Charakter, und stammte aus einer angesehenen Familie in Spanien. Durch seine Offenheit und zuvorkommende Freundlichkeit war er ganz geeignet, ein Mann des Volkes zu werden. Er

besaß zugleich alle Eigenschaften, um feurige Spanier zu regieren, denn seine Tapferkeit, Güte und Höflichkeit gewannen ihre Herzen. Um diese Zeit war er 35 Jahre alt, schön gebaut, von kraftvoller Gestalt und angenehmen edlen Zügen; dabei war sein Gemüth nichts weniger als verwahrlost, er besaß viel Edelmuth und höchst ausgezeichnete Talente. Auch wußte er sich zu beherrschen, und alle Fehler zügelloser Glücksritter zu vermeiden.

Balboa kannte den Charakter Ferdinands zu gut, um nicht zu wissen, daß seine Gunst durch wichtige Entdeckungen und Goldsendungen leicht zu erlangen sey; er suchte daher diejenigen Theile des Landes zu entdecken, welche den größten Überfluß dieser köstlichen Waare besäßen. Dieses gab Veranlassung zu den wichtigsten Entdeckungen, welche nach denen des Columbus gemacht werden konnten, und wodurch Balboa unvergänglichen Ruhm erlangte.

Das erste, was Balboa that, war, daß er die Reste von Nicuesa's Expedition, welche noch zu Nombre de Dios schmachteten, abholen ließ. Diese waren froh, sich dem Hungertode entrissen zu sehen, und schlossen sich an Balboa an. Bei dieser Gelegenheit bekam derselbe Kunde von der Provinz Koyba, welche großen Reichthum an Gold besitzen sollte. Zu ihrer Entdeckung sandte er Franz Pizarro mit 6 Mann aus. Der Kazike Zemaka, Herr von Darien, wünschte seine Gäste zu vertilgen, und legte Pizarro einen Hinterhalt, welcher die 7 Spanier mit einem Hagel von Pfeilen und Steinen mit furchtbarem Geschrei überfiel. Pizarro und seine Gefährten wurden jämmerlich zerdroschen, stürzten sich aber demungeachtet in die dichtesten Haufen der Feinde, von denen sie viele tödteten, noch mehr verwundeten, die übrigen aber in die Flucht schlugen. Dennoch fürchteten sie neue Angriffe, und zogen sich schnell zurück, indem sie Franzesco Hernan auf dem Wahlplatze zurückließen. Balboa gab Pizarro einen strengen Verweis, und befahl ihm, sogleich den Gefährten zu holen, indem er sagte: »Man soll nicht zu unserer Schande sagen, daß Spanier vor den Wilden flohen, und einen Kameraden in ihren Händen ließen.«

Pizarro fühlte das Gewicht dieses Vorwurfs, kehrte zurück, und war so glücklich, seinen Auftrag auszurichten.

Als man den Rest der Spanier von Nombre de Dios abholte, erblickte man an den Küsten des Isthmus zwei Spanier, die, in gemalte Felle gekleidet, den Eingebornen an Wildheit ähnlich waren. Sie waren von den Schiffen Nicuesas desertirt, und hatten bei dem Kaziken von Koyba, Namens Kareta, Schutz gefunden; er hatte sie liebreich aufgenommen und gepflegt. Zum Danke für seine Gastfreundschaft gaben sie nun ihren Landsleuten den Rath, den Kaziken zu überfallen, und die sichere sehr große Beute sich zuzueignen. Zu diesem Ende ging einer der Verräther nach Darien, um seinen Landsleuten als Führer zu dienen, der andere kehrte zum Kaziken zurück, um die Rolle eines Judas zu spielen. Balboa wählte 130 bewaffnete Leute, und zog mit ihnen nach Koyba. Er wurde hier von dem Kaziken mit der edelsten Gastfreundschaft aufgenommen; als er aber Lebensmittel für die Kolonie forderte, erklärte der Kazike, daß die Vorräthe zu gering seyen, als daß er seinem Willen entgegen kommen könnte. Von dem treulosen Spanier besser unterrichtet und berathen, stellte sich Balboa, als ob er das Vorgeben des Kaziken glaube, machte sich auf den Rückweg nach Darien, kehrte aber in der Stille der Nacht zurück, nahm den Kaziken sammt seiner Familie gefangen, belud seine zwei Brigantinen mit Gefangenen und Beute, und kehrte so nach Darien zurück. Als der Kazike sich so behandelt sah, machte er Nunez bittere Vorwürfe; »was habe ich dir gethan,« sagte er, »daß du mich so grausam behandelst; keiner deines Volkes kam in mein Land, ohne von mir geschützt und mit gastfreier Güte von mir behandelt zu werden. Als du meiner Wohnung nahtest, kam ich dir da mit dem Speere entgegen? Setzte ich dir nicht Speise und Trank vor, und behandelte dich wie einen Bruder? Laß mich daher wieder frei mit meinem Haus und Volk, so wollen wir deine Freunde bleiben. Siehe meine Tochter, ich gebe sie dir als Bürgschaft, nimm sie zu deinem Weibe, und sey von der Freundschaft ihres Volkes überzeugt.« Nunez de Balboa fühlte das Ge-

wicht dieser Rede; zudem machte die schöne Kazikentochter Eindruck auf sein Herz. Das Bündniß wurde mit großer Feierlichkeit geschlossen, der Kazike mit Geschenken überhäuft und nach Hause entlassen. Seine Tochter blieb bei Nunez als seine Gattin zurück. Zur Ehre Balboas muß es gesagt werden, daß er der Indianerin treu blieb, sie sehr gut behandelte, und so zärtlich liebte, daß sein späterer Fall als eine Folge seiner standhaften Treue gegen die Kazikentochter zum Theil zugeschrieben werden kann. Der Kazike blieb ein treuer Verbündeter der Spanier.

Vasco Nunez de Balboa ging nun mit 80 Mann nach Koyba, drang in das Gebiet Ponkas, des Feindes von Karete ein, plünderte das Land und machte große Beute. Hierauf besuchte er den Kaziken Komagre, der ihm mit seinen sieben Söhnen, lauter schöne junge Männer, seinen vornehmsten Häuptlingen und vielem Volk entgegen kam. Man nahm die Spanier wie Wesen höherer Art auf, und behandelte sie mit einer Zuvorkommenheit, wie ihnen in der neuen Welt noch nie widerfahren war. Die Wohnung des Kaziken von Komagre übertraf alles, was die Spanier bis jetzt in Amerika gesehen hatten; sie war in der That groß und solid, denn sie hatte 150 Schritte Länge, 80 in der Breite, war auf große Pfeiler gegründet, und mit einer steinernen Mauer umgeben. Der obere Theil war aus Holz, aber so schön und geschmackvoll gearbeitet, daß ihn die Spanier nicht ohne Bewunderung betrachten konnten. Es befanden sich große Magazine im Hause, wo Lebensmittel aller Art aufbewahrt wurden; endlich auch eine geheime Kammer, in welcher der Kazike die gedörrten Mumien seiner Vorfahren, in mit Gold und Perlen durchwirkte Gewänder gehüllt, aufbewahrte.

4. Fortsetzung.

In diesem Hause wurde der Grund zu der wichtigen Entdeckung, welche Balboa beschieden war, gelegt. Einer der Söhne des Kaziken zeichnete sich ganz besonders durch ungemeinen Scharfsinn und besondere Tugenden aus. Er durchschaute

die Spanier, und erkannte in ihnen diejenigen Vagabunden und Abenteurer, die sie wirklich waren; er durchblickte ihre Raubsucht und ihren Geiz, und suchte für sich und sein Volk die Gunst dieser überlegenen Räuber dadurch zu gewinnen, daß er Balboa und seinen Gefährten 4000 Unzen Goldes und eine Anzahl Kriegsgefangener gab. Nachdem Balboa das königliche Fünftel beseitigt hatte, wurde der Rest unter die Spanier vertheilt; diese zankten sich aber darum, und geriethen beim Abwägen der verschiedenen Stücke in heftigen Streit. Empört über dieses schändliche Betragen sprang der großherzige Kazikensohn herbei, schlug in die Wagschale, daß das Gold im Gemach umherflog, und redete voll Unwillen die Spanier also an: »Warum zankt ihr um solche Kleinigkeiten? Wenn das Gold wirklich so hohen Werth in euren Augen hat, daß ihr seinetwegen nicht allein das Vaterland verlaßt, sondern auch friedliche Länder anderer Nationen überfallt, und euch so großen Gefahren aussetzt: so will ich euch eine Gegend sagen, wo ihr eure Gierde nach Gefallen sättigen könnt. Seht ihr das hohe Gebirge vor euch, hinter ihm liegt ein weites Meer, das man von seiner Spitze herab erkennen kann. Es wird von Menschen befahren, die Schiffe, fast so groß wie die eurigen, haben, und mit Segel und Ruder versehen sind. Alle Ströme, die von diesen Bergen südlich nach dem Meere fließen, führen eine Menge Gold, und die Kaziken, welche ihre Ufer beherrschen, essen und trinken aus goldenen Gefäßen. Das Gold ist bei denen im Süden so häufig und gemein, wie bei euch das Eisen.«

Diese Nachricht erfüllte das Herz Balboas mit Entzücken, und er forschte nach Mitteln und Wegen, wie zu jenen gelobten Ländern zu gelangen wäre. Der junge Kazike versetzte: »Die Aufgabe ist nicht ohne Gefahr. Ihr müßt durch die Länder vieler mächtiger Kaziken wandern, die sich euch mit ihren Kriegern widersetzen werden. Einige Gegenden der Berge werden von wilden und grausamen Menschenfressern bewohnt; vor allem andern habt ihr aber den großen Kaziken Tubanama, dessen Gebiet sechs Tagreisen von hier liegt, und der euch mit großer

Waffenmacht entgegen kommen wird, zu bekämpfen. Sein Gebiet ist reicher als jedes andere an Gold. Um euern Zweck sicher auszuführen, bedürft ihr wenigstens 1000 Mann, die alle so gewaffnet sind, wie ihr.« Der junge Kazike erbot sich noch, die Spanier mit den Kriegern seines Vaters zu begleiten. Diese Nachricht ergriff Balboa mit magischer Gewalt, der Zweck seines Lebens wurde ihm klar, und er fühlte sich von der gewaltigen Idee begeistert: Entdecker eines neuen Meeres zu werden. Diese große Idee veredelte sein ganzes Wesen, was hinlänglich beweist, daß Balboa nichts weniger als eine gemeine Natur war.

Einige Abenteuer, die sich nun in Darien zutrugen, übergehen wir. Sie bestanden in einigen verunglückten Expeditionen nach goldenen Tempeln, die nur den Vortheil hatten, daß ein Theil des Flußnetzes von Darien enthüllt wurde. In der Kolonie selbst brach eine Meuterei gegen Nunez aus, welche eine Folge von seinem usurpirten Regimente war, aber zu seinem Vortheile endete. Er war nun lebhafter als jemals mit der großen Idee seiner Seele beschäftigt, als Valdivia mit zwei Schiffen, frischer Mannschaft und Vorräthen von Hispaniola ankam. Das beste was ihm gebracht wurde, war eine Bestallung für Vasco Nunez, welche von dem bestochenen Miguel de Pasamonte, Schatzmeister des Königs auf Hispaniola, der von dem Könige mit Vollmachten dazu bekleidet war, ausgefertigt waren. Nunez de Balboa wurde dadurch zum Generalkapitän der Kolonie ernannt, und konnte nun mit Nachdruck in seiner kleinen Gemeine auftreten. Allein keine Rosen sind ohne Dornen, denn bald darauf kamen auch Briefe aus Spanien an, welche sehr böse Neuigkeit brachten. Enciso hatte nämlich seine Klagen an den Stufen des Thrones niedergelegt, und gegen Balboa einen Spruch erwirkt, demgemäß dieser Enciso entschädigen, er selbst aber wegen Meuterei vor die Gerichte Spaniens gestellt werden sollte. Dieser Spruch traf Balboa wie ein Donnerschlag, aber seine entschlossene Seele fand Auswege und Mittel. Es mußte noch eine geraume Zeit vergehen,

bevor der Urtheilsspruch auf officiellem Wege anlangte, bis dahin konnte etwas Großes geschehen seyn, was nicht nur die Verbrechen der neuen Welt bedeckte, sondern auch um den glücklichen Vollender eine Glorie verbreitete, vor welcher der Blitz eines spanischen Gerichtshofes erbleichte.

Schnell wählte daher der verwegene Mann 190 seiner entschlossensten Gefährten, bewaffnete sie sämmtlich mit Tartschen, Armbrüsten, Schwertern und Hakenbüchsen. Er verbarg ihnen die Gefahr nicht, und begeisterte sie dadurch. Zur Verstärkung dieser kleinen Schaar nahm er auch noch eine Anzahl spanischer Schweißhunde mit, welche schreckliche Niederlagen unter den nackten Indianern anzurichten pflegten. Leoncico, der getreue Hund und Gefährte des Balboa, hat durch seine Alexander-Thaten historische Berühmtheit erlangt. Er war von mittlerer Größe, ungeheurer Stärke und röthlichgelber Farbe, hatte eine schwarze Schnauze, und war über und über mit Narben bedeckt, die er aus den verschiedenen Schlachten aufzuweisen hatte. Der bloße Anblick dieses Hundes jagte den Indianern Entsetzen ein; er wurde aber auch ganz wie ein Spanier behandelt, und erhielt jedesmal von der Beute den Antheil eines vollkommen bewaffneten Mannes, was seinem Herren über tausend Kronen eintrug.

Es war am 1. September 1513, als Vasco Nunez de Balboa und seine auserwählten Gefährten, auf einer Brigantine und 9 Kanoes, unter den Segenswünschen der Zurückbleibenden aus Darien abfuhr. Er nahm nach Nordwest seine Richtung, und wurde von seinem Schwiegervater, dem Kaziken von Koyba, mit offenen Armen empfangen. Von hieraus sollte nun der gefährliche Weg über das Gebirge nach der Südsee angetreten werden. Der begeisterte Entdecker ließ 90 Mann zur Bewachung der Brigantine und Kanoes in Koyba zurück. Hierauf wurde ein Hochamt gehalten, und sodann mit 100 Mann wohlgerüstet und bewaffnet, nebst indianischen Trägern und Führern, der Marsch in die unbekannte Gegend angetreten. Zwei Tage darauf gelangte man in das früher geplünderte Dorf des Kaziken Ponka, der mit seinen Leuten in die Gebirge geflüchtet war. Man beschloß, hier

von dem beschwerlichen Marsche sich etwas zu erholen, denn die tropische Hitze und die schwere Rüstung und Bewaffnung der Spanier belästigte sie sehr, und mehre unter ihnen waren erkrankt. Man suchte auch den Kaziken Ponka auf, und beredete ihn, zu Balboa zu kommen. Dieser, ein sonst eben nicht rauher oder wilder Mann, besaß eine eigene Gabe, mit den Wilden umzugehen, und sich dieselben geneigt zu machen. Er gewann auch das Herz Ponkas durch seine gefällige Güte so sehr, daß er ihm alle Reichthümer des Landes entdeckte, die Nachrichten vom jenseitigen Oceane bestätigte, und ihn mit Führern versah, welche den Spaniern durch das Gebirge den Weg bahnten. Die höchst beschwerliche Reise wurde nun am 20. September fortgesetzt; man kam durch holperiges, von Schluchten und Strömen durchschnittenes Land, so daß man in vier Tagen nicht mehr als zehn Stunden zurücklegen konnte. Noth und Hunger riß unter den Spaniern ein, so daß sie völlig ermattet das Gebiet des Kaziken Quaraqua betraten. Hier stürzten sich die mit Bogen, Lanzen und schweren Keulen bewaffneten Indianer brüllend auf sie; eine Salve aus den Feuerschlünden und die Wuth der Schweißhunde zerstreute die Feinde. Ein Bruder des Kaziken und mehre Häuptlinge wurden gefangen und den Hunden vorgeworfen; man soll auch einige Negersklaven unter ihnen gefunden haben; eine Nachricht, deren Bestätigung zu geben wir uns nicht anheischig machen. Die Indianer, mit denen man hier kämpfte, waren in weiße Baumwollenhemden gekleidet; in dem Dorfe fand man große Beute an Gold und Kostbarkeiten. Ein Theil der Spanier war indessen unfähig weiter zu reisen, und mußte im Dorfe zurückbleiben.

Mit 67 Spaniern und indianischen Führern machte sich am 26. September 1513 Vasco Nunez de Balboa mit der frühesten Tageszeit auf den Weg, und kletterte den mühseligen Berg hinan. Um 10 Uhr Vormittag trat die Karawane aus den dichten Wäldern hervor, und hatte nun bloß den kahlen Gipfel des Berges vor sich. Die Führer deuteten auf einen mäßigen Vorsprung, von welchem aus der Ocean sichtbar seyn sollte.

Balboa befahl seinen Gefährten, stille zu stehen, und stieg mit klopfendem Herzen allein den nackten Berggipfel hinan. Noch die letzte Anstrengung, und er stand auf dem Vorsprunge. Plötzlich enthüllte sich seinen Blicken eine neue Welt; unter seinen Füßen breitete sich ein prachtvolles Chaos von Felsen, Wäldern, grünen Savanen und rollenden Strömen aus; jenseits glänzte der unermeßliche Ocean in der strahlenden Tropensonne.

Überwältigt von diesem Anblicke, und durchdrungen von der Größe seines Glücks, sank der kühne Entdecker auf die Knie und dankte Gott für die Gnade der großen Entdeckung. Hierauf berief er seine Gefährten und sagte: »Seht meine Freunde das herrliche Schauspiel, das Ziel unsers Trachtens! Danken wir Gott, der uns diese große Gnade bewiesen; laßt uns ihn bitten, daß er uns auch ferner beistehe, das von uns entdeckte Meer und Land, wo nie Christen eingedrungen sind, um das Evangelium zu predigen, in Besitz zu nehmen. Ihr seyd mir bis jetzt treu gewesen, bleibt es auch in Zukunft, und ihr sollt, so wahr mir Christus gnädig sey, die reichsten Spanier werden, welche bisher die neue Welt betreten haben; so wie ihr auch dem Könige die größten Dienste leisten werdet, welche je ein Unterthan geleistet hat.« Ein Priester, Namens Andrea de Vara, stimmte nun den ambrosianischen Lobgesang an; alle Spanier sanken auf die Knie, und mit Ehrfurcht wohnten die indianischen Führer einem Dankopfer bei, welches nie herzlicher und würdiger als auf diesem hohen Felsen Gott dargebracht ward. Allgemeine Begeisterung ergriff nun die trunkene Schar; sie umarmten Balboa und gelobten ihm Treue bis in den Tod. In der That war dieses aber auch die größte Entdeckung, welche ein Sterblicher nach Columbus Enthüllung der Westwelt machen konnte. Die Phantasie verwirrt sich bei dem Gedanken an diese Wunder. Der große Ocean, die ganze Westwelt und das jenseitige Asia lag nun geöffnet vor den Augen der Spanier; die Schätze der Erde waren aufgethan, und wir hätten es dem großen Columbus gerne gegönnt, diesen Tag zu erleben, und Zeuge der Bestätigung seiner großen Ahnungen zu seyn.

Balboa nahm nun von der Spitze der Gebirge herab im Namen seiner Souveräne Besitz von seiner Entdeckung, und trat sodann seine Reise nach dem Oceane an. Unterwegs hatte er noch manche Kämpfe mit den Eingebornen Kaziken, aber er besaß das seltene Talent, nicht nur durch knallende Beweise und bellende Gründe die Gegner eines bessern zu belehren, sondern auch sich die Feinde durch leutseliges Betragen zu Freunden zu machen. Dadurch erlangte er nicht nur überall Lebensmittel und Führer, sondern auch Schätze, nach denen die Spanier so begierig waren. So gelangten sie glücklich an den Ocean. Unter mehren Abtheilungen, deren auch eine von Franz Pizarro geführt wurde, war jene des Alonso Martin so glücklich, an den Strand zu kommen, und daselbst zwei Kanoes zu finden, die trocken auf der Küste lagen. Unbekannt mit der starken Ebbe und Fluth an den Küsten des großen Oceans, wunderten sie sich, die Kanoes so weit im Lande zu finden, und stiegen in dieselben hinein. Da brach jedoch die Fluth herein, und die Kanoes wurden flott. Alonso Martin stieß sogleich ab, und rief seine Gefährten zu Zeugen auf, daß er der erste Europäer gewesen sey, der sich auf dem neuentdeckten Ocean eingeschifft habe. Die Spanier jener Zeit hatten ein eigenes Gepräge. Tiefe, finstere Unwissenheit umhüllte ihren Geist; wie denn die Spanier im Allgemeinen niemals Freunde der Wissenschaft waren. Schwärmerische Großmuth veredelte ihre Seele; tiefe, inbrünstige Frömmigkeit erhob ihr Gemüth, und feurige Ruhmsucht durchglühte ihr ganzes Wesen. Die christlichste Milde hatte neben der abscheulichsten Grausamkeit, Blutdurst und Raubsucht neben zärtlichem Erbarmen und christlicher Demuth Platz genommen; zitternde und ehrerbietige Treue gegen den König paarte sich mit Willkür, Insubordination und offenbarer Rebellion. Der ganze Charakter der Nation jener Zeit war rein poetisch, und gleicht einem Mährchen. So sehen wir auch den offenbaren Rebellen und getreuen Unterthan seines Königs, den schwärmerischen, leutseligen, wüthenden und phantastischen Balboa an einer großen Bai in der weiten Wildniß an die Küste der Südsee treten, und indem er

die lächerlichste Gaskonade vollziehen wollte, vergaß er nicht, die Bai dem heiligen Erzengel Michael zu weihen. Hierauf nahm er eine Fahne, worauf eine Madonna mit dem Christuskinde, unter ihnen das Wappen Spaniens gemalt war; das Schild auf den Rücken, die Fahne in der Linken, das Schwert in der Rechten tritt er bis an den Gürtel in das Wasser. Schwert und Fahne schwingend, bringt er seinem Könige ein Lebehoch, und nimmt vom großen Ocean und allen anliegenden Ländern gegen Norden und Süden, »körperlich und leiblich, im Namen seines Königs und für ihn Besitz, und zwar für ewige Zeiten, und gegen Jedermanns Ansprüche bis an den jüngsten Tag des Weltgerichtes.« Alle seine Gefährten erklärten sich bereit, diese Besitznahme nicht nur vor der ganzen Welt zu bezeugen, sondern auch gegen die ganze Welt, bis zum letzten Hauche ihres Lebens, zu vertheidigen. Der Notar nahm über die ganze Handlung eine förmliche Urkunde auf, die von allen unterschrieben wurde. Alle kosteten nun das Wasser, um sich durch dessen salzige Beschaffenheit zu überzeugen, daß sie wirklich ein Weltmeer entdeckt hätten. Balboa schnitt der Dreieinigkeit zu Ehren mit seinem Dolche drei Kreuze in einen Baum, als Zeichen der Besitznahme, und seine Gefährten thaten dasselbe. So wußten diese Menschen in dem Augenblicke, wo sie Gott und ihrem Könige zuwider handelten, beiden Trophäen zu errichten. Don Quixotte war ein Spanier, und zwar von der ehrlichsten Art.—

Balboa nahm nun sein Quartier im Dorfe Cheapes, und unternahm Streifzüge in das umliegende Land. Eine Menge Goldes lohnte seine Bemühung. Dadurch ermuntert, wünschte er den umliegenden Golf, welchen wir unter dem Namen des Meerbusen von Panama kennen, zu besuchen. Der Kazike warnte ihn, da in dieser Jahreszeit diese Beschiffung äußerst gefährlich sey. Der Muth der Spanier, welcher durch den zuversichtlichen Glauben an den unmittelbaren Schutz Gottes gestärkt wurde, konnte nicht erschüttert werden. Der wackere Kazike wollte den Spaniern an Muth nicht nachstehen, und schiffte sich mit ihnen ein. Bald bewährte sich indessen der weise Rath des

Indianers. Der Wind drohte die Kanoes umzustürzen; die Gefahr wurde dringend im klippigen Meere, und nur mit genauer Noth war man im Stande, eine buschige Insel zu erreichen. Während der Nachtruhe überströmte aber die Fluth die Insel; die Spanier standen bis an den Gürtel im Wasser, in Gefahr, jeden Augenblick von den Wellen verschlungen zu werden. Als endlich nach eingetretener Ebbe der Tag anbrach, waren die Kanoes größtentheils zerschmettert, und nur mit der größten Anstrengung und Mühe gelang es, einige derselben so weit auszuflicken, daß man es wagen konnte, nach entsetzlicher Mühe an die Küste zu gelangen, und die Residenz des Kaziken Tumako, im Winkel des Golfs von Panama, zu erreichen. Mit einem Theil seiner Leute ging Balboa auf das Dorf los, überrumpelte es um Mitternacht, jagte seine Bewohner in die Wälder, und plünderte das Dorf. Man fand nebst einer Menge Lebensmittel auch eine große Masse Gold und köstlicher Perlen. Nunez gelang es, durch seine Leutseligkeit den Kaziken Tumako nebst seinen Leuten zur Rückkehr zu bewegen. Dieser veranstaltete nun, seinem groben Gaste zu Ehren, einen Perlenfang, von dem die Spanier Augenzeugen waren. Balboa sammelte dieses alles, um es nach Spanien zu schicken, und den Monarchen zu überzeugen, daß es endlich gelungen sey, die vielfachen Versprechungen des Columbus wahr zu machen. Man erforschte zugleich von dem Kaziken die Beschaffenheit des Landes, und derselbe versicherte, daß sich die Küsten, welche er nach Westen sehe, ins Unendliche ausdehnen; im Süden aber sey ein Land, überströmend von Gold, wo man sich gewisser Thiere, deren Gestalt er aus Erde formte, zum Lasttragen bediene. Dieses war die zweite Nachricht, welche Balboa von Peru erhielt. Er zog noch mehre Nachrichten über die Perlenfischereien, den Reichthum der übrigen Länder und die Kaziken der Nachbarschaft ein. Es wurden auch mehre Kaziken des Landes besucht, und theils mit Gewalt, theils durch Geschenke und liebreiche Behandlung zu Freunden der Spanier gemacht. Das Vertrauen einiger Kaziken erwarb sich Balboa so sehr, daß sie nicht nur den Spaniern

allen möglichen Vorschub leisteten, sondern auch bei ihrem Abschiede Thränen vergossen.

Mit Gold und Perlen beladen, und die reichsten Entdeckungen im Herzen, traten die Spanier muthvoll ihren beschwerlichen Rückweg nach Darien an. Die beschwerliche Reise wurde durch das Vertrocknen vieler Gebirgsbäche höchst gefährlich gemacht, und die Spanier waren nahe daran zu verschmachten. Nur mit Hülfe der Indianer gelang es ihnen, Quellen zu finden, und sich vom gräßlichsten Tode zu retten. Nachdem man einen Kaziken grausam geplündert, und auf Beschuldigung seiner Feinde, wegen unnatürlicher Verbrechen, den Hunden vorgeworfen hatte, gelangte man in das Dorf des Kaziken Ponka. Hier brachte der Kazike des Gebirges die daselbst zurückgebliebenen Spanier wohlbehalten zurück. »Hier, tapferster und mächtigster Anführer,« sagte er, »bringe ich dir deine Gefährten gesund und wohlbehalten zu, wie sie mein Haus betraten. Möge er, der den Donner und Blitz erschuf, und uns die Früchte der Erde gibt, dich und die Deinen bewahren.« Der Rest des Weges war sehr beschwerlich; furchtbare Hungersnoth riß unter ihnen ein und viele starben, verschmachtend vor Hunger und Durst, bis man endlich in ein Dorf gelangte und Lebensmittel fand, wo man einen vollen Monat zur Erholung blieb. Die Hungersnoth der Spanier war durch die Goldgierde entstanden, weil sie ihre Träger lieber mit Gold als Lebensmitteln beluden. Man plünderte unterwegs noch den Kaziken Tubanama, und langte nach großen Mühseligkeiten bei dem Kaziken Kareta in Koyba an. Mit einem Theile der Schätze und der Mannschaft schiffte sich nun Balboa am 18. Januar 1514 auf der Brigantine nach Darien ein. Hier kamen ihm alle Eingebornen entgegen, und als sie den Erfolg seiner Reise vernahmen, überließen sie sich dem grenzenlosesten Entzücken. Eine Karavelle holte nun den Rest der Schätze und Mannschaft von Koyba ab. Er bestand aus einer großen Menge Goldes, wie bisher noch kein Abenteurer der neuen Welt zusammengebracht hatte, dann Perlen, Mäntel, Hängematten, Baumwollenzeuge und einer Menge Gefangener

beiderlei Geschlechts. Das Fünftel der Beute wurde nun für den König bei Seite gelegt, der Rest von Nunez de Balboa unter die Gefährten der Expedition und die in Darien zurückgebliebenen Spanier nach so geschickten Verhältnissen vertheilt, daß Jedermann mit seinem Antheile zufrieden war, und der Muth der ganzen Kolonie sich erhob.

Auf eine solche Weise wurde einer der denkwürdigsten und wichtigsten Entdeckungszüge der neuen Welt vollbracht. Mit Recht ist der Name Balboas in der Reihe der Entdecker mit einer besondern Glorie umgeben. An Kühnheit der Unternehmung, so wie an glücklicher und talentvoller Ausführung, kommt ihm nur ein Cortez und Pizarro gleich; an Seelenadel übertrifft er unstreitig beide, und muß zwischen Columbus und Cortez gestellt werden. Keine andere Expedition war schwieriger, keine glücklicher als die vollendete. Aber Balboa verstand auch zu regieren; seine Kolonie hatte sich aus den schlechtesten Elementen gesammelt, dennoch verstand er diese Rotte von Abenteurern zu bändigen, zur Tapferkeit anzuspornen, von ihr Gehorsam zu erzwingen, und sogar ihre Liebe zu gewinnen. Der Erste und Letzte bei allen Gefahren, ließ er sich von keinem weder an Tapferkeit und Ausdauer, noch an Geduld und Ertragung der Beschwerden übertreffen. Seine Uneigennützigkeit und Freigebigkeit verdient als eine bei den Entdeckern höchst seltene Tugend mit besonderer Auszeichnung genannt zu werden, und wenn auch er nicht ganz frei von dem Vorwurfe bleibt, sich Grausamkeiten erlaubt zu haben, so muß man ihm doch das Zeugniß geben: daß ihm dieselben durch die nöthige Sicherheit für seine Kolonie, und durch unabweisbare Umstände abgedrungen wurden; auch trifft ihn dieser Vorwurf unter allen Entdeckern am wenigsten. Als ein besonderer Charakterzug zu seiner Ehre muß erwähnt werden, daß sein Glück, weit entfernt ihm den Übermuth einer kleinen Seele mitzutheilen, ihn vielmehr erhob, veredelte und besserte. Ein sicheres Zeichen von Geistesadel.

5. Fortsetzung der Geschichte Balboas.

Nach solchen Verdiensten und Entdeckungen, deren Wichtigkeit **Balboa** allerdings fühlte, durfte er sich schmeicheln, nicht nur den etwaigen Zorn des spanischen Hofes, welchen er durch Verjagung des **Enciso** auf sich geladen haben konnte, zu entwaffnen; sondern er durfte auch darauf rechnen, eine seinen glänzenden Talenten und Diensten angemessene Bestallung zu erhalten. Er schrieb daher unmittelbar nach Spanien, legte außer dem königlichen Fünftel, welches bedeutender war als irgend ein früheres, auch noch ein bedeutendes Geschenk für den König, aus seinem und seiner Freunde Mittel bei. Er wählte als Abgeordneten seinen alten bewährten Freund **Pedro de Arbolancha**, und sandte ihn an den spanischen Hof. Zum Unglück für **Balboa** konnte das Schiff erst mit Anfang März nach Spanien abgehen; eine Verzögerung, die für den Entdecker höchst verderblich wurde. **Enciso** benutzte nämlich in Spanien diese Zwischenzeit, um gegen **Balboa** eine höchst nachtheilige Entscheidung herbeizuführen. Um ihn seines Kommandos zu entsetzen, und eine Untersuchung gegen ihn einzuleiten, wurde Don **Pedro Arias Davila**, gewöhnlich **Pedrarias** genannt, nach **Darien** geschickt. Dieser Mann, von heimtückischer Seele und voll Heuchelei, besaß an Bischof **Fonseca** einen eben so beharrlichen als mächtigen Beschützer, und wurde daher mit ausgedehnten Vollmachten versehen. Kaum war diese Ernennung kund geworden, als die früheren Gesandten des **Balboa**, **Cayzedo** und **Colmenares**, anlangten, um die von dem Kaziken **Komagre** erhaltene Nachricht vom großen Ocean zu berichten, und im Namen **Balboas** um 1000 Mann zu dieser Entdeckung zu bitten. Der habsüchtige **Ferdinand** beschloß, **Pedrarias** mit 1200 Mann zu diesem Zwecke abzusenden. Die Schilderung der Länder von **Darien** und ihrer Reichthümer regte ganz Spanien auf. Es kam eine so glänzende Ausrüstung zu Stande, wie bisher noch keine nach der neuen Welt abging. Leute von ausgezeichneter Geburt und Verdienst drängten sich herzu. Die Niederlassung von **Darien** wurde zur

Hauptstadt von Goldkastilien erhoben, ein Bischof ernannt, und eine Anzahl von Klosterbrüdern, zur Bekehrung der Indianer, beigegeben. Die Gemahlin Pedrarias entschloß sich, die erste Dame von Rang, welche die neue Welt sah, ihren Gemahl zu begleiten. Die Spanier in Darien erhielten Beweise königlicher Gnade, nur Balboa empfand seinen Zorn; er sollte seiner angemaßten Würde entsetzt, und vor Gericht gestellt werden.

Am 12. April 1514 ging die vollgestopfte Flotte von 15 Schiffen in St. Lukar unter Segel. Kaum war sie aus dem Hafen, so erschien Pedro Arbolancha, leider zu spät. Er wurde sogleich zur Audienz bei dem Könige zugelassen, dem er die glücklich gemachte Entdeckung, für welche man so große Ausrüstungen für nöthig erachtet hatte, nebst einem bedeutenden Schatze an Gold und Perlen, als erste Früchte dieser Entdeckung, dem Könige zu Füßen legte. Diese Berichte übertrafen alles, was man erwartet hatte, und in ganz Spanien erscholl das gerechte Lob des zweiten Columbus, zu dessen Verderben eine furchtbare Flotte unterwegs war. Der König bereute seine Härte und trug Fonseca auf, ein Mittel ausfindig zu machen, die wichtigen Dienste Balboas zu belohnen. Während dem war aber sein böser Genius in Darien angelangt, um den eben so vortrefflichen Regenten, als kühnen Entdecker, aus seinem wohlthätigen Wirkungskreise zu reißen, und sein Werk zu zerstören. Die Kolonie hatte bereits angefangen aufzublühen, und sich zum bedeutenden Wohlstande zu erheben, als Pedrarias in einiger Entfernung von der Niederlassung vor Anker ging. Der schlaue Höfling scheute die Entschlossenheit Balboas, und sandte daher Abgeordnete an ihn ab. Er war nicht wenig überrascht, als er statt eines kühnen stolzen Anführers, einen einfachen würdigen Mann im baumwollenen Kittel fand, der seine bittere Empfindung unterdrückte, und sich bereit erklärte, sein so wohlverdientes Gouvernement dem Willen des Königs zu unterwerfen.

An der Spitze von 2000 wohlbewaffneten Männern und dem

ganzen Staate eines spanischen Gouverneurs hielt Pedrarias einen glänzenden Einzug, mit welchem der einfache Balboa und seine Veteranen, die mit Narben bedeckt waren, seltsam kontrastirten. Die Spanier waren nicht wenig erstaunt, hier, wo sie ganz andere Dinge erwartet hatten, so gastfrei und doch so anspruchlos aufgenommen zu werden. Es hätte nur einen Wink gekostet, und die erprobten Gefährten des Balboa hätten den neuen Gouverneur, trotz seiner Begleitung, leicht zurückgetrieben. Die Offenheit dieses wackern Mannes wurde von Pedrarias mit abscheulicher Hinterlist erwiedert, indem er durch trügerische Vorspiegelungen zur größten Offenherzigkeit über seine und des Landes Verhältnisse verlockt wurde. Ja Balboa war so treuherzig, sich sogar eine Denkschrift über alles, was Pedraria zu wissen wünschte, ablocken zu lassen. Sobald letzterer diese in Händen hatte, warf er die Maske ab, und versetzte Balboa in den Anklagestand. Glücklicher Weise hatte Nunez Balboas biederer Charakter das Herz Quevedos, des neu ernannten Bischofs von Darien, gewonnen, und die Untersuchung fiel so günstig aus, daß Balboa, trotz der niedrigsten Ränke Pedrarias, losgesprochen wurde. Dieser, wüthend über das Urtheil, beschloß Balboa in Ketten nach Spanien zu senden, ihn daselbst richten zu lassen. Quevedo und selbst die Gattin Pedrarias waren dawider, und es ist in der That schade, daß die Boßheit Pedrarias durch die Güte seines Weibes verhindert wurde, denn unstreitig wäre der Entdecker der Südsee in Spanien mit Triumph empfangen, und diesem Lande einer seiner größten Entdecker erhalten worden. Während dem suchte Pedrarias sich aller Pläne Balboas zu bemächtigen; eine Postenkette sollte über das Gebirge angelegt, und jenseits derselben eine Kolonie eingerichtet werden. Indessen dieses vorging zeigten sich große Übel in der Kolonie. Die europäischen Lebensmittel waren größtentheils verdorben; die spanischen Kavaliere wollten genießen, aber nicht arbeiten; Hunger und Krankheiten rissen ein, und in kurzer Zeit waren von den neuangekommenen Spaniern 700 gestorben. Pedrarias erholte sich nur langsam von

einem Fieber, und beschloß nun, nach verschiedenen Seiten Expeditionen auszusenden, um das Land zu plündern, und vertraute diese Expeditionen seinen Lieblingen an. Balboa, der einzige, welcher im Stande gewesen wäre, das Unheil, welches nun hereinbrach, zu beschwören, wurde nebst seinen Veteranen von dem tückischen Pedrarias in vielfältige Prozesse verwickelt. Müde dieser Chikanen, sandte Nunez unter der Hand seinen Freund Garabito nach Kuba, um Leute für eine Kolonie jenseit der Gebirge, auf eigene Faust, anzuwerben. Pedrarias sandte eine Expedition mit 400 Mann über das Gebirge; sie betrug sich aber so, daß das ganze Land sich gegen sie erhob, und nur wenige unverrichteter Sache nach Darien zurückkamen. Es erhob sich nun lautes Murren gegen Pedrarias; man beschuldigte ihn allgemein, Ursache am Unglücke der Spanier zu seyn, und erklärte geradezu, daß Balboa der einzige sey, von dessen Genie und Glück ein günstigerer Erfolg zu erwarten stehe. Um seinen Kredit zu schwächen, sandte ihn nun Pedrarias auf eine abenteuerliche Expedition nach einem fabelhaften goldenen Tempel von Dobayba aus. Die Expedition mußte natürlich mißlingen; was jedoch Pedrarias gehofft hatte, geschah nicht, sondern die Popularität Balboas nahm noch zu, indem man das Mißlingen, nicht mit Unrecht, der Ungeschicklichkeit des Gouverneurs zuschrieb.

Während dieses sich zutrug, langten Befehle aus Spanien an. Balboa wurde der Gnade des Königs versichert; man ernannte ihn zum Adelantado der Südsee und Gouverneur der Provinzen Panama und Koyba, doch unter dem Generalkommando Pedrarias. Ferner wurde diesem aufgetragen, bei allen seinen Unternehmungen Balboa zu Rathe zu ziehen. Diese Briefe machten auf Pedrarias einen höchst widerlichen Eindruck; eine Zeit lang hielt er sich zurück, endlich mußte er dem allgemeinen Murren nachgeben, und Balboa seine Würden übertragen. Das Ansehen des Gouverneurs fing nun mit jedem Tage zu sinken an; während dem erschien auch Garabito mit 70 entschlossenen Männern von Kuba, um nach der Südsee

zu gehen. In seiner Wuth darüber ließ Pedrarias den Balboa verhaften, mußte ihn aber alsbald wieder in Freiheit setzen. Um nun Balboa zuvorzukommen, sandte er Morales, in Begleitung von Franz Pizarro, nach der Südsee ab. Sie gelangten glücklich in den Busen von Panama, besuchten die Perleninseln, und erhielten Nachricht von Peru. Schrecklich wütheten diese Leute unter den Eingebornen, regten die allgemeine Rache des Landes auf, und mußten schimpflich über das Gebirge zurückfliehen. Nur mit Mühe und unter ewigen Kämpfen langten die Anführer mit einem kleinen Reste von Spaniern und einem Schatze von Perlen in der Kolonie an. Ein solches Ende hatten beinahe alle Unternehmungen des heimtückischen Gouverneurs, dessen Gemüth noch überdieß beständig durch Mißtrauen und Furcht gegen Balboa gefoltert wurde. Endlich trat der Bischof Quevedo als Vermittler auf, und schlug Pedrarias vor, Balboa eine seiner Töchter zur Gemahlin zu geben, um dadurch den unentbehrlichen Mann an sich zu ketten. Die Aussöhnung kam zu Stande; das junge Fräulein sollte aus Spanien nach Amerika geführt und die Vermählung in Darien vollzogen werden. Nun war für die Thätigkeit Balboas kein Hinderniß mehr vorhanden. Dieser faßte nun den kühnen Entschluß, die Südsee zu befahren. Es wurde die Stadt Akla im Hafen von Kareta erbaut; Balboa ließ Brigantinen bauen, um dieselben stückweise nach der Südsee zu transportiren. Dieses geschah mit der ungeheuersten Anstrengung, wozu sich die gutmüthigen Indianer, welche Balboa liebten, mit Freuden hergaben. Auf der Höhe des Gebirges wurde nun ein Haus erbaut, wo man eine Zeitlang auszuruhen beschloß. Es kostete eine unsägliche Anstrengung, um auf dem Flusse Balsas endlich zwei Brigantinen zu Stande zu bringen; endlich hatte er das Glück und die Freude, sich einzuschiffen, und die Flagge Spaniens auf der Südsee wehen zu lassen. Der gutmüthige Peter Martyr sagt: »Niemand als die Spanier konnten den Plan eines solchen Unternehmens fassen, und nur

Vasco Nunez de Balboa es zu einer glücklichen Ausführung bringen.«

Der kühne Anführer und Entdecker der Südsee schiffte nun nach den Perleninseln, wußte durch seine Leutseligkeit sowohl, als durch seine Tapferkeit, die Kaziken wieder zu gewinnen, und erforschte auf eine bedeutende Ausdehnung die Küsten der Südsee. Während dieser Heldenthaten kamen böse Nachrichten aus Akla; Pedrarias sollte abgelöst, und durch einen andern General-Gouverneur ersetzt werden; um sich der Wahrheit zu versichern, sandte er Garabita nach Akla, um die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Der neue Gouverneur war wirklich angekommen, aber im Hafen gestorben; Pedrarias befand sich im Besitz der Gewalt; Garabito war treulos genug, Pedrarias mit seiner Sendung vertraut zu machen, und noch obendrein zu behaupten: daß Balboa damit umgehe, sich zu empören und unabhängig zu machen. In diesem mißtrauischen Manne erwachte nun der ganze Groll gegen Balboa. Die Zuneigung und Anhänglichkeit, welcher dieser noch immer gegen die Kazikentochter bewies, war ein Stein des Anstoßes für seine Gemahlin, und er beschloß, Balboa zu verderben. Mit heuchlerischem Vertrauen lockte er den unbefangenen Entdecker über das Gebirge zurück; die Boten, welche gesandt waren, um diesen Zweck zu erreichen, entdeckten dem geachteten Manne die bösen Anschläge Pedrarias. Dieser, seiner Unschuld sich bewußt, konnte, nach Art edler Seelen, an einen so schwarzen Anschlag nicht glauben, und ging um so lieber nach Akla, als er hoffte, etwaige Differenzen durch seine persönliche Gegenwart leicht auszugleichen. Pedrarias ließ ihn und seine tüchtigsten Gefährten sogleich verhaften, auf die abscheulichste Weise den Prozeß machen, und sowohl diesen wirklich großen Mann, als auch die vorzüglichsten seiner Officiere im Jahre 1517 hinrichten. So endete einer der größten Wohlthäter Spaniens. Das gleiche Schicksal war nur durch die Feigheit Bobadillas von dem Haupte des Columbus abgewendet worden; das Schicksal Beider beweißt jedoch, wie gefährlich es sey, zu große Verdienste zu besitzen.

6. Die Eroberung von Portoriko und Entdeckung Floridas.

Obwohl Portoriko Haiti so nahe liegt, so verflossen doch mehre Jahre, bevor man es wagte oder der Mühe werth fand, die Insel Boriquen oder Portoriko einiger Aufmerksamkeit zu würdigen. Man hatte die schöne Insel mit ihren hohen Bergen, üppigen Wäldern und grünen Thälern wohl öfter berührt, aber Niemand war in das Innere gedrungen, obwohl aus den vielen Rauchsäulen, die aufstiegen, auf eine zahlreiche Bevölkerung geschlossen werden konnte. Der Gouverneur Ovando, der Verwüster von Haiti, sandte endlich den Veteranen Juan Ponce de Leon mit Truppen dahin, um sich ihrer zu bemächtigen. Dieser berühmte Anführer hatte die zweite Reise des Columbus mitgemacht, und war eine jener unruhigen Naturen, die nirgends als im Grabe Ruhe finden. Er schiffte sich daher 1508 mit wenigen Spaniern nach der Insel ein, deren Berge einen Überfluß an Gold enthalten sollten. Er landete nach kurzer Fahrt glücklich auf der fruchtbaren Insel, und wurde von einem eingebornen Kaziken mit der freundlichsten Gastfreundschaft aufgenommen. Als Ponce de Leon nach den Schätzen des Landes fragte, zeigte ihm der Kazike seine üppigen Yuccafelder und die prachtvollen Waldungen der Insel. Das war es jedoch nicht, was der Spanier suchte; er fragte nach Gold. Der Kazike führte ihn zu zwei Bächen, aus denen er Kiesel mit Gold geadert und Körner dieses Metalls sammelte, und dem Spanier überreichte. Ponce de Leon kehrte mit diesen Proben vergnügt nach Hispaniola zurück, und stattete Ovando Bericht von seiner Sendung ab. Die Eroberung der Insel wurde nun beschlossen, und Ponce de Leon das Unternehmen anvertraut. 1509 übernahm dieser Kämpe das Gouvernement von Portoriko, regierte aber so strenge, daß die gutmüthigen Indianer dieser als Gäste zu ihnen gekommenen Fremdlinge gar bald müde wurden. Dieses gutmüthige Völkchen war von Alters her an ein stilles, behagliches Leben gewöhnt. Die Schätze des Landes hatten sie genährt, das heillose Gold sie niemals bekümmert;

jetzt kam eine Hand voll Abenteurer, bemächtigte sich ihrer Nahrungsmittel, zwang sie zu schweren Arbeiten und mißhandelte sie. Die Bewohner von Boriquen waren muthiger und entschlossener als die von Hispaniola, und beschlossen, die unberufenen Gäste zu vernichten. Nur ein Bedenken waltete ob; man hielt die Spanier für unsterbliche Wesen. Ein schlauer Kazike, Namens Brayoan, beschloß, die Unsterblichkeit der Spanier auf die Probe zu setzen. Als nämlich der Spanier Salcedo durch sein Gebiet kam, gab er ihm eine Anzahl Indianer zur Begleitung mit. Diese trugen ihn durch einen Fluß, warfen ihn aber in der Mitte desselben ab, und hielte ihn so lange unter Wasser, bis er ertränkt war. Sie bewachten nun den Körper durch drei Tage, bis sie sich durch unzweideutige Zeichen der Verwesung, von der Sterblichkeit der Spanier überzeugt hatten. Nun entstand eine allgemeine Verschwörung der Kaziken. Das erste Opfer war Sotomayor, der von den Kaziken erschlagen wurde; seine Niederlassung wurde zerstört, und nun gingen, durch diesen Erfolg ermuthigt, sämmtliche Eingeborne auf Ponce de Leon los. Dieser war sorgfältiger als sein Kollege, und hatte sich in Kaparra, seiner Festung, wohl verschanzt; er blieb trotzig, von den Feinden belagert, in seiner Festung, machte glückliche Ausfälle, und hielt die nackten Indianer in Schranken. Endlich kam Verstärkung von Hispaniola an; die Indianer wurden geschlagen, und sahen mit Entsetzen, da sie von der Hülfe aus Hispaniola nichts wußten, die Spanier in gleicher Anzahl wie früher auf sie loskommen. Der Glaube an die Unsterblichkeit der Spanier gewann abermal die Oberhand; die Indianer fochten nur mit Entsetzen gegen die Spanier. Der Krieg wurde in die Länge gezogen, und nach und nach die Insel unterjocht. Das Schicksal dieser Indier ist dem der Eingebornen von Hispaniola ähnlich; sie starben nach und nach aus.

Der Lohn, welchen Ponce de Leon für die Erforschung und Unterwerfung Portorikos erntete, war die Entsetzung von seinem Gouvernement. Es hatte ihm indessen Gold einge-

tragen, und da, wo eine neue Welt so eben im Austheilen begriffen war, schien man um ein Stück Herrschaft auf Erden eben nicht sehr verlegen. Sein einziger Gedanke ging nunmehr dahin, nach welcher Gegend er sich wenden wolle, um neue Wunder zu entdecken. Da kam ihm denn durch einige alte Indianer die Nachricht zu Ohren, es gebe weit im Norden ein Land, überströmend von Gold und herrlichen Schätzen, und bewässert von einem Zauberstrome. Jeder, der in diesem Flusse bade, erhalte seine Jugend wieder, und genieße in dem Zauberlande alle Freuden und Vergnügungen, die man sich nur immer träumen könne.

Keine Nachricht konnte dem alten Kavalier willkommener seyn; denn was konnte ein alter Herr, der durch ein thatenreiches Leben Gold aufgehäuft hatte, und den sein Alter an die Vergänglichkeit mahnte, mehr wünschen, als wieder jung zu werden, um die Früchte seiner Thaten zu genießen. Er rüstete daher sogleich eine Unternehmung aus, und seine geschäftige Phantasie malte ihm im Voraus die Pracht und Herrlichkeit der Zukunft mit glänzenden Farben. Mit drei Schiffen segelte er nun gegen Norden, zwischen den Bahama-Inseln hin. Er landete an jeder derselben, kostete jede Quelle, trank aus jedem Teiche, badete in jedem Flusse, ohne auch nur um ein Haar jünger zu werden. Demungeachtet wurde er nicht müde, sondern besserte seine Schiffe aus und segelte vorwärts. Sonntag den 27. März 1512 bekam er Land zu Gesicht, und landete am 2. April unter 30° 8′ n. Br. Das Land stand gerade in voller Blüthe des tropischen Frühlings, die Bäume waren mit Blumen bedeckt, und die Felder in den buntesten Farbenschmuck gekleidet. Da es zugleich der Palmsonntag war, an welchem man landete, so nannte er das Land Florida, welchen Namen es heut zu Tage noch mit dem vollsten Rechte führt; der indianische Name war Kantio.

Ponce de Leon nahm nun im Namen seines Königs von dem neuentdeckten Florida Besitz. Indessen hat diese schöne Entdeckung der Krone Spaniens, außer der Summe, wofür sie

ihr der nordamerikanische Freistaat abkaufte, wenig Vortheil gebracht. Der Entdecker fuhr nun mehre Wochen hindurch fort, die südlichen und östlichen Küsten zu befahren, umschiffte auch das Kap Kanaveral, ohne zu vermuthen, daß er sich am Festlande Amerikas befinde. Die Eingebornen widersetzten sich allenthalben der Landung; Gold fand man nirgends; keine der Quellen zeigte verjüngende Kraft. Alle Hoffnungen Ponce de Leons waren getäuscht; er wandte sich daher heimwärts, und eilte, so viel es die gefährliche Fahrt durch die Bahama-Inseln zuließ, ärmer an Gold, reicher an Runzeln, nach Portoriko und von da nach Spanien zurück. Er stattete hier dem Könige Ferdinand Bericht über seine Entdeckung ab, hatte seiner Reise wegen am Hofe viel Spott auszustehen, wurde aber vom Könige sehr gnädig aufgenommen. Dieser ernannte ihn zum Adelantado von Florida, und ertheilte ihm die Erlaubniß, eine Kolonie daselbst anzulegen. Ponce de Leon lehnte jedoch für den Augenblick diesen Auftrag ab, entschloß sich aber später, das Kommando über eine Armada zu übernehmen, welche gegen die Kariben, deren kriegerischer Muth die Spanier aus Portoriko vertrieben hatte, ausgerüstet wurde.

Der ritterliche Kavalier erhielt daher den Auftrag, die karibischen Inseln, welche Portoriko zunächst lägen, zu unterwerfen, und das Gouvernement von Portoriko wieder zu übernehmen. Er steuerte im Januar 1515 von Spanien aus nach Guadalupe, erhielt aber hier von den Kariben eine derbe Schlappe. Gekränkt durch diesen schlechten Erfolg, begab er sich nach Portoriko, wo er bis 1521 blieb. In diesem Jahre unternahm er eine neue Expedition nach Florida, landete daselbst, wurde aber von den Indianern verwundet, und kehrte nach Kuba zurück, um daselbst zu sterben. Die Entdeckung Floridas sichert diesem Löwen die Unsterblichkeit seines Namens.

Dieser ausgezeichnete Abenteurer ist der letzte von den Gefährten des Columbus, welcher sich durch seine Thaten und Entdeckungen ausgezeichnet und berühmt gemacht hat. Es läßt

sich nicht läugnen, daß sich in diesen Männern vorzügliche Geistesgaben offenbarten, und sie auch keineswegs jene Vortheile ernteten, welche ihnen ihres besondern Muthes und ausgezeichneter Verdienste wegen wohl zu vergönnen gewesen wären. Diejenigen, welche die Früchte der Anstrengung ernteten, besaßen weder die Verdienste, noch den Geist der Entdecker. So geht es denn gewöhnlich im Leben, selten erfreut sich der Säemann seiner Ernte, und diejenigen, welche der Menschheit die größten Dienste erwiesen haben, waren niemals ihre glücklichen Glieder; ihr einziger Gewinn war ihr Bewußtseyn, ihre Entschädigung ein Augenblick des kulminirenden Sterns. So waren es nur wenige Augenblicke, welche den großen Columbus erfreuten; Ojeda und Nicuesa verschmachteten in Dunkelheit und Elend; Balboa büßte sein großes Verdienst auf dem Blutgerüste, und Ponce de Leon hauchte seine Kraftseele in Armuth und Vergessenheit aus!

7. Las Casas und Hernando de Cordova.

Die Entdeckung Amerikas war mit den entsetzlichsten Gräueln begleitet. Wer kennt die Wege der Vorsicht, die über die Schicksale der Völker räthselhaft waltet? Wir kennen des Columbus schwärmerische Begeisterung, mit welcher er an die Entdeckung der neuen Welt ging. Sein edles Gemüth war über schmutzigen Geiz erhaben. Gold und Schätze galten ihm nur als Köder, um für seine Unternehmung zu begeistern; seine Hauptabsicht war und blieb bis an sein Ende die Ehre Gottes, Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden, und Eroberung des heiligen Grabes aus den Händer der Muhameder. Die bisher geschilderten Entdecker hatten zwar minder reine Motive; ihre Begeisterung, ihr ausdauernder Muth, ihre unbesiegbare Tapferkeit hatte jedoch eine religiöse Quelle, und Gott und die Vorsehung wurden auch nicht einen Augenblick von ihnen vergessen. Leider mischte sich in dieses reine Element der verderbliche Fanatismus und verunreinigte die schöne Begeisterung. Der Haufe, welcher nach der neuen Welt wanderte, wurde von unreinen Elementen durch-

drungen, und die Religion wurde bloß gemißbraucht, um ein fluchbeladenes Gewissen zu beschwichtigen. Die unglücklichen Indianer mußten die Folgen der unseligen Vermischung der verwerflichsten Leidenschaften mit der Religion tragen und theuer bezahlen.

Die Indianer wurden im Anfang aus Überzeugung, später aus Eigennutz und schmutzigem Geize, als Wesen niederer Art und der Vormundschaft weiserer Menschen bedürftig betrachtet. Zugleich waren sie Heiden, und als solche erschienen sie als rechtmäßiges Eigenthum der Christen, da ja auch im alten Testamente Gott seinen Haß und Abscheu gegen alle Heiden ausgesprochen hatte. Kein Grundsatz konnte den gierigen spanischen Abenteurern mehr zusagen, als diese abscheuliche Lehre aus den Zeiten des jüdischen Fanatismus. Die Spanier wurden für ihre Dienste in Indien mit Ländereien belohnt, und die darauf wohnenden Indianer betrachtete man als leibeigenen Zubehör zur Bearbeitung derselben. Diese Verfahrungsweise hatte um so weniger Macht, die Gewissen zu beunruhigen, als ja in Europa der Feudalismus in der Blüthe war, und dieselben Erscheinungen darbot. Die Indianer, eine schwächliche Menschenart, an schwere Arbeit des Nordens nicht gewöhnt, unterlagen den Mühseligkeiten, welche nur ein nordischer Leibeigener auszudauern vermag. Die Spanier sahen gar bald ihre Ländereien verödet, und waren darauf bedacht, den Abgang durch Menschenraub auf den benachbarten Inseln und dem Festlande zu ersetzen. Raubzüge, wie man sie im Innern Afrika heute noch sieht, wurden unternommen, und die stark bevölkerten Inseln waren gar bald verödet.

Man würde jedoch Unrecht thun, wenn man dem damaligen Zeitalter eine Gleichgültigkeit gegen diese Gräuel aufbürden wollte. Im Gegentheil ist nichts ungerechter, als wenn wir das Ende des 15ten und die erste Hälfte des 16ten Jahrhunderts so tief in Barbarei versunken darstellen, als man gewöhnlich thut. Bedenken wir, welcherlei Menschen es waren, die in der neuen Welt ihr Glück suchten, so müssen wir vielmehr staunen, so viele zu finden, die von edler Menschlichkeit durchdrungen, ihre Stim-

men laut gegen die Gräuel der Menschenentehrung erhoben. Den Dominikanern gebührt der Ruhm, öffentlich gegen die Repartimientos zuerst aufgetreten zu seyn. Repartimientos nannte man nämlich die Vertheilung der Indianer, als Lastthiere an die Spanier. Nicht ohne Gefahr trat Montesigno in der Hauptkirche von San Domingo mit aller Gewalt christlicher Beredsamkeit gegen diese abscheuliche Behandlung der Indianer auf. Der Admiral Don Diego Columbus, nebst allen, die der Predigt beigewohnt hatten, verklagten den Mönch bei seinen Vorgesetzten; diese aber dachten edel genug, um ihren Mitbruder in Schutz zu nehmen, und seine Lehre als christlich anzuerkennen. Die Franziskaner dagegen suchten die Behandlung der Indianer zu rechtfertigen; daraus entstand ein heftiger Streit, den ein königliches Dekret zum Vortheil der Repartimientos entschied. Die Dominikaner ließen sich dadurch nicht abschrecken, sondern fuhren fort, das Wort Gottes zu Gunsten der Indianer zu predigen. Hier müssen wir nun eines der edelsten Menschen, die je auf Erden waren, des frommen Bartholomäus de las Casas mit Dank und Ehre gedenken. Diese schöne Seele erblickte das Licht der Welt 1474 in Sevilla. Sein Vater war 1493 mit Columbus nach Hispaniola gegangen, und von da mit einigen indianischen Sklaven und bedeutendem Reichthume zurückgekehrt. Während des Aufenthaltes des jungen las Casas auf der Universität zu Salamanka gab ihm sein Vater einen indischen Sklaven zur Bedienung. Als die schöngute Isabella im edlen Unwillen befahl, daß alle indianischen Sklaven in ihr Vaterland zurückgeschickt werden sollen, so wurde auch dem jungen las Casas der Seinige entzogen. Dieses Ereigniß machte auf das junge empfängliche Gemüth einen so lebhaften Eindruck, und erregte bei ihm ein solches Mitleid für die armen Indianer, daß er sein ganzes Leben dieser armen Menschenfamilie widmete. Als er in seinem 18ten Jahre 1502 Ovando nach Hispaniola begleitete, sah er mit eigenen Augen die furchtbaren Gräuel, welche man sich gegen die unglückliche Menschenfamilie erlaubte. Er wandte nun sein ganzes folgendes Leben,

nämlich einen Zeitraum von 68 Jahren, dazu an, die Sache der Indianer zu vertheidigen, und ihre Leiden zu mildern. Er erhob seine Stimme so laut für die Menschheit, daß dieselbe bis heute noch nicht verhallt ist, und vertheidigte die Rechte seiner unglücklichen Brüder mit muthvoller Frömmigkeit vor dem Throne seines Monarchen. Der in vieler Hinsicht ausgezeichnete Karl V. vereinigte manches Menschlichschöne Isabellens mit der schlauen Zweideutigkeit Ferdinands in seinem Charakter. Er hörte Quevedos falsche Meinung über die Indianer, und las Casas feurige Schutzrede für sie, mit scheinbarer Aufmerksamkeit an. Es bedurfte aber einer Bulle Leo X., welche die Indianer für wirkliche Menschen aus Adams Samen erklärte, und des las Casas muthige Gewaltstimme, um Verordnungen zu Gunsten der Indianer zu erwirken, als es bereits zu spät war. Auch wurde las Casas die Erlaubniß ertheilt, die Indianer in Niederlassungen zu versammeln, um sie zum Christenthume und einer civilisirten Lebensweise auszubilden. Er kam mit diesen Vollmachten nach Amerika, durchzog die wildesten Gegenden der neuen Welt, und wurde zum Bischof von Chiappa ernannt. Daß die Bemühungen einiger frommer Männer an dem Eigennutze so vieler interessirter Machthaber scheiterten, wird Niemand wundern. Der Name de las Casas blieb darum nicht weniger von der Hand der Engel im Buche des Lebens geschrieben. Bedenkt man, daß an dem wilden Eigennutze der spanischen Abenteurer in Amerika sogar die erfolgreichen Bemühungen der Jesuiten in Paraguay scheiterten; so werden wir begreifen, daß las Casas zwar mit Ehren, aber ohne seinen Zweck erreicht zu haben, nach vieljähriger Mühe und Arbeit, nach Europa zurückkehrte. Durch Schrift und Sprache fuhr dieses heilige Gemüth fort, bis an seinen im 96sten Jahre seines Lebens erfolgten Tod für seine Schützlinge zu arbeiten. Seine hinterlassenen Schriften sind in doppelter Hinsicht ein kostbares Monument, denn einmal sind sie eine unschätzbare und lautere Quelle historischer Thatsachen über Amerika; dann aber sind sie auch ein herzerhebendes Denkmal eines reinen unbefleckten Ge-

müths, das ohne Tadel durch eine schmutzige Zeit ging. Der Zahn des Neides und der Geifer der Boßheit wollte auch diese edle Seele beflecken. Man legte ihm nämlich zur Last, daß er nur, um seine Indianer zu retten, die Einführung der Negersklaven aus Afrika gerathen, und so den Grund zu dem entehrenden Negerhandel gelegt habe. Die Wahrheit an der Sache ist diese: las Casas sah, wie die Indianer, ein zärtliches Volk, den Mühseligkeiten scharenweise erlagen. Er fand bereits eingeführte Negersklaven auf Hispaniola vor, und sah, wie diese starke Menschenart Beschwerden, Klima und Arbeit, ohne Nachtheil seiner Gesundheit ertrug. Wenn er es daher menschlicher fand, Negersklaven als Indianersklaven zu gebrauchen, so folgt daraus keineswegs, daß er den Negerhandel gerathen oder auch nur gebilligt habe. Im Gegentheil war der Negerhandel seit den ältesten Zeiten in den drei Theilen der alten Welt üblich, und die Portugalen fanden bei ihrer Ankunft in Indien bereits eingeführte Negersklaven vor. Auch würde ohne las Casas der von Ximenes eingeführte und aufgemunterte Negerhandel zur Blüthe gekommen seyn, denn dieser fand ja bereits die Negersklaven auf San Domingo vor. Die Menschheit hat eben keinen großen Überfluß an edlen Vorbildern der Humanität, um desto wichtiger ist es, solche große und schöne Charaktere vor jedem Roste der Verleumdung und Entstellung zu sichern.

In einer Geschichte der Entdeckung Amerikas durfte das edle Fürstenbild des Bischofs von Chiappa nicht fehlen; wir kehren nun zur Entdeckung zurück. Diego Velasquez hatte im Jahre 1511 Kuba erobert, und es war ihm gelungen, daselbst eine blühende Niederlassung zu gründen. Dieser Velasquez war eine jener Seelen, denen zwar kein ausgezeichnetes Genie, aber bei mancher Engherzigkeit, Vielbesonnenheit und praktischer Verstand zu Theil wurde. Man kann von ihm sagen, daß er die erste vernünftige Kolonie in Amerika gründete. Kuba besitzt keine mineralischen Schätze, aber einen unerschöpflichen Boden für Kolonialprodukte. Diesen bleibenden Werth erkannte Velasquez, und gründete hier eine ackerbauende Kolonie, die

bald zu Wohlstand gelangte. Vielen Spaniern behagte indessen ein solches Leben keineswegs, und sie sehnten sich hinaus in den Ocean, um daselbst ihre Heldenthaten fortzusetzen. Von Kuba gingen die wichtigsten Entdeckungen aus.

Eine folgenreiche Expedition war diejenige, welche Hernando de Cordova im Jahre 1517 von Kuba aus unternahm. Auf Kosten Cordovas und Velasques wurden drei kleine Schiffe ausgerüstet, und Cordova zum Anführer erwählt. Hundert und zehn Mann schifften sich mit ihm, unter ihnen auch Antonio Alaminos, ein, der schon unter Columbus als Steuermann gedient hatte. Dieser machte den Grundsatz seines großen Meisters geltend, daß eine Seefahrt nach Westen zu den wichtigsten Entdeckungen führen müsse. Man folgte diesem Rathe, und entdeckte zwanzig Tage nach seiner Abreise von St. Jago Land. Es war die Halbinsel Yukatan, von der aus den erstaunten Spaniern fünf Kähne voll Menschen, alle wohlgekleidet, entgegen kamen. Man hatte bisher nur nackte Indianer gesehen, und die Zeichen der Civilisation überraschten daher um so mehr. Man gab diesen Leuten allerlei Spielwerk, und diese luden die Spanier in ihre Wohnungen ein. Im Lande selbst wurden die Europäer durch den Anblick steinerner Häuser noch mehr überrascht; plötzlich brach ein Trupp Indianer aus einem Hinterhalte hervor, und griff die Fremden mit Speeren und Pfeilen an. Der Knall der Schießgewehre jagte sie zwar in die Flucht, aber Cordova hielt es nicht für rathsam, mit einer so kleinen Mannschaft in einem Lande zu verweilen, dessen Einwohner so muthig und entschlossen waren. Er zog sich daher zurück, nahm zwei Gefangene mit, und plünderte auf seinem Rückwege einen kleinen Tempel, den er hier antraf. Man fuhr nun längs der Küste nach Westen fort, und wunderte sich sehr, nirgends einen Fluß zu treffen. Man gelangte endlich nach Kampeche, wo die Einwohner sich gastfrei bezeugten. Als man jedoch einige Meilen weiter fuhr, fand man den Fluß Potonesan.

Hier widerfuhr den Spaniern ein großes Unglück, indem

sie eine höchst ungewohnte Niederlage erlitten. Cordova hatte nämlich Mangel an Wasser, und landete daher seine ganze Mannschaft, um unter ihrem Schutze die Fässer zu füllen. Demungeachtet wurden sie von den Eingebornen mit solchem Ungestüm angegriffen, daß 47 Spanier auf der Stelle todt blieben, und nur ein einziger unverwundet davon kam. Cordova, der selbst verwundet war, blieb nichts übrig, als sich mit der größtmöglichsten Geistesgegenwart zurückzuziehen, und sich den Empfang zur Warnung dienen zu lassen. Man kehrte nach Kuba zurück, und verlor unterwegs noch eine Menge Mannschaft, die theils an Wunden, theils aus Mangel umkam.

8. Juan de Grijalva.

Der unglückliche Ausgang von Cordovas Expedition war keinesweges geeignet, die Spanier zu entmuthigen. An Gefahren, Mühseligkeiten und sogar an das Sterben gewöhnt, erregte der Bericht Cordovas mehr den Unternehmungsgeist, als daß sein Unglück ihn niedergeschlagen hätte. Man hatte zwar eine Schlappe bekommen, aber man hatte auch ein civilisirtes Land entdeckt, vielleicht gar das von Columbus so vielfältig gesuchte Katay, und war nahe daran, dessen unermeßliche Schätze zu plündern. Noch hatte sich daher die Kolonie von der verunglückten Expedition kaum erholt, als Velasquez auf seine eigenen Kosten vier Schiffe ausrüstete, und mit 240 Freiwilligen, unter denen mehre Personen von Stande waren, bemannte. Dieses Geschwader segelte am 8. April 1518 von St. Jago de Kuba aus. Der Obersteuermann Alaminos war wiederum der Führer. Durch die Strömung ostwärts getrieben, entdeckte man die Insel Kosumel; von hier aus umsegelte man das Kap Katoche, und gelangte an die Westseite von Yukatan. Grijalva und seine Gefährten beschlossen zu landen, und ihre gefallenen Landsleute auf eine so furchtbare Weise zu rächen, daß alle benachbarten Völker Schreck ergreifen sollte. Die ganze Mannschaft landete mit einigen Kanonen; trotz dem gelang es

ihnen aber nur mit Mühe, über die Eingebornen den Sieg davon zu tragen Sie überzeugten sich aufs neue, daß sie es hier mit keinen nackten Indianern, sondern mit kraftvoll civilisirten Völkern zu thun hätten.

Von Potonchan setzten sie ihren Lauf westwärts fort, hatten überall die Augen auf das Land gerichtet; die Häuser und zahlreichen Dörfer aus Stein erbaut, erinnerte die Spanier an ihr Vaterland. Sie fanden die Ähnlichkeit so groß, daß Grijalva dem entdeckten Lande mit allgemeinem Beifall den Namen Neuspanien beilegen konnte, welcher Name auch bis auf die neueste Zeit geblieben ist. Endlich erreichten sie einen bedeutenden Fluß, welchen die Eingebornen Tabasko nannten. Die Nachricht von ihrem Siege war bereits bis hieher gedrungen, und der Kazike empfing daher die Fremdlinge gastfreundlich und mit Geschenken. Diese Geschenke waren so kostbar, daß sie die hohe Meinung der Spanier von diesem Lande noch erhöhten. Zu Guaxaka oder Oaxaka wurden sie mit noch größerer Politesse empfangen. Man beräucherte sie mit Kopalgummi und überreichte ihnen die auserlesensten Früchte als Opfergaben. Es knüpfte sich ein Tauschhandel an, der zu beiderseitiger Zufriedenheit ausfiel, und den Spaniern kostbare Zierathen von 15,000 Pesos Goldwerth eintrug. Durch Zeichen verständigte man sich endlich, und die Spanier erfuhren, daß sie sich bei Unterthanen eines großen Monarchen, Namens Montezuma, befänden, dessen Herrschaft sich über viele Landschaften erstrecke. Dieses war die erste Nachricht, welche die Spanier von Mexiko und seinem Monarchen Montezuma erhielten. Sehr vergnügt mit diesem Erfolge, segelte Grijalva noch weiter nach Westen, und landete auf einer kleinen Insel, wo den Spaniern zum ersten Male der gräßliche Anblick der Menschenopfer zu Theil ward, und die daher von ihnen Opferinsel genannt wurde. Eine andere kleine Insel wurde St. Juan de Ulloa genannt. Von hier fertigte Grijalva den nachmals so berühmt gewordenen Pedro Alvarado ab, um die Nachrichten von seiner

Entdeckung und das erworbene Gold an Velasquez zu überbringen. Er selbst setzte seinen Lauf bis zum Flusse Panuko fort, und fand das Land überall mit steigender Kultur bedeckt. Grijalva wagte es nicht, bei solcher Landesbeschaffenheit eine Kolonie in dieser neuentdeckten Welt anzulegen, er kehrte daher nach St. Jago de Kuba zurück, wo er auch am 26. Oktober eintraf.

Entzückt über den Erfolg dieser Expedition, sandte Velasquez goldene Berichte von den gemachten Entdeckungen nach Spanien, und erbat sich größere Vollmachten und Unterstützung, um die Eroberung des Landes zu versuchen. Ohne jedoch die Rückkunft abzuwarten, entschloß er sich, eine neue Expedition auszurüsten, wofür jedoch sein eifersüchtiges Gemüth, durch den Ruhm des Grijalva verletzt, weder stark genug war, das Kommando selbst zu übernehmen, noch aber einen tüchtigen Führer zu ernennen.

Sechs und zwanzig Jahre waren nunmehr seit der ersten Entdeckung Amerikas verflossen; der Archipel des amerikanischen Mittelmeeres war entdeckt und in Besitz genommen. Florida war von dem spanischen Löwen enthüllt, und die Engländer hatten bereits, wie wir später sehen werden, die ganze Nordostküste bis Labrador befahren. Südwärts war man durch Portugalen und Spanier bis zum 35° S. Br. gelangt, und von den Höhen von Darien war der tapfere Nunez in den Golf von Panama hinabgestiegen, und hatte das spanische Banner siegreich auf der Südsee entfaltet. Man war nun daran, in das Innere des Erdtheiles zu dringen, und eine Hand voll Abenteurer durfte es wagen, mit wunderbarem Erfolge ein großes civilisirtes Reich anzugreifen und zu erobern. Man sage was man wolle, es läßt sich nicht läugnen, die Hand der Vorsehung war bei dem ans Mährchenhafte grenzenden Unternehmen der Spanier mit im Spiele. Nie wurde ein größerer Erfolg mit kleineren Kräften herbeigeführt, als hier. Niemals hat die erstaunenswertheste Kühnheit glücklicher ihren Zweck erreicht. Als Velasquez

noch unschlüssig in der Auswahl eines Werkzeuges war, das seiner Meinung nach für ihn Reichthum und Ehre erkämpfen sollte, befand sich bereits in seiner Umgebung der gewaltige Geist, der mit allen Eigenschaften ausgerüstet war, welche zur Erfüllung des Schicksals von Mexiko nöthig waren.

Drittes Buch.

Die Eroberung von Mexiko.

1. Cortez.

Der Name der Conquistadoren ist in der Geschichte der Menschheit mit Schande gebrandmarkt. Indem Europa die Früchte ihrer Arbeiten genießt, sich einer nie gesehenen Entwicklung menschlicher Kräfte freut, und jenseits des Oceans eine neue Civilisation im größten Style sich entfalten sieht, spricht es nichts destoweniger ein sehr hartes Urtheil über jene Männer aus, deren Muth und Kraft man doch im Grunde alles dieses zu verdanken hat. Es ist wahr, gemeine, niedrige Seelen und Glückspilze, wie die Pizarros und vieler ihrer Gefährten, verdienen kein besseres Schicksal, als ihnen geworden ist; denn Muth ohne Edelmuth ist der Stempel des Teufels! Aber Charaktere wie Columbus, Vasco Nunez de Balboa, Cortez und viele seiner Gefährten, sollten doch nicht mit Ungeheuern gemeiner Art verwechselt werden. Es ist wahr, selbst ein Columbus, und noch viel weniger seine Nachfolger, können von dem Vorwurfe der Härte, und selbst grausamer Härte, freigesprochen werden. Zu ihrer Entschuldigung läßt sich jedoch so manches anführen. Sie waren Kinder einer Zeit, in der man den Geist des Christenthums und Gottes unermeßliche Güte und Barmherzigkeit, mit einem Worte den Christengott und Menschenvater durchaus verkannte. Man kniete vor dem Bilde Jehovas, des Judengottes, der die Kinder Israel aus Egypten geführt. Von den Schwächen seiner Zeit windet sich auch der

größte Geist nicht ganz los. Ferner ist es wohl nicht leicht abzusehen, durch welche andere Mittel und wie auf gelindere Weise den Gräueln einer abscheulichen Religion in Mexiko hätte ein Ende gemacht, und die Völker zur Civilisation geführt werden können. Ob unsere Zeit endlich, wenn sie an die europäische Verwirrung, an Afrika, an die Kolonien und derlei Dinge denkt, ein Recht hat, den Conquistadoren Vorwürfe zu machen, mag sie aus ihrem eigenen Busen wahrsagen. Wir wollen hiemit die abscheulichen Frevel, welche in Amerika und allen Theilen der Erde durch Europäer begangen wurden, nicht in Schutz nehmen, und glauben vielmehr an die gerechte Nemesis. Aber die Menschheit würde einer Gesellschaft von Teufeln gleichen, tauchten nicht aus der Kloake der Weltgeschichte edlere Charaktere auf, und diese wenigstens wünschen wir vor Entstellung bewahrt. Ein Cortez soll nicht auf der Schandsäule stehen neben der Büste des verruchten Pizarro, welche beide Männer gewöhnlich als gleiche Münze kursiren.

Der unentschlossene Velasquez hatte seine Ausrüstung bei der Rückkunst Grijalvas beinahe vollendet; die widersprechendsten Gefühle bewegten seine Seele, er suchte einen Befehlshaber, der Fähigkeiten genug zur Ausführung seiner hohen Plane, und Schwachheit genug besäße, dieses alles für ihn zu thun. Endlich wagten es zwei seiner vertrautesten Freunde, der königliche Schatzmeister Lares und sein Sekretär Duero, ihm einen jungen Mann so geschickt und nachdrücklich zu empfehlen, daß es ihnen gelang, der Unentschlossenheit des Velasquez ein Ende zu machen, und, ohne es zu wissen, ihrem Vaterlande einen höchst wichtigen Dienst zu leisten. Dieser Mann, der von dem Gouverneur von Kuba zitternd ernannt wurde, war Ferdinand Cortez. Das kleine Städtchen Medellin war so glücklich, diesem berühmten Manne 1485 zur Wiege und zum Tummelplatze seiner Jugend zu dienen. Seine Familie gehörte zu dem Adel des Landes, befand sich aber in keinen glänzenden Umständen; die Ältern erzogen aber ihren feurigen Sohn mit Liebe und Sorgfalt, in der Absicht, durch ihn der Familie neuen Glanz zu

erwerben. Früh schon wurde daher der Jüngling nach Salamanka, zur Erlernung der Rechtsgelehrsamkeit gesandt, allein die Zungendrescherei der spanischen Advokaten konnte einem Geiste, wie der junge Cortez war, unmöglich zusagen. Er verließ daher, sobald es die Umstände erlaubten, die Hochschule, und übte in seiner Vaterstadt sich mit solchem Enthusiasmus im Waffenhandwerke, daß seinem Vater darüber bange wurde, und es ganz zufrieden war, als er sich von ihm um die Erlaubniß angegangen sah, dem Gouverneur Ovando nach Hispaniola folgen zu dürfen. Er landete 1504 in Hispaniola, und zeichnete sich so sehr aus, daß er sehr bald die Gunst des Gouverneurs erwarb. Seine jugendliche Unbändigkeit und Hitze wurde, wie es bei so seltenen Geistern zu geschehen pflegt, nach und nach durch Erfahrung und Besonnenheit gemäßigt. Es entwickelte sich die Biederkeit des militärischen Charakters; eine ruhige, heitere Besonnenheit gab seiner Seele Adel und Würde. Überdieß hatte ihn die Natur mit jener Gabe, die Herzen schnell zu gewinnen, ausgerüstet, und das Siegel des Herrschers auf seine Stirne gedrückt. Eine natürliche Großmuth zeichnete seine Seele aus, und unter allen Conquistadoren besaß Cortez das vorzüglichste Regiertalent. Dabei hatte ihn die Natur auch mit körperlichen Vorzügen geschmückt. Eine schöne, hohe Gestalt, einnehmende Miene, körperliche Stärke und dauerhafte Gesundheit, nebst einer abgehärteten Leibesbeschaffenheit, machten ihn zu seinem Berufe ganz besonders geschickt. Velasquez war so ein schlechter Menschenkenner, daß er in einem Geiste, wie Cortez, das gefunden zu haben glaubte, was er suchte, nämlich einen tüchtigen Heerführer, von dem er jedoch nicht zu fürchten braucht, verdunkelt zu werden. Cortez übernahm den ihm gewordenen Auftrag mit Klugheit und Vorsicht. In seiner Seele ging der Stern seiner Bestimmung auf, er erkannte den Zweck seines Daseyns. Gegen den Statthalter bezeigte er sich höchst ehrerbietig und dankbar, und dieser hätte unstreitig von der Unternehmung noch immer den größten Ruhm geerntet, wäre er geistvoll genug gewesen, einen Cortez zu würdigen.

Kaum hatte Cortez das Kommando übernommen, so strengte sein erfinderischer Geist sich an, kein Mittel zu versäumen, wodurch er den Erfolg seiner Mission sichern könne. Mit der größten Freigebigkeit verwandte er sein ganzes Vermögen darauf. Arme Officiere unterstützte er, um sich austüsten zu können, und suchte die Herzen seiner Untergebenen durch seine Freigebigkeit und sein einnehmendes Betragen zu gewinnen. Es fehlte aber nicht an Feinden, welche diese Thätigkeit des jungen Feldherrn boßhafter Weise dazu benutzten, dem Statthalter Velasquez neues Mißtrauen einzuflößen; und dieser kleine Mensch hatte so wenig Gewalt über sich, daß er dieses Mißtrauen öffentlich zeigte. Die Freunde des Cortez riethen diesem daher, seine Abreise so viel als möglich zu beschleunigen, und Cortez, der ganz in seinem Wirkungskreise lebte, und diesem bereits sein ganzes Vermögen gewidmet hatte, ließ sich nicht zweimal warnen, sondern reiste schon am 18. November 1518 von St. Jago de Kuba ab.

Er segelte nach Trinidad, einer kleinen Niederlassung auf derselben Seite von Kuba, um daselbst noch einige Mannschaft und Vorräthe einzunehmen. Kaum war jedoch Cortez abgesegelt, so sandte Velasquez an Verdugo, Befehlshaber zu Trinidad, den Auftrag, dem Cortez seine Bestallung abzunehmen. Die Mannschaft des Cortez fühlte aber bereits die Wichtigkeit des Mannes, der an ihrer Spitze stand, und war ihm so treu ergeben, daß Verdugo es nicht wagte, mit seinem Auftrage hervorzutreten, und Cortez ungehindert nach Havannah absegeln ließ. Hier verbanden sich mehre bedeutende Standespersonen mit Cortez; Vorräthe wurden eingeschifft, und alles zur Abfahrt auf das Beste vorbereitet. Velasquez war wüthend vor Zorn, daß Cortez aus Trinidad entkommen war, und sandte die gemessensten Befehle an die Behörden von Havannah, um Cortez gefangen zu nehmen, und nach St. Jago zu senden. Dieser treulose Anschlag wurde Cortez verrathen, und dieser beschloß, denselben zu vereiteln. Zuerst entfernte er Diego de Ordaz, einen geschickten, aber Ve-

lasquez ganz ergebenen Officier, von dem er wußte, daß er ihm als heimlicher Aufseher beigegeben sey, von der Flotte. Hierauf trat er mit der magischen Gewalt seiner herzgewinnenden Leutseligkeit und Biederkeit unter seine Mannschaft; er offenbarte ihnen ohne Rückhalt die Absichten des Velasquez, und legte sein Schicksal in ihre Hände.

Die kleinliche Niederträchtigkeit des Statthalters von Kuba empörte die Mannschaft, welche ihren Anführer mit schwärmerischer Anhänglichkeit liebte. Man beschwor ihn einhellig, sich nicht irre machen zu lassen, sondern seine ihm einmal übertragene Stelle standhaft zu behaupten. Sie selbst erklärten, bereit zu seyn, ihn mit dem letzten Blutstropfen zu unterstützen. Cortez nahm daher aus der Hand seiner Truppen gleichsam zum zweiten Male das Kommando an, und erklärte, sie ohne Verzug nach dem reichen Lande führen zu wollen. Dieser Entschluß wurde mit jubelnder Freude aufgenommen, und die Rüstungen waren schnell vollendet.

Die gewaltige Flotte, welche zur Eroberung eines der größten und mächtigsten Reiche abging, bestand aus 11 Fahrzeugen, das größte darunter hielt nicht mehr als 100 Tonnen, und wurde von Cortez zum Admiralschiff erklärt. Außerdem waren noch drei Schiffe zu 70 Tonnen vorhanden, und der Rest bestand aus kleinen Barken. Am Borde dieser Flotte befanden sich 617 Mann, unter denen 508 Soldaten und 109 Schiff- und Handwerksleute waren. 13 Soldaten waren mit Feuergewehren, 32 mit Armbrüsten und die andern mit Schwertern und Spießen bewaffnet. Statt der Harnische trugen die Soldaten mit Baumwolle gefütterte Koller, welche gegen indianische Waffen vollkommen sicherten. 16 Pferde, 10 kleine Feldkanonen und 4 Falkonets machten den Rest der Rüstung aus. Ihre Fahnen bemalten sie mit einem großen Kreuze und der Devise Konstantins: »unter diesem Zeichen werden wir siegen.« Man sollte es kaum glauben, daß ein Gedanke, wie der, mit einer solchen elenden Macht ein Land unterwerfen zu wollen, das größer und gebildeter als alle damaligen Besitzungen Spaniens waren, in ein

Menschengehirn kommen könne. Indessen fiel es dieser kleinen Schaar gar nicht ein, an dem wundervollen Beistande Gottes zu zweifeln, und sie segelten daher mit der vollkommenen Zuversicht ab, die ihres Erfolges gewiß ist.

Nach mancherlei Schwierigkeiten, besonders durch die prekäre Lage des Anführers hervorgebracht, gelang es Cortez endlich, seine Abreise zu bewerkstelligen. Dieses geschah am 12. Februar 1519. Er gelangte glücklich nach der Insel Kozumel, wo er das Glück hatte, Hieronymus de Aguilar, einen Spanier, zu finden, der acht Jahre als Kriegsgefangener unter den Indianern gelebt, und ihre Sprache erlernt hatte. Da es ein Mann von vielem Verstande war, so leistete er Cortez in der Folge sehr wichtige Dienste. Von hier segelte die Flotte nach Tabasko, wo sie aber jene freundschaftliche Aufnahme, die Grijalva erfahren hatte, nicht fand; erst nach heftigen Kämpfen erkannte das Volk von Tabasko die Oberherrschaft Kastiliens an, und machte sich verbindlich, den Spaniern Lebensmittel zu liefern. Auch wurde Gold, Kattun und Sklavinnen als Tribut gegeben. Nirgends fand nun der an der Küste hinsegelnde Cortez eine Landungsstelle, bis er nach der Insel St. Juan de Ulloa kam. Hier lief er in den Hafen ein; sogleich erschien ein großer Kahn der Eingebornen, in welchem sich zwei Männer befanden, die allem Anscheine nach zu den Vornehmen des Landes gehörten. Sie gingen ohne Furcht auf das Admiralschiff, und redeten Cortez sehr ehrerbietig in einer Sprache an, welche weder er noch Aguilar verstand. Cortez war in nicht geringer Verlegenheit, indem er aus Mangel eines Unterhändlers sich in seinen Absichten gar sehr gehemmt fühlte. Ein glücklicher Zufall hatte indessen auch hier ihm vorgearbeitet. Unter den Sklavinnen aus Tabasko befand sich auch eine Frauensperson, welche frühzeitig durch die Tabaskaner aus Mexiko geraubt worden war, und mit Freuden die Sprache von Mexiko hörte. Da sie dieselbe vollständig verstand, so übersetzte sie das Mexikanische in die Yukatansprache, welche Aguilar verstand, und so wurde das Unternehmen des Cortez auf eine in der That wunderbare

Weise gefördert. Diese Frau hat sich unter ihrem spätern Namen Donna Maria in der Geschichte ihres Vaterlandes berühmt gemacht.

Cortez erfuhr nun, daß die zwei vornehmen Personen vom Statthalter der Provinz abgeordnet seyen, sich im Namen des großen Monarchen Montezuma nach seinen Absichten und der Ursache seiner Hieherkunft zu erkundigen, und ihm den Beistand zur Fortsetzung seiner Reise anzubieten. Cortez erwiederte mit vieler Höflichkeit, daß ihn die freundschaftlichste Absicht in ihr Land führe, und er darum gekommen sey, um sich zu ihrem Fürsten zu begeben, und demselben eine Botschaft zu überbringen, welche für ihn und sein Reich von der äußersten Wichtigkeit wäre; übrigens würde er seine Absichten dem Statthalter persönlich ausführlicher entdecken. Cortez fand für gut, seine Kühnheit aufs Äußerste zu treiben, und landete ohne weitere Umstände seine ganze Mannschaft, schiffte seine Pferde aus, nebst Geschütz, Munition, und allem, dessen er vielleicht benöthigt seyn dürfte. Er schlug ein Lager und verschanzte sich. Die Einwohner, statt sich den verderblichen Gästen zu widersetzen, legten selbst Hand an, und halfen den Spaniern mit einem Eifer arbeiten, der ihre rührende Einfalt beweist, und welchen sie späterhin zu bereuen nur zu gerechte Ursache hatten. Am folgenden Tage erschienen Pilpatoe und Teutile, die Statthalter Montezumas, im spanischen Lager. Cortez empfing sie als Abgeordnete eines großen Monarchen mit ceremoniöser Aufmerksamkeit; er erklärte ihnen, wie er gekommen sey, um als Abgeordneter des Don Carlos von Österreich, Königs von Kastilien, des größten Monarchen im Osten, Montezuma, dem Kaiser des Westen, Botschaften von der größten Wichtigkeit zu überbringen. Er dürfe indessen dieselben Niemanden als Montezuma selbst offenbaren, und ersuche sie, ihn so bald als möglich zu ihrem Herren zu führen. Durch dieses Verlangen wurden die mexikanischen Beamten in die größte Bestürzung und Verlegenheit gesetzt, denn unmöglich konnte ihnen eine unangenehmere Eröffnung geschehen. Schon die vorige Erscheinung der

Spanier unter Grijalva hatte Montezuma mit ängstlichen Sorgen erfüllt; wer waren diese Fremdlinge? was wollten sie? woher kamen sie? Diese Fragen waren für den schwachen Montezuma um so beunruhigender, als alte Sagen und Prophezeiungen, welche von jeher einen nicht geringen Einfluß auf das Schicksal der Völker geübt haben, ganz geeignet waren, diese Besorgnisse zu rechtfertigen. Diesen Sagen gemäß sollten einst von Osten her weiße bewaffnete Völker kommen, und von den Regenten Mexikos das Reich zurückfordern, und ihrer Herrschaft ein Ende machen. Natürlicher Weise mußte eine solche Vorhersagung den Muth, welcher sich sonst vielleicht mannhafter geäußert haben würde, gewaltig herabstimmen. Die mexikanischen Unterhändler suchten daher vor allen Dingen das Köstlichste bei solchen Unterhandlungen, nämlich Zeit zu gewinnen. Sie wollten durch Geschenke den Cortez zur Nachgiebigkeit bewegen. Diese Geschenke bestanden aus feinen Baumwollenstoffen, goldenen und silbernen Zierathen, bei denen die Kostbarkeit der Arbeit dem Werthe der Stoffe keineswegs nachstand. Diese Geschenke verfehlten jedoch ihren Zweck gänzlich; denn anstatt Cortez und seine Spanier dadurch zur Abreise zu bewegen, wurde ihre Habgierde nur desto mehr angeregt, und ihr Entschluß, sich des Landes zu bemächtigen, um so fester. Cortez nahm daher einen stolzen gebietenden Ton an, und drang nachdrücklich darauf, ihn ohne weitere Umstände zur Audienz ihres Beherrschers zu führen. Während dieser Verhandlung bemerkte Cortez, daß mehre mexikanische Maler beschäftigt waren, ihn, seine Schiffe und seine ganze Umgebung sorgfältig abzuzeichnen. Da er die Absicht davon sogleich errieth und merkte, daß dieses die Art sey, wie man an den mexikanischen Beherrscher Bericht erstatte, so beschloß er, ein recht imposantes Schauspiel zu geben. Er ließ daher seine Mannschaft in Schlachtordnung stellen, und ein Manöver ausführen, welches mit Staunen und Entsetzen erfüllen mußte. Die Kanonen wurden auf die nächsten Bäume gerichtet, welche das Lager umgaben, und die furchtbare Gewalt des Geschützes dargethan. Die Mexikaner sahen Anfangs

mit stillem Staunen zu; als sie jedoch den Blitz und Knall des Geschützes hörten, und die Verheerungen wahrnahmen, welche unter den Bäumen angerichtet war, da war es auch mit ihrem Muthe am Ende. Ein großer Theil wandte sich zur eiligen Flucht, ein anderer fiel zu Boden, alle aber wurden so ergriffen, daß sie mit Entsetzen die übernatürlichen Wesen betrachteten, denen die Gewalt des Blitzes und der Donner des Himmels zu Gebote stand. Nur mit Mühe gelang es Cortez, sie wieder in etwas zu beruhigen, und die Maler zum Fortfahren in ihrer Arbeit zu bewegen. Die Berichte derselben wurden sogleich an Montezuma durch Eilboten gesandt, und Cortez legte ihnen einige europäische Seltenheiten bei. Bei dieser Gelegenheit wurden die Spanier mit einer mexikanischen Anstalt bekannt, die damals in Europa ganz fremd war. Es waren die Postanstalten Mexikos. Wie einst im altpersischen Reiche und in Babylonien, so befanden sich auch hier von einer Station zur andern Schnellläufer, durch welche sowohl die Berichte der Statthalter, als auch die Geschenke des Cortez binnen wenigen Tagen in Mexiko anlangten, und eben so schnell kam auch die Antwort auf die Forderungen des Cortez zurück.

Die früheren Unterhändler, Pilpatoe und Teutile, waren auch jetzt wieder zu Botschaftern ausersehen; um dem unangenehmen Bescheide eine freundliche Aufnahme zu verschaffen, war derselbe von kostbaren Geschenken begleitet. Ein Gefolge von hundert Indianern war mit denselben beladen, und breitete sie auf feinen Matten vor den Spaniern aus. Die Unglücklichen ahnten nicht, daß gerade diese kostbaren, eines großen Monarchen vollkommen würdige Geschenke, ihr Verderben desto sicherer herbeiführen mußten. Sie bestanden aus sehr feinen Baumwollenstoffen von so künstlichem Gewebe, daß sie der Seide glichen; ferner aus kostbaren Federmosaiken, deren richtige Zeichnung und nette Farbenpracht den Meisterwerken des Pinsels nichts nachgab. Noch mehr Staunen und Gierde erregte aber eine große, aus gediegenem Golde bestehende Zirkelscheibe, welche die Sonne, und eine silberne, welche den Mond vorstellte.

Eine Menge Halsbänder, Ringe und anderes Goldgeschmeide von künstlicher Arbeit war hinzugefügt, und als hätten die Verblendeten alles hervorgesucht, um ihr Schicksal zu erfüllen, so befanden sich noch einige Kästchen mit Perlen und Goldkörnchen dabei. Nachdem die Mexikaner diese Geschenke wohl aufgenommen fanden, wagten sie es endlich, den Befehl ihres Monarchen, welcher den Spaniern anzeigte, sich sogleich von seinem Gebiete zu entfernen, bekannt zu machen. Cortez erklärte aber entschieden, daß er von seinem Entschlusse nicht abstehen werde, und verstand sich nur mit Mühe dazu, sein Lager vor Wiederkunft erneuter Boten nicht verlassen zu wollen. Mexiko hatte damals das Unglück, von einem unentschlossenen Tyrannen beherrscht zu werden. Die Provinzen liebten einen Fürsten nicht, an welchen sie nur Gewalt, aber weder Liebe noch Interesse knüpfte. Der schwankende Charakter des Fürsten machte diesen Umstand noch gefährlicher. Die Prophezeiung, welche den Untergang des Reichs durch bärtige Fremdlinge aus dem Osten verkündigte, raubte den Unterthanen den Muth, für eine Sache zu fechten, die bereits in den Augen der Götter verloren war. So vereinigte sich alles zum Nachtheil Mexikos, und zu Gunsten der Spanier. Die Muthlosigkeit des Fürsten wurde, wie gewöhnlich, durch die Ungeschicklichkeit seines Rathes noch verderblicher. Anstatt die ganze Macht eines großen ungeschwächten Reiches gegen die Handvoll fremder Abenteurer aufzubieten und sie zu erdrücken, begnügte man sich durch geschärfte Befehle, ihnen zu gebieten, das Land zu verlassen; begleitete aber dieselben mit so kostbaren Geschenken, daß dadurch die Habsucht der Spanier zum höchsten Enthusiasmus gesteigert wurde.

Indessen erregte bei den Spaniern die Kultur, Macht und der Reichthum des Landes, welcher sich vor ihren Blicken entfaltete, doch auch einiges Bedenken; man sollte zum ersten Male im Innern Amerikas ein großes Reich betreten, und sich von den Schiffen entfernen, die bisher in zweideutigen Fällen die sichere Zuflucht der Spanier gewesen waren. Mexiko, das merkten sie, lag im Innern des Landes so weit entfernt,

daß sie daselbst, ohne Spur, von der Welt verschwinden konnten. Die reichen Geschenke Montezumas hatten überdieß so viel Gewinn durch diese Expedition gebracht, daß man mit dem Erfolge um so zufriedener seyn durfte, als für einen gutwilligen Abzug ihre Vermehrung zu erwarten stand. Es entstand daher bei den meisten Spaniern die Meinung, daß man viel zu schwach sey, um ein so großes Reich anzufallen. Cortez suchte sich indessen so viel als möglich die Liebe seiner Soldaten zu erwerben, um gelegentlich davon Gebrauch zu machen, und sein erfinderisches Genie wußte sogar widrige Elemente zu seinem Vortheile zu benutzen. Als nämlich Cortez seinen Entschluß erklärt hatte, aus Mexiko nicht zu weichen, blickten ihn die mexikanischen Abgeordneten mit Entrüstung und Abscheu an, und verließen augenblicklich das Lager. Die folgenden Tage erschien kein Eingeborner daselbst, und aller Verkehr zwischen ihnen und den Spaniern war abgebrochen. Da benutzte der schon oben erwähnte, dem Velasquez ergebene, Diego de Ordaz die Mißstimmung der Spanier, um eine Meuterei anzuzetteln, Cortez als Usurpator darzustellen, und von ihm die unmittelbare Rückkehr nach Kuba zu fordern. Dieser hörte die ungestümen Forderungen ganz ruhig an, und ertheilte sogleich Befehl, daß die Spanier sich für den folgenden Tag zur Einschiffung und Heimkehr nach St. Jago bereit halten sollten. Dieser Befehl überraschte die Abenteurer, welche an der Pforte ihres irdischen Paradieses nun umkehren, und unverrichteter Sache heimgehen sollten. Es brach nun eine allgemeine Unzufriedenheit aus, und das Lager widerhallte von lautem Toben. Cortez begab sich sogleich unter seine Leute, und wurde hier mit Vorwürfen seiner Muthlosigkeit und seiner eines Kastilianers unwürdigen Feigheit überhäuft; sie seyen entschlossen, sagten sie, ihr Leben an die Unternehmung zu wagen, und wollten, von ihm angeführt, keine Gefahr scheuen; sollte er sich aber weigern, so seyen sie entschlossen, einen andern, muthigern Feldherrn zu wählen, aber keineswegs die Unternehmung aufzugeben. Cortez bezeigte sein Erstaunen, indem er sich nur auf ihr ungestümes Verlangen zur Einschiffung

entschlossen habe; sey es ihr fester Wille und Entschluß, so wolle er augenblicklich eine feste Niederlassung gründen, und sie zu dem unzweifelhaften Siege führen. Wir sehen, daß Cortez hier seinen ersten, aber entscheidenden Beweis ablegte, wie ihn die Natur zum Regierer der Menschen gestempelt habe; der zweite folgte sogleich nach.

Cortez gründete nun die Stadt Vilarica de la Vera Cruz, oder die reiche Stadt des wahren Kreuzes, setzte eine bürgerliche Regierung ein, und legte schlau in ihre Hände seine Bestallung, die er von Velasquez erhalten hatte, nieder. Er nahte sich dieser von ihm geschaffenen Gerichtsbarkeit, als einer Stellvertreterin seines Souveräns, mit der größten Ehrerbietung, erklärte seine Vollmacht für erloschen, und war der erste, der sich der neuen Regierung unterwarf. Dieselbe nahm seine Resignation an, wählte ihn aber zum Oberrichter und Feldherrn der Kolonie, fertigte ihm im Namen des Königs eine ausgedehnte Vollmacht aus, welche so lange, bis man den Willen des Monarchen erführe, in Kraft bleiben sollte. Durch diese Maßregel war er nun wenigstens unter seinen Gefährten legitimer Kommandant, hatte nicht zu fürchten, daß ihn einer derselben als Usurpator betrachten durfte, und wußte sehr wohl, daß der Monarch dieses Verfahren sanktioniren würde, so bald seine Verdienste groß genug wären, um das Unregelmäßige seines Verfahrens in die Glorie seines Ruhms zu hüllen. Zwar erhoben sich gegen diesen Stand der Dinge die Anhänger des Velasquez, allein Cortez trat nun entschieden auf, ließ Ordaz, Escudero und Velasquez de Leon, die Häupter dieser Partei, festsetzen, wodurch dann die Übrigen den Muth verloren, sich dem Überlegenen zu widersetzen. Durch Geschenke und sein großmüthiges, einnehmendes Betragen, so wie durch die Milde, womit er die gefangenen Officiere lieber gewinnen, als bestrafen wollte, gelang es ihm, sich alle zu Freunden zu machen.

Als sollte sich alles vereinigen, um Cortez in dem Glauben an höhern Beistand zu bestätigen, so erschienen plötzlich auf

heimlichen Wegen einige Abgeordnete des Kaziken von Zempoalan, welche ihn einluden, nach dieser Stadt zu kommen, und ihrer Unterstützung gewiß zu seyn. Dieses höchst wichtige Ereigniß machte Cortez mit dem Geheimnisse, wie er sich Mexikos bemächtigen könne, bekannt, und ein Cortez läßt sich so etwas nicht zweimal sagen. Man war mit Montezuma nichts weniger als zufrieden, sein hartes Regiment und die fluchwürdige Grausamkeit der Priester zu Mexiko hatte die Herzen seiner Vasallen ihm entfremdet, und seine Nachbaren zu Feinden gemacht. Nur mit Mühe verschmerzten die unterthänigen Kaziken ihre Unabhängigkeit, und begaben sich daher freudig unter den Schutz der mächtigen Fremden. Dieses ist nun freilich eine eben so verderbliche, als gefährliche Handlung, hat sich aber demungeachtet schon sehr oft in der Geschichte wiederholt.

Cortez versprach den Abgeordneten, ihren Kaziken baldigst zu besuchen. Er führte dieses auch sogleich aus, und wurde vom Kaziken Zempoalan mit einer Ehrerbietung empfangen, die an Anbetung grenzte. Mit bittern Thränen klagte der Kazike den Montezuma als einen bösen Monarchen an, der übermüthig gegen seine Unterthanen, die eroberten Provinzen durch Grausamkeit zu Grunde richte. Mit Gewalt nehme er ihre Söhne zu Schlachtopfern für seine Götter, ihre Töchter zu Beischläferinnen für sich und seine Günstlinge, und nicht nur er, sondern alle Kaziken würden die Spanier als ihre Befreier mit Freuden empfangen.

2. Zug gegen Mexiko.

Man hatte einen kleinen Hafen bei dem Dorfe Quiabislan, nebst einem schönen Platze zur Niederlassung gefunden. Hier gründete Cortez eine Stadt, welche in der Folge die Mutter vieler anderer Niederlassungen wurde. Die Indianer halfen ihnen auch hier treulich, und sowohl der Kazike von Zempoalan, als der von Quiabislan, schlossen ein Freundschaftsbündniß mit Cortez. Da erschienen plötzlich Abgeordnete von Montezuma, und forderten Tribut, nebst einer An-

zahl Menschen zum Opfer für ihre Götter, als Strafe wegen ihres Verkehres mit den Fremdlingen. Die Kaziken wagten es, die Abgeordneten Montezumas gefangen zu nehmen, zu mißhandeln, und sie zu Opfern für ihre Götter zu bestimmen. Der Abscheu der Spanier rettete sie vor einem solchen Tode; aber die Kaziken vereinigten sich mit Cortez, und huldigten dem Könige von Spanien. Diesem Beispiele folgten die Totonaquen, ein kriegerisches Bergvolk, das den Spaniern mit seiner ganzen Macht gegen Mexiko beizustehen versprach.

Bevor noch Cortez nach Mexiko aufbrach, suchte er sich gegen Velasquez sicher zu stellen, und sandte daher Portocarrero und Montejo mit einer glänzenden Beschreibung des von ihm entdeckten Neuspanien, und allem Golde, das er zusammenraffen konnte, nach Spanien, um für sich die Statthalterschaft daselbst zu bewirken. Nun beschloß er, nach Mexiko aufzubrechen; da er aber ein Komplott der Velasquezianer entdeckte, und nicht ohne Grund fürchtete, daß die Mühseligkeiten, welche vernünftiger Weise zu erwarten standen, viele seiner Gefährten zur Rückkehr nach Kuba bewegen könnte, so faßte er den kühnen Entschluß, der alles wagt um alles zu gewinnen, und zerstörte seine Flotte. Nach der Verbrennung der Schiffe war er seiner Völker gewiß; sie mußten mit ihm siegen oder sterben. Jetzt war auch das letzte Hinderniß gehoben, und am 16. August 1519 trat er seinen Marsch nach dem Innern des Landes an. Sollte es Wirkung des Fanatismus gewesen seyn, oder war es ein Versuch, wie viel die Mexikaner ertragen können, genug, Cortez hatte noch zuvor die Kühnheit, die Götzen des Tempels von Zempoalan zu zerstören, und das Bild der Jungfrau Maria darin aufzustellen; ein Wagestück, welches zwar einen Auflauf der entsetzten Indianer, aber keine Empörung derselben zur Folge hatte.

Der Kazike von Zempoalan versah das kleine Heer von 400 Spaniern mit Lebensmitteln und Lastträgern, und man langte ohne ein bemerkenswerthes Ereigniß an den Grenzen von Tlaskala an. Die kriegerischen Bewohner dieses republikanischen

Staates waren gebildeter als diejenigen des Kaziken von Zempoalan, dabei stolz auf ihre Unabhängigkeit, und gar nicht geneigt, dieselbe aufzugeben. Vierzehn Zempoalaner wurden an sie abgesandt, um sie zu bewegen, sich mit den Spaniern gegen Montezuma zu vereinigen; sie meinten jedoch, sie fürchteten Montezuma und bedürften der Spanier nicht; nahmen daher die Gesandten gefangen, schickten sich an, sie ihren Götzen zu opfern, und rüsteten sich zugleich, gegen die Spanier die Waffen zu ergreifen. Sie betrachteten die Spanier, von deren Bilderstürmerei sie gehört hatten, als Feinde der Götter, die sie zu rächen beschlossen. Die Spanier wurden ihrer geringen Anzahl wegen verachtet. Diese rückten demungeachtet in Tlaskala ein, wurden aber von den Republikanern muthig empfangen, und einige Wunden nebst dem Verluste zweier Pferde lehrten Cortez, auf der Huth zu seyn. Es wurden mehre Gefechte mit den wackern Tlaskalanern bestanden, und ein Widerstand geleistet, der in der neuen Welt noch nicht vorgekommen war. Der schlechte Erfolg der Tlaskalaner in diesem Kriege, in welchem nur sie, aber keiner ihrer Feinde fielen, machte sie geneigt, diese Fremdlinge für höhere Wesen zu halten. Sie sandten ihnen daher Lebensmittel, und zeigten sich zum Frieden geneigt, der denn auch bald unter der Bedingung geschlossen wurde, daß sich die Tlaskalaner als Vasallen Kastiliens und Verbündete des Cortez bekannten. Dieser Friede erschien dem Cortez wieder als eine Gabe der Vorsehung, denn er wurde in einem Augenblicke geschlossen, wo die Spanier nahe daran waren, vor Hunger und Beschwerden zu unterliegen. Triumphirend zog man nun in Tlaskala ein, dessen Bewohner von der bittersten Feindschaft zur herzlichsten Freundschaft übergegangen waren. Cortez erhielt nun die ausführlichsten Nachrichten über Mexiko, und das Versprechen, daß man ihn mit allen Kriegern dahin begleiten wolle.

Ein merkwürdiger Zug im Charakter des Cortez ist der, daß auch er sich, wie alle Spanier der neuen Welt, für einen Apostel des Evangeliums hielt, und daher die Tlaskalaner mit

Gewalt zum Christenthume bekehren wolle. Er würde auch zu seinem großen Nachtheile die Unbesonnenheit von Zempoalau wiederholt haben, hätte ihn nicht der eben so kluge als christliche Pater Olmeda davon zurückgehalten, und ihn belehrt: daß man Gottes Wort nur durch Lehre, nicht aber durch das Schwert ausbreiten dürfe. Er ließ daher die Tlaskalaner bei ihrer Religion, und nahm ihnen nur das Versprechen ab, keine Menschen mehr zu opfern.

Die Fortschritte der Spanier hatten endlich Montezuma die Erlaubniß abgedrungen, nach Mexiko kommen zu dürfen, was, wie er wohl sah, sich Cortez eben nicht wehren ließ. Von 6000 Tlaskalanern begleitet, machte sich Cortez am 13. Oktober auf den Weg nach Cholula, einer großen heiligen Stadt, fünf Meilen von Tlaskala. Es war dieses der heiligste Platz in ganz Mexiko, wo den abscheulichen Götzen eine entsetzliche Menge Menschen von fanatischen Pfaffen geopfert wurden. Montezuma soll geglaubt haben, daß die zudringlichen Fremdlinge in Cholula durch die Macht der Götter vertilgt werden würden. Die Tlaskalaner hatten indeß Cortez treulich gewarnt, vor den Priestern zu Cholula ja auf der Huth zu seyn, und wirklich erregten, troz der ehrerbietigen Freundschaft, womit er zu Cholula empfangen wurde, verschiedene Umstände seinen Argwohn. Die Tlaskalaner, als Feinde der Mexikaner, mußten außerhalb der Stadt lagern; zwei von ihnen kamen jedoch zu Cortez und benachrichtigten ihn, daß sie jede Nacht Weiber und Kinder der vornehmsten Einwohner fliehen sähen; auch wären sechs Kinder im Haupttempel geopfert worden, ein Umstand, der allezeit eine kriegerische Unternehmung andeute. Noch genauere Nachrichten erhielt der Feldherr durch seine geliebte Marina, welche von einer mexikanischen Dame im Vertrauen erfahren hatte, daß der Untergang der Spanier beschlossen sey. Ein Hinterhalt mexikanischer Truppen liege in der Nähe der Stadt, die Straßen seyen theils gesperrt, theils mit Fallgruben für die Pferde versehen. Auf den Tempeln und

Dächern lägen Steine, um sie auf die Spanier herabzuwälzen, und ihr Untergang sey unvermeidlich.

Was Cortez nun that, ist als ein Beweis seiner wilden Grausamkeit angeführt worden. Daß sein ganzes Unternehmen ein widerrechtliches war, wird kein Rechtlicher läugnen; aber nachdem einmal die Unternehmung begonnen war, sehen wir nicht recht ein, wie sie auf eine andere Weise gelingen konnte, und die Civilisation, welche mit Mexiko unterging, ist eben nicht beweinenswerth. — Durch die Gefahr erschreckt, ließ Cortez in aller Stille drei der vornehmsten Oberpriester verhaften, dann berief er die vornehmsten Einwohner und Feldherren unter allerlei Vorwand zu sich, und ließ sie alle in Ketten legen. Jetzt fiel er mit seinen Leuten über die Cholulaner her, die Tlaskalaner rückten ein, und zwei Tage hindurch wurde gemordet. Die Tempel, wohin die Priester geflüchtet waren, wurden angezündet, und so ein entsetzliches Beispiel der Rache für verletzte Gastfreundschaft gegeben. Nach zwei Tagen hörte das Blutbad auf; Cortez erklärte nun, daß die Rache der Spanier befriedigt sey, und er der Stadt verzeihe. Die Oberpriester und Häupter der Stadt entließ er unter bittern Vorwürfen und heftigen Drohungen, und befahl den entflohenen Einwohnern zurückzukehren. So groß war die panische Furcht vor den übermenschlich scheinenden Spaniern, daß die Cholulaner wirklich gehorchten, zurückkehrten und die Mörder ihrer Verwandten in Demuth bedienten. Indessen darf uns dieses weniger räthselhaft scheinen, wenn wir bedenken, daß dieses unglückliche Volk die Spanier für Wesen höherer Art hielt, und gewohnt war, seine Verwandten den Göttern schlachten zu sehen.

Ohne fernern Aufenthalt zog nun Cortez geradezu auf Mexiko los; die Umstände waren ihm günstig. Nach dem Ereignisse von Cholula setzten die Kaziken ein unumschränktes Vertrauen in ihn, und erzählten mit bittern Klagen alle Ausschweifungen und Grausamkeiten, welche sich Montezuma und seine Priester gegen sie erlaubt hätten. Dieser Geist der Unzufriedenheit wurde um so sichtbarer, je näher er der Hauptstadt

kam. Dieses belehrte ihn, daß das mexikanische Reich in sich selbst keine Stütze habe, und er drang nun mit erneutem Muthe durch das Gebirge aufwärts, nach dem Thale von Mexiko vor. Dieses öffnete sich seinem Blicke, als er die Stadt Chalko hinter sich hatte, und von dem Rücken des gleichnamigen Gebirges hinabsah. Es war am 30. Oktober 1519, als der große Cortez auf den Höhen von Anahuak stand, und vor seinen Blicken sich das reizende Thal von Tenochtitlan aufthat. Das Thal schildert er selbst in einem Briefe an Kaiser Karl V. auf folgende Weise. »Die Provinz, in welcher die Residenz dieses großen Fürsten Montezuma liegt, ist rings von hohen, und durch Abgründe zerklüfteten Gebirgen umgeben. Die Ebene hat beinahe 70 Stunden Umfang, und enthält zwei Seen, welche beinahe das ganze große Thal ausfüllen, in dem die Einwohner von einem Umkreis von mehr als 50 Stunden in Kähnen fahren. Von diesen zwei großen Seen im Thale von Mexiko enthält der eine süßes, der andere gesalzenes Wasser. Sie sind bloß durch einen kleinen Strich von Gebirgen von einander getrennt. Diese Gebirge erheben sich mitten in der Ebene, und die Wasser vermischen sich nur in einer schmalen Enge, welche zwischen den Hügeln und der hohen Kordilera liegt. Die vielen Städte und Dörfer, welche auf beiden Seen gebaut sind, treiben ihren Handel auf Kähnen, und nicht über das feste Land hin. Die große Stadt Tenochitlan steht mitten in dem Salzsee, der seine Ebbe und Fluth gleich dem Meere hat; und von welcher Seite man auch kommen mag, so hat man überall zwei Stunden zu reisen, um sie zu erreichen. Vier Dämme führen nach dieser Stadt, sie sind das Werk von Menschenhänden, und allenthalben zwei Lanzenlängen breit.«

Wir sehen, Cortez hatte ein gebildetes Auge, und, aufrichtig gesagt, auch sein Gemüth, wo es nicht von dem Geiste seiner Zeit geblendet wurde, war nicht ohne Empfänglichkeit für sanftere Gefühle und die Schönheit der Natur. Seine zahlreichen Briefe und Berichte enthalten eine merkwürdige Fülle der gemüthlichsten Naturschilderungen. Man kann sich denken, was

der Mann empfand, was seine mit südlicher Phantasie begabten Spanier empfanden, als die prachtvolle Hauptstadt mit ihren Pallästen und Tempeln, von der schönsten Natur umgeben, von der tropischen Sonne beleuchtet, sich vor ihren Augen ausbreitete.

Ganz andere Gefühle bewegten das Herz des scheuen Montezuma, der bis auf den letzten Augenblick unentschlossen war, ob er den entsetzlichen Fremdling als Feind oder Freund empfangen solle. Auf dem ganzen Wege hatte Cortez eine Menge Botschaften empfangen, welche einem so klugen Kopfe zur gewaltigen Ermuthigung dienen mußten; denn einen Tag erschien der Befehl umzukehren, den andern wieder vorzurücken; Cortez war, unbekümmert um beide, an die Hauptstadt gelangt. Er war schon an den Thoren, und es zeigte sich kein Feind; muthig betrat er den gefährlichen Damm, der nach Mexiko führt. Ganz nahe an der Stadt erschienen endlich etwa 1000 Personen von Stande, mit Federn geziert, und in baumwollene Gewänder gekleidet. Sie defilirten vor Cortez einzeln, und begrüßten ihn auf die Weise, welche bei ihnen die ehrerbietigste ist. Sie meldeten die Ankunft des Montezuma, dessen Vorläufer unverweilt zum Vorschein kamen. Zuerst erschienen 200 Personen in einförmiger Kleidung mit großen Federbuschen, sie gingen barfuß, die Augen zur Erde geheftet einher. Hierauf folgte eine Schaar glänzend geschmückter Hofleute, und in ihrer Mitte Montezuma selbst, in einer mit Gold und bunten Federn köstlich geschmückten Sänfte, welche vier seiner vornehmsten Günstlinge auf ihren Schultern trugen; vier andere hielten einen künstlich gearbeiteten Thronhimmel über ihn. Drei Beamte, mit goldenen Stäben in ihren Händen, gingen vor ihm her; von Zeit zu Zeit hoben sie dieselben empor, worauf sich das ganze Volk bückte und sein Haupt verhüllte, aus Ehrfurcht gegen den Monarchen. Bei seiner Annäherung stieg Cortez vom Pferde, und eilte ihm dienstfertig entgegen. Auch Montezuma stieg aus, und schritt majestätisch, auf zwei Prinzen gestützt, auf Cortez zu; während sein Gefolge die Straße mit Kattun bedeckte, damit seine Füße den Boden nicht berührten. Cortez grüßte ihn nach euro-

päischer Sitte mit einer tiefen Verbeugung; Montezuma erwiederte den Gruß, indem er mit seiner Hand die Erde berührte, und sie sodann küßte. Da jedoch nur niedere Personen gegen höhere diesen Gruß zu beobachten pflegten, so wurden die Mexikaner in der Meinung bestärkt, daß die Spanier Wesen höherer Art seyen. Auch hörten sie sich oftmals Teules oder Götter nennen. Montezuma führte sie nun nach dem für sie bereiteten Hause, und beurlaubte sich mit den Worten: »Ihr seyd nun bei euren Brüdern, erquickt euch nach eurer Abmattung, und seyd vergnügt bis ich wieder komme.«

Das Quartier, in welches Cortez mit seinem Gefolge gewiesen wurde, war ein großer Pallast, welchen Montezumas Vater erbaut hatte; er war mit Mauern und Thürmen befestigt, und enthielt so viele Höfe und geräumige Zimmer, daß die Spanier sammt ihren indianischen Bundesgenossen ihr Unterkommen darin fanden. Cortez pflanzte sogleich seine Kanonen auf, vertheilte seine Wachen, und beobachtete dieselbe Vorsicht, wie in einer feindlichen Stadt. Montezuma erschien an demselben Abende noch mit demselben Gepränge, wie beim Einzuge, zum Besuch, und brachte für die Spanier, selbst für die gemeinen Soldaten, reichliche Geschenke mit. Hierauf folgte eine Unterredung mit Cortez, in welcher dieser, mit nicht geringem Vergnügen, Folgendes erfuhr: »Unter den Mexikanern,« sagte Montezuma, »gibt es eine angenommene Sage, daß ihre Voraltern ursprünglich aus einem fernen Lande hieher gekommen sind, und die Herrschaft über die jetzt unterworfenen Länder an sich gerissen hätten. Später sey der Feldherr, der die Kolonie angeführt habe, wieder in sein Vaterland zurückgekehrt, und habe versprochen, daß seine Abkömmlinge sie dereinst besuchen, die Regierung übernehmen, und ihre Staatsverfassung und ihre Gesetze verbessern würden. Aus dem, was er von Cortez und seinem Gefolge erfahren und gesehen habe, sey er überzeugt, daß sie die Personen seyn müßten, deren Ankunft sie ihren Überlieferungen und Prophezeiungen zu Folge erwarteten. Er habe sie daher nicht als Fremdlinge, sondern als Anverwandte aufgenommen,

und ersuche sie, sich als die Herren seiner Staaten zu betrachten, da er sammt seinen Unterthanen bereit sey, nicht nur ihr Begehren zu erfüllen, sondern sogar ihren Wünschen zuvor zu kommen.«

Cortez erwiederte diese Rede sehr schlau, sprach von der Größe seines Monarchen, und richtete seine Worte so ein, daß sie dem Wahne der Mexikaner entsprachen. Am folgenden Tage wurde Cortez zur Audienz bei Montezema eingeführt. Drei Tage wandte man an, um die Stadt in Augenschein zu nehmen, und die Spanier erstaunten über die Pracht, welche alles, was sie bisher in Amerika gesehen hatten, so weit übertraf, und doch wieder so ganz unähnlich dem war, was man sich in Europa unter einer prachtvollen Stadt vorstellt. Selbst die Privathäuser waren außerordentlich weitläufig, die Palläste aber ungeheuer groß, während das gemeine Volk Hütten bewohnte. Cortez selbst gibt folgende Beschreibung von der Stadt: »Die Stadt ist so groß als Sevilla oder Cordova, und die Straßen theils sehr enge, theils sehr weit; die einen halbtrocken, die andern zur Hälfte von schiffbaren Kanälen durchschnitten, welche mit hübsch gebauten hölzernen und so geräumigen Brücken versehen sind, daß 10 Reiter nehmen einander hinüber können. Der Markt ist doppelt so groß, als der von Sevilla, und mit einem ungeheuren Portikus umgeben, unter welchem alle Arten von Waaren, Lebensmitteln, Kleiderschmuck von Gold, Silber, Blei, Kupfer, Edelsteinen, Knochen, Muscheln und Federn, von Leder und Baumwollenstoffen zum Verkauf ausgestellt sind. Auch findet man hier gehauene Steine, Ziegel und Zimmerholz. Einzelne Stellen sind fur den Verkauf von Wildbret, andere von Gemüsen und Gartenkräutern eingerichtet; hier befinden sich auch einige Häuser, wo die Barbiere mit Schermessern von Odsidian die Kopfhaare rasiren, und andere, welche unsern Apothekerbuden gleichen, und wo schon völlig zubereitete Arzneimittel, Salben und Pflaster verkauft werden. In andern Häusern gibt man ums Geld zu essen und zu trinken, und man sieht überhaupt so vielerlei Dinge auf dem Markt, daß ich es nicht im Stande bin

aufzuzählen. Um Verwirrung zu vermeiden, werden alle Waaren an abgesonderten Orten verkauft. Alles wird nach der Elle verkauft, und wir haben bis jetzt noch kein Gewicht brauchen sehen. Mitten auf dem großen Platze steht ein Haus, welches ich die Audiencia nennen möchte, und wo immer 10 bis 12 Richter sitzen, welche über die im Handel entstandenen Streitigkeiten entscheiden. Eine andere Art öffentlicher Personen ist unaufhörlich im Gedränge verbreitet, führt die Aufsicht darüber, daß um billige Preise verkauft wird; und man hat bemerkt, wie sie falsche Maße, welche sie bei Kaufleuten antrafen, zerbrachen.« Diese Beschreibung von Mexiko, oder eigentlich Tenochtitlan, gibt uns einen ziemlichen Begriff nicht nur von der Einrichtung, sondern auch dem Standpunkte der Civilisation, auf welchem Mexiko stand, und zeigt von ziemlich vorgerückter, bürgerlicher Einrichtung. Gerade so muß es auch in den Städten der alten Welt ausgesehen haben.

3. Cortez in Mexiko.

So glücklich Cortez bisher auch gewesen war, so war ihm dabei doch nicht ganz wohl zu Muthe. Mit einer Handvoll Leute mitten in einem unermeßlichen Reiche, in einer stark befestigten, und noch stärker bevölkerten Hauptstadt, war seine Lage nichts weniger als sicher. Zwar wurden sie mit Höflichkeiten und Gefälligkeiten überhäuft, aber man flisterte von einem schlauen Priesterrathe zur Vertilgung der Spanier, und hatte in der That weder in den Provinzen, noch in Cholula, aufrichtige Freundschaft verdient. Zudem war zwischen einem mexikanischen Feldherrn und Escalande, Kommandanten der neuen Niederlassung bei Zemboalan, ein Treffen vorgefallen, wo zwar die Spanier siegten, aber doch mehre von ihnen tödtlich verwundet und einer erschlagen wurde. Der Kopf dieses Spaniers wurde in den Städten herumgetragen, um dem Volke zu beweisen, daß die Spanier nicht unsterblich seyen; zugleich merkte man, daß auf den Dämmen die Brücken abgetragen wurden, ja man riß sogar einen Theil der Dämme ein, um den Rückzug abzuschneiden.

In dieser wahrlich nicht geringen Verlegenheit faßte Cortez einen kühnen Entschluß, der freilich nur als Selbsterhaltung gerechtfertigt werden kann. Er ging nämlich hin, um Montezuma gefangen zu nehmen. Nach einem dreistündigen Wortwechsel, der mitunter ziemlich heftig wurde, entschloß sich der wankende Montezuma, in das Quartier der Spanier sich zu begeben. Die Minister brachen in Thränen des Entsetzens aus, das Volk wurde wild und empört, und jetzt war der Augenblick da, wo ein Wink Montezumas hingereicht hätte, die Spanier zu vernichten. Der feige Tyrann verließ sich aber selbst, stellte sich, als wäre es sein freier Entschluß, und der gewohnte Gehorsam seines Volkes wagte es nicht, ihn gegen seinen Befehl zu befreien. Anfangs wurde Montezuma mit Ehrerbietung behandelt, später mit Beschimpfungen überhäuft, und zwar so sehr, daß er mit eigenen Augen zusehen mußte, wie seine getreuen Heerführer, die sich mit den Spaniern geschlagen hatten, auf einem Holzstoße, der aus mexikanischen, zum Schutze des Landes aufgehäuften Waffen bestand, lebendig verbrannt wurden. Montezuma selbst wurde in Ketten gelegt, und zwar durch einen gemeinen Soldaten, nachdem ihm Cortez die bittersten Vorwürfe gemacht hatte. Nach der Exekution gegen den Feldherrn Qualpopoka ließ zwar Cortez die Ketten Montezumas wieder abnehmen, und dieser war darüber so fröhlich, daß er seine Verderber umarmte und mit Liebe überhäufte. Es folgte nun eine Gewaltthat der andern; es wurden in Begleitung mexikanischer Staatsmänner Spanier nach allen Theilen des Reiches zur Erforschung desselben ausgesandt; die fähigsten Männer mußte Montezuma nach dem Willen des Cortez entlassen, und solche an die Stelle setzen, von denen die Spanier nichts zu fürchten hatten. Dem Scheine nach wurde Montezuma mit der größten Höflichkeit behandelt; er besorgte seine Staatsgeschäfte wie vorher, alle Befehle ergingen in seinem Namen, und dem Scheine nach hatte sich nichts verändert. Cortez wünschte nun auch noch, sich des Sees zu bemeistern, und auch dazu sollte ihm Montezuma dienen. Unter den größten

Schmeicheleien erzählte er dem gefangenen Kaiser so viel von der Pracht europäischer Schiffe, daß dieser endlich den Wunsch äußerte, derlei Schiffe zu sehen. Cortez versprach ihm zu willfahren, und ersuchte Montezuma um Träger, welche von Vera Cruz die Reste spanischer Schiffe nach Mexiko bringen mußten. Eben so brachten die Mexikaner Holz herbei, und die spanischen Zimmerleute beeilten sich, zwei Brigantinen zu erbauen, auf denen man Montezuma erlaubte, Lustfahrten anzustellen, die aber von den Spaniern dazu benutzt wurden, den See allenthalben zu sondiren. Auf solche Weise glaubte Cortez ein Rettungsmittel zu haben, wenn er genöthigt seyn sollte, sich zurück zu ziehen.

Die größte Demüthigung erwartete den unglücklichen Monarchen noch. Er mußte nämlich öffentlich und feierlich sich als einen Vasallen des Königs von Spanien erklären, und demselben im Angesichte seines eigenen Volkes huldigen, und dieses zwar mit allen den Formalitäten, welche die Spanier vorzuschreiben beliebten.

Die Spanier hatten nun einen Schatz von 600,000 Pesos in Gold und etwas Silber zusammengebracht. Cortez ließ mit Ausnahme einiger kostbar gearbeiteter Stücke alles Gold in Stangen gießen, und zwischen seinem Monarchen und seiner Mannschaft vertheilen. Da jedoch der Antheil des Einzelnen den Erwartungen der Spanier nicht entsprach, so fingen diese zu murren an; Cortez stand nicht an, sogleich seinen Antheil unter sie zu theilen, und so ihren Golddurst zufrieden zu stellen. Während dieses vorging, wurde die Lage der Spanier von Tag zu Tage in der That schwieriger, und der unbesonnene Religionseifer des sonst in der That so äußerst besonnenen Cortez hätte beinahe die Erbitterung der Mexikaner zum Ausbruche gebracht. Montezuma hatte sich mit einer unmännlichen Schwäche bisher allen Forderungen der Spanier gefügt; zur Abschwörung seines Götzendienstes und Annahme der christlichen Religion konnte er indessen durchaus nicht gebracht werden, und als Cortez mit Gewalt in ihn drang, so erklärte er ganz ernst, daß man

ihn mit solcher Zumuthung verschonen möge. Erstaunt und erboßt über diese Hartnäckigkeit, wie Cortez meinte, ging er daran, den mexikanischen Götzendienst mit Gewalt zu zerstören, und rückte mit seinen Spaniern gegen den Haupttempel der Stadt an. Hier fand er aber Priester und Volk so wohl vorbereitet und gerüstet, daß er sich begnügen mußte, an die Stelle eines herabgestürzten Götzenbildes das Bild der Jungfrau Maria aufzustellen. Die Erbitterung der Mexikaner war jedoch dadurch auf das Höchste gesteigert, und von dem Augenblicke an konnte sich Cortez die Ungewißheit seiner Lage nicht mehr verbergen. Mit einem Ernste, den die Spanier auf dem Gesichte Montezumas noch niemals gesehen hatten, erklärte dieser eines Tages, daß er hoffe, die Spanier würden, nachdem sie den Zweck ihrer Sendung vollkommen erreicht hätten, nun nicht länger anstehen, sein Land zu verlassen. Cortez nahm diese Erklärung mit dem Scheine der größten Bereitwilligkeit auf, und sagte: er selbst sammt den Seinen sehnten sich in ihr Vaterland zurück; da jedoch ihre Schiffe zertrümmert wären, so könnten sie nicht eher, als bis sie neue erbaut hätten, abreisen, und bäten ihn daher, ihnen dazu behülflich zu seyn. Montezuma war über diese Bereitwilligkeit erstaunt und erfreut, und gab seinen Unterthanen Befehl, den Spaniern zur Erbauung ihrer Schiffe behülflich zu seyn; Cortez hingegen trug den spanischen Zimmerleuten auf, die Arbeit so viel wie möglich zu verzögern.

Über Cortez brach aber nun auch von einer andern Seite her ein drohendes Gewitter aus. Eines Tages zeigte ihm nämlich Montezuma eine gemalte Depesche, auf welcher 18 europäische Schiffe, vor Anker liegend, abgebildet waren. Cortez war über den Anblick höchlich erfreut, weil er nichts anderes glaubte, als seine Abgeordneten seyen von Spanien mit neuen Streitkräften angelangt. Ein Schreiben Sandovals enttäuschte ihn schnell, und zeigte ihm den ganzen Abgrund, an dem er schwebe. Die angelangten Schiffe gehörten nämlich Velasquez, Statthalter von Kuba, und waren angekommen, Cortez als Aufrührer gefangen zu nehmen, und in Ketten nach

Kuba zu führen. Auf ihrem Wege nach Spanien waren nämlich Porto Carrero und Montejo, troz der gemessenen Befehle des Cortez, auf Kuba gelandet; durch sie wurde Velasquez von allem, was Cortez bis zum Bündnisse mit Tlaskala gethan hatte, unterrichtet. Wüthend vor Zorn und Eifersucht, beschloß er, ein Geschwader auszurüsten, das stark genug wäre, Cortez zu erdrücken, und betrieb dieses Geschäft mit solchem Eifer, daß, wie wir sehen, eine Flotte mit 800 Mann Fußvolk, 80 Reitern und 12 Kanonen zu Vera Cruz steht, um an Cortez Rache zu üben. Narvaez, ein Feind des Cortez, führte den Oberbefehl. Die Noth desselben wurde um so größer, und seine Lage um so gefährlicher, als Narvaez in dem erbitterten Mexiko verkündigen ließ: »Cortez und seine Leute seyen eine Bande von Verräthern und Räubern, die gegen den Willen ihres Herrn Mexiko unterdrückten. Er sey gekommen, sie in Ketten zur Bestrafung abzuführen, und lade daher das Volk des Reiches Mexiko ein, ihm zur Einfangung derselben behülflich zu seyn.

Cortez schien äußerlich um alles dieses unbekümmert, und als Narvaez seine Vorschläge zu einer Übereinkunft mit Verachtung zurückwies, beschloß er, ihm die Spitze zu bieten. Er ließ Pedro Alvarado, seinen geschicktesten Officier, mit 150 Mann und der Anempfehlung der äußersten Klugheit und Vorsicht, in Mexiko zurück. Mit etwa 250 rückte er Narvaez entgegen. Unweit Zempoalan standen beide Heere einander gegenüber. Er setzte sich mit seinen Landsleuten, so gut es gehen wollte, in Verbindung, griff den auf seine Übermacht trotzenden und dadurch sorglos gemachten Narvaez in Zempoalan, unter dem Schutze einer regnerischen Nacht an, schlug ihn und nahm ihn gefangen. Die geschlagenen Spanier behandelte er mit so viel Liebe, daß sie sich schnell mit ihm vereinigten, seinen gefangenen Gegner aber mit schonender Großmuth, und so war denn auch hier die drohende Gefahr seine Rettung, und sein Feind Velasquez sein guter Genius. Das ist der Stempel

des Genies, daß unter seiner Berührung sich auch das Widrige zu seinem Besten gestaltet.

4. Rückkehr nach Mexiko.

Die Verstärkung konnte schwerlich jemals gelegener kommen, als eben jetzt, wo der Bericht einlief, daß sich Mexiko im vollen Aufruhr befinde. Alvarado, ein sehr talentvoller Mann, besaß weder die Würde, noch das kluge Benehmen des Cortez. Er beging die Unbesonnenheit, durch Gewalt sein Ansehen behaupten zu wollen, und als er merkte, daß die Mexikaner Verachtung zu zeigen anfingen, so wollte er ein schreckendes Beispiel geben. Als daher der mexikanische Hof und die Großen des Landes sich, mit Gold und Kostbarkeiten geschmückt, zu einem Feste versammelten, überfiel er die Wehrlosen in ihrem Tempel, ermordete viele, und nur die entkamen, welche sich verzweifelnd über die Zinne des Tempels stürzten. Diese Schandthat empörte das ganze Volk. Ohne Rücksicht auf Montezuma zu nehmen, belagerten sie die Spanier, und brachten sie in die äußerste Gefahr und Noth. Auf diese Berichte eilte Cortez, der nun 1000 Spanier unter seinem Befehle hatte, nach Mexiko zurück; 2000 Tlaskalaner schlossen sich an. Als er das mexikanische Gebiet betrat, fand er die Stimmung ganz verändert; die Städte waren verlassen, nirgends wurde er, wie auf seinem ersten Einmarsche, festlich empfangen, und alles Volk legte seine tiefe Feindschaft durch seinen Abscheu, womit es allem Umgange mit den Spaniern auswich, an den Tag. Dennoch erlaubten sie den Spaniern, in Mexiko einzuziehen, und ihr altes Stammquartier einzunehmen. Alvarado war außer sich vor Freude, als er sich gerettet sah; Cortez selbst hielt sich nun für unüberwindlich, und gab Gelegenheit zur erhöhten Erbitterung der Mexikaner; endlich kam es zum förmlichen Kriege, und die Mexikaner schlugen sich mit einem Muthe und einer Ausdauer, wodurch die Spanier gezwungen wurden, sich in ihrem Quartiere einzuschließen. Die Gefahr wurde durch den Mangel an Lebensmitteln desto dringender. Ausfälle halfen nichts, sondern über-

zeugten die Mexikaner, daß auch Spanier erschlagen werden könnten; viele, und darunter auch Cortez, wurden verwundet.

Endlich entschlossen sich die Mexikaner, das spanische Quartier zu stürmen, und stürmten mehre Tage mit solcher Wuth, daß die Spanier auf das Äußerste gebracht wurden. Montezuma selbst, welcher auf die Mauern gestiegen war, um seine Völker abzumahnen, starb unter den Pfeilen und Steinwürfen seiner Unterthanen, die ihn einen Verräther schalten. Es kam endlich so weit, daß die Spanier beschlossen, die Stadt zu räumen. Jene Nacht, in welcher die Spanier ihren Auszug bewerkstelligten, ist unter dem Namen Noche triste, die Unglücksnacht, zum Sprichworte geworden. Die Hälfte der Spanier, darunter viele verdienstvolle Officiere, über 2000 Tlaskalaner, sämmtliches grobe Geschütz ging, nebst den erbeuteten Schätzen, verloren. Der Rückzug war so schlecht abgelaufen, daß einen Augenblick lang, als er sich im ersten Strahle der Morgensonne so zugerichtet sah, Cortez selbst seine Sache verloren gab. Zu Takuba sammelte sich der Rest des spanischen Heeres. Man mußte, um Tlaskala, wo man Aufnahme hoffen durfte, zu erreichen, um das nördliche Ende des Mexikosee herumziehen.

Sechs Tage lang marschirte das entkräftete Häuflein unter beständigen Neckereien von Seite der Mexikaner, und durch nichts als grüne Maisstengel und Wurzeln genährt, bis Otumba. Cortez entfaltete hier auf diesem, dem von Moskau nicht unähnlichen Rückzuge, sein ganzes Feldherrntalent, und wußte das Vertrauen seiner Leute, selbst in dieser schrecklichen Lage, zu erhalten. Schon früher hatte die getreue Marina die Drohung der Mexikaner gehört: »Zieht fort Räuber, zieht dahin, der Rache entgegen die eurem Verbrechen gebührt.« Bei Otumba fand diese Drohung ihren Kommentar. Als nämlich die Spanier die Anhöhe von Otumba erreichten, sahen sie ein weites Thal, so weit ihr Auge reichte, mit einem unermeßlichen feindlichen Heere bedeckt. Die Spanier gaben sich verloren; Cortez trat muthig unter sie, zeigte ihnen, daß nur zwischen Sieg oder Tod die Wahl bleibe, und führte sie gegen die Feinde. Er zerstreute

ihre Haufen, und ging endlich auf dasjenige Korps der Feinde los, in dessen Mitte er die Reichsstandarte erblickte. Eigenhändig schlug er den Feldherrn zu Boden, tödtete ihn und entriß ihm die Standarte. Bei diesem Anblicke floh das feindliche Heer. Die Beute des Schlachtfeldes war so groß, daß die in Mexiko verlornen Schätze zum Theil ersetzt wurden.

Am 8. Juni 1520 rückte Cortez siegreich und geschlagen in Tlaskala ein. Die Republik empfing ihn mit allen Zeichen der Freundschaft und Anhänglichkeit, und diese seltene Treue erhob seinen gebeugten Muth. Cortez sorgte nun vor allen Dingen, daß seine Verwundeten Heilung, die Kranken und Ermatteten aber Genesung und Stärkung finden möchten. Sein großer Plan war noch immer, Mexiko der Oberherrschaft Spaniens zu unterwerfen, und seine Seele erwog die Mittel, welche ihm zu diesem Zwecke zu Gebote stünden. Er hatte große Verluste erlitten, aber die Kolonie zu Vera Cruz war unverletzt; die Völker von Zempoalan, so wie die Tlaskalaner waren ihm getreu geblieben; seine Macht war noch immer so groß, wie die, mit welcher er in das Herz des Reiches eingedrungen war, und hatte den Vortheil voraus, mit der Beschaffenheit des Landes und seinen Hülfsquellen bekannt zu seyn. Er zog nun alles an sich, worüber er gebieten konnte, sandte vier Schiffe von der Flotte des Narvaez nach Jamaika und Hispaniola, um Truppen zu werben, Pferde, Waffen und Schießbedarf einzukaufen. Zugleich ließ er in den Gebirgen von Tlaskala die Materialien zu 12 Brigantinen zubereiten, damit man sie an den See von Mexiko bringen, daselbst zusammensetzen, und vom Stapel lassen könne.

Ein Hinderniß anderer Art trat ihm durch die Meuterei der Narvaezianer entgegen. Er wußte sie aber durch kleine Feldzüge gegen feindliche Kaziken zum Kriege zu ermuntern, und so zu beschäftigen, daß sie auf ihre Meutereien vergaßen, und wieder anfingen, sich für unbesiegbar zu halten. Zufälliger Weise kamen vom Statthalter von Kuba abermal zwei Schiffe mit Mannschaft und Verstärkungen, nebst Kriegsvorräthen für Narvaez an,

wurden in den Hafen von Vera Cruz gelockt, und leicht beredet, dem Stern des Cortez zu folgen. Drei Schiffe des Statthalters von Jamaika, die auf Entdeckungen ausgesandt waren, hatten dasselbe Schicksal, und als müsse sich alles zu seinen Gunsten wenden, schien Fortuna in der That seine Sklavin geworden zu seyn; denn plötzlich lief ein Schiff aus Spanien, durch Privatkaufleute, mit Kriegsbedarf belastet in Vera Cruz ein, und wurde von Cortez sogleich gekauft. Auch diese Mannschaft stieß zu ihm. Er entließ nun alle Soldaten des Narvaez, die nicht bei ihm dienen wollten. Nach ihrem Abgange besaß er noch 550 wohlgerüstete Männer zu Fuß, unter ihnen 80 mit Musketen bewaffnet. 40 Reiter folgten ihm zu Pferde, und 9 Kanonen verstärkten seinen Zug. Am 28. Dezember 1520 trat er, von 10,000 Tlaskalanern begleitet, seinen Zug gegen Mexiko an.

5. Die Eroberung von Mexiko.

Die Mexikaner waren dießmal nicht unvorbereitet auf den Empfang der Spanier. Quetlavaka, der Bruder Montezumas, ein tüchtiger Fürst, saß auf dem Throne. Er hatte sich wohlgerüstet, neue Waffen erfunden, lange Spieße machen lassen, und die den Spaniern abgenommenen Schwerter und Dolche unter seine Mannschaft vertheilt. Seinen Unterthanen versprach er, nach errungenem Siege, Befreiung von allen Abgaben. Den Tlaskalanern suchte er ihre Thorheit, die sie durch Unterstützung der Spanier begingen, begreiflich zu machen. Es ist in der That nicht unbedingt gewiß, ob das Schicksal Mexikos nicht anders gefallen wäre, wenn diesen Fürsten nicht plötzlich die Kinderblattern dahinrafften; eine Frage, die nicht geradezu beantwortet werden kann. An die Stelle dieses tüchtigen Monarchen wurde Guatimozin, ein Neffe Montezumas, auf den Thron berufen.

Während dieser Vorgänge rückte Cortez, trotz mancher Hindernisse, in Tezkuko, der zweiten Hauptstadt des Reiches, ein. Er wußte sich durch Absetzung des Kazikeu, und Einsetzung eines andern, der nach dem Zeugnisse des Adels mehr Recht auf

diese Stelle hatte, die Freundschaft und Treue dieser wichtigen Stadt zu erwerben. Hier schlug Cortez sein Hauptquartier auf, unterwarf die umliegenden Städte, erwarb eine Menge neuer Bundesgenossen und schloß die Hauptstadt immer enger ein. Auch der Bau der Brigantinen rückte nach und nach vor, und Cortez wartete nur die Ankunft einer Hülfe aus Hispaniola ab, um die Hauptstadt selbst anzugreifen. Während dem zettelte ein gemeiner Soldat, Namens Villefagno, eine Verschwörung gegen Cortez an, und alles war bereit, um diesen zu verderben. Einer der Verschwornen wurde von Cortez Größe so gerührt, daß er diesem den Plan entdeckte. Cortez ging sogleich mit einigen Soldaten zu Villefagno, nahm ihn gefangen, bemächtigte sich der Schrift, welche den Plan enthielt, und sah mit Kummer und Staunen, wie weit sich der Anschlag gegen ihn unter seiner kleinen Schar verzweigt hatte. Am folgenden Morgen sah man Villefagno hängen; Cortez trat vor seine Mannschaft, erklärte die Schuld des Gerichteten, und bemerkte nebenbei, wie der Verhaftete ein Papier mit den Zähnen zerrissen und verschluckt habe. Dieses kluge Benehmen, welches ihm so ausnehmend nützlich war, beweist aufs neue die Größe des Mannes.

Um seinen Truppen nicht aufs neue Zeit zu Meutereien zu gönnen, beschloß er, sie unverzüglich zu beschäftigen. Die Materialien zu den Brigantinen waren fertig, die Tlaskalaner gaben 8000 Träger her, und Sandoval mit 200 Spaniern bildete die Bedeckung des schwerbeladenen Zuges. Glücklich langte dieser Zug zu Tezkuko an, und am 28. April 1521 wurden die Brigantinen feierlich vom Stapel gelassen. So hatten sich denn die Spanier eine unentbehrliche Flotte erworben, und konnten die Hauptstadt angreifen. Zu gleicher Zeit kamen von Hispaniola 200 Soldaten, 80 Pferde, 2 Stück schweres Geschütz und eine bedeutende Menge Waffen und Schießbedarf an. Die Belagerung von Mexiko sollte nun unverzüglich beginnen.

Cortez beschloß, die Stadt von drei verschiedenen Seiten her anzugreifen; von Tezkuko aus an der Ostseite, von Ta-

kuba an der Westseite, und von Kuyokan an der Südseite des See. Diese Städte lagen an den Hauptdämmen, welche nach Mexiko führten, und sollten zu ihrer Vertheidigung dienen. Sandoval wurde zum Befehlshaber des Dammes von Tezkuko, Pedro Alvarado von Takuba und Christoph de Olid von Kuyakan ernannt; jeder hatte ein zahlreiches Chor indianischer Hülfsvölker zur Disposition. Die spanische Macht bestand aus 818 Mann Fußvolk, unter denen 118 mit Musqueten und Armbrüsten bewaffnet waren; dazu kamen 86 Reiter, 3 schwere und 15 leichte Kanonen. Die Flotte, als den gefährlichsten Posten, behielt sich Cortez selbst vor. Am 10. Mai 1521 begann die Belagerung. Die Mexikaner thaten ihr Möglichstes, wurden aber überall geschlagen, und sahen sich bald außerordentlich eingeengt. Guatimozin versuchte, die Brigantinen zu schlagen, aber seine Flotte wurde zu Grunde gerichtet; endlich griffen die Spanier die Stadt selbst an, mußten sich aber jeden Abend wieder zurückziehen, und bei der Nacht aufgeben, was sie am Tage eroberten. Die Mexikaner erlitten erschreckliche Verluste, konnten aber zur Übergabe der Stadt nicht bewogen werden. Endlich beschließt Cortez, sich auf die Dämme zu wagen und die Stadt mit Sturm zu nehmen; Cortez selbst kommandirte auf dem kuyokanischen Damme. Es war am 3. Juli 1521, als man auf die Stadt losrückte; man fand den Damm überall durchschnitten. Cortez befahl Julian de Aldrete, hinter seinem Chor die Lücken des Dammes auszufüllen. Dieser hielt es für eine Unehre, nicht am Kampfe Theil zu nehmen, und vernachläßigte den Befehl. Die Mexikaner bemerkten den Fehler, stürzten sich gegen Abend mit ihrer ganzen Macht auf den Damm, schlugen Cortez, tödteten 60 Spanier, nahmen 40 gefangen, und nöthigten die Spanier, unter entsetzlicher Angst die Nacht auf dem Damme zuzubringen. Die Stadt war mit Jubel erfüllt, und strahlte vom Glanze einer magischen Beleuchtung. Die gefangenen Spanier wurden gleichsam vor den Augen ihrer Gefährten dem Kriegsgotte geopfert.

Dieser schlechte Erfolg der Belagerung machte viele Bundes-

genossen des Cortez zaghaft, doch dieser wußte alles zu überwinden; und da er wohl einsah, daß ihm jeder Schritt breit streitig gemacht würde, so beschloß er, Tenochtitlan vom Grunde aus zu zerstören. Er selbst sagt in einem Schreiben an Kaiser Karl V. Folgendes über diesen Gegenstand: »Trotz allen Vortheilen, die wir davon getragen, sah ich dennoch, daß die Einwohner von Tenochtitlan so aufrührerisch und hartnäckig waren, daß sie lieber alle zu Grunde gehen, als sich ergeben wollten. Ich wußte daher nicht mehr, was ich für Mittel anwenden sollte, um uns so viele Gefahren und Beschwerden zu ersparen, und die Hauptstadt, welche das schönste Ding von der Welt war, nicht völlig zu Grunde zu richten. Umsonst versicherte ich sie, daß ich mein Lager nicht aufheben, meine Flotille von Brigantinen nicht zurückziehen, und nicht aufhören würde, sie zu Wasser und zu Lande zu bekriegen, bevor ich nicht Meister von Tenochtitlan wäre. Vergebens bemerkte ich ihnen, daß sie keine Hülfe mehr erwarten dürften, und daß es keinen Winkel der Erde gebe, woher sie Mais, Fleisch, Früchte und Wasser erhalten könnten. Je mehr wir sie ermahnten, desto mehr bewiesen sie uns, daß sie den Muth nicht verloren hätten, und sich nach nichts als Kampf sehnten. Da die Sachen so standen, erwog ich, wie wir nun schon über 40 bis 50 Tage die Stadt angegriffen, und entschloß mich endlich, ein Mittel zu ergreifen, das unsere Sicherheit begünstigte, und uns in den Stand setzte, die Stadt noch enger einzuschließen. Ich nahm mir daher vor, wie viele Zeit und Arbeit es uns auch kosten möchte, so wie wir uns einer Straße bemeistert hätten, auf beiden Seiten die Häuser niederreißen zu lassen, und zwar dermaßen, daß wir keinen Schritt vorwärts thun sollten, ohne zuvor alles hinter uns zertrümmert und das Wasser in festes Land verwandelt zu haben.«

Dieser Entschluß wurde auch mit der eisernen Konsequenz eines Cortez ausgeführt. Man drang immer tiefer in die Stadt ein, zerstörte alles, und brachte endlich durch immer weiteres Fortrücken und durch Abschneiden der Lebensmittel es so weit, daß der muthige Guatimozin sich entschloß, zu entfliehen. Die

Spanier waren zerstörend bis auf den Hauptmarkt vorgedrungen. Guatimozim zeigte sich zu Unterhandlungen geneigt, suchte aber im Grunde nur Zeit zu gewinnen zur Flucht. Cortez merkte seine Absicht, und trug Sandoval auf, mit den Brigantinen jede Bewegung des Feindes zu beobachten.

Man sah einige Kähne mit großer Eile über den See rudern, Sandoval machte Jagd auf sie, und Holquin, der die schnellste Brigantine kommandirte, nahm den Kaiser gefangen. Mit derselben Geistesgröße, womit er sein Land und Volk vertheidigt hatte, ergab er sich in sein Schicksal, und bat nur, daß man die Ehre der Kaiserin und seiner Kinder schonen möchte. Vor Cortez geführt, erschien er mit rührender Größe. »Ich habe gethan, was dem Herrscher geziemt, und mein Volk auf das Äußerste vertheidigt. Nun bleibt mir nichts übrig als der Tod. Faßt diesen Dolch, stoßt ihn mir ins Herz, und macht meinem Leben, das nichts mehr nützen kann, ein Ende.«

Sobald die Mexikaner die Gefangenschaft ihres Monarchen sahen, hörte ihr Widerstand auf. Nach einer 75 Tage langen Belagerung nahm Cortez am 13. August 1521 von dem Reste der Hauptstadt, und somit von ganz Mexiko Besitz. Es wäre zu wünschen gewesen, daß Cortez dieselbe Größe, welche er während der Zweideutigkeit seiner Lage bewiesen hatte, auch auf dem Gipfel seines Glücks bezeugt hätte. Es thut uns leid, das Leben dieses wahrhaft großen, sonst eben nicht zur Schlechtigkeit geneigten Mannes, durch ein abscheuliches, an Treue und Glauben begangenes, und durch nichts zu entschuldigendes Verbrechen besudelt zu sehen. Wir können zwar seine Größe, aber nicht den Schandfleck seines Lebens entschuldigen.

Die Beute fiel keineswegs so beträchtlich aus, als die Spanier erwartet hatten. Sie waren darüber äußerst mißvergnügt, und vermutheten, vielleicht nicht mit Unrecht, daß die Mexikaner den Staatsschatz versteckt hätten. Das Murren nahm überhand, und Cortez, dem alles daran lag, seine Truppen zu besänftigen, gab zu, daß Guadimozin und seine vornehmsten Günstlinge durch die Folter zum Bekenntnisse gebracht würden. Er

ließ die Füße des unglücklichen Monarchen in siedendes Öhl tauchen, und ihn auf einen glühenden Rost legen, ohne von seiner Standhaftigkeit ein Geständniß erpressen zu können. Einer der Günstlinge erlag den Schmerzen und blickte Guatimozin flehend um Erlaubniß an, entdecken zu dürfen, was er wisse. Ruhig sagte der Kaiser zu ihm: »Ruhe ich denn auf Blumen? — « Der Günstling schwieg und starb. Zu spät für seinen Ruhm, dessen Nimbus für immer erbleicht war, wurde Cortez gerührt und ließ den unglücklichen Kaiser von der Folter nehmen.

Das Schicksal der Hauptstadt entschied auch das der Provinzen, die sich sämmtlich unterwarfen.

6. Das Schicksal des Cortez.

Cortez war eben Herr von Mexiko geworden, und fing an, sein Herrschertalent über den eroberten Staat auf eine glänzende Weise zu entfalten. Mit Meisterhand entwarf er den Plan seiner Regierung, hielt seine Truppen im Zaume, und suchte das Land in Aufnahme zu bringen. Der Plan zur Wiederaufbauung der Hauptstadt wurde sehr großartig entworfen, und wäre er vollständig ausgeführt worden, so würde das schöne Mexiko die schönste Stadt Amerikas seyn. Er entschied, die Hauptstadt auf ihrem alten Platze zu erbauen, »weil die Stadt von Tenochtitlan,« sagt Cortez, »einmal berühmt geworden war, und weil ihre Lage wunderbarlich ist, und sie von jeher als Hauptstadt der mexikanischen Provinzen betrachtet worden war.« Er dachte auch sogleich auf den Anbau des Landes, die Einführung nützlicher Gewächse und der Cerealien aus Europa, an die Aufsuchung edler Minen, und zeigte sich überhaupt der Herrschaft würdig.

Plötzlich langte jedoch von Spanien, auf Fonsecas Anstiften, ein Blitzstrahl an. Cortez wurde für einen Aufrührer erklärt, und Christoph de Tapia abgesandt, um Cortez abzusetzen, sein Vermögen einzuziehen und ihn vor Gericht zu stellen. Cortez zeigte zwar die größte Ehrerbietung gegen Karl V. Befehle, wußte aber Tapia durch Drohungen, Unter-

handlungen und Geschenke dahin zu bewegen, daß er unverrichteter Sache abzog. Er setzte einen in edler Einfalt geschriebenen Bericht auf, in welchem er die Eroberung Mexikos, die Pracht und Größe der Länder und Königreiche, welche er ohne Zuthun des Hofes für die Krone Spaniens erobert hatte, entfaltete. Er legte Plane für die künftige Administration und Sicherung des unermeßlichen Neuspaniens vor, begleitete diesen Bericht mit köstlichen Schätzen, wie man sie bisher aus der neuen Welt noch nicht empfangen hatte. Zugleich rieth er dem Kaiser Karl V. seinen Titeln auch noch den eines Kaisers von Mexiko beizufügen, da dieser neue Staat von dem alten nicht übertroffen werde.

Dieser am 15. Mai 1522 abgesandte Bericht langte in Spanien zu eben der Zeit an, als der junge feurige Karl V. von den Stürmen seines Regierungsantrittes ein wenig ausathmete. Der Enthusiasmus der Spanier, welcher einst den Columbus begrüßt hatte, erklärte sich nun für den großen Cortez. Der tückische Fonseca mußte schweigen; Karls ganze Zuneigung wendete sich zu dem kühnen Manne hin, der ein solches Geschenk brachte. Von einer Bestrafung des Cortez war nicht weiter die Rede. Cortez wurde zum königlichen Statthalter von Neuspanien ernannt, und vereinigte mit dieser Würde auch die eines Oberfeldherrn. Mit Recht meinte der kluge Kaiser, daß das eroberte Land sammt den Eroberern Niemanden lieber gehorchen würden, als demjenigen, dessen Talente auf eine so glänzende Weise erprobt worden.

Cortez trat nunmehr in Mexiko als Herrscher im Namen seines Königs auf. Die Indianer kamen freilich schlimm dabei weg; aber so viel ist gewiß, daß es schwerlich irgend einem andern gelungen seyn würde, sich in Mexiko zu behaupten. Je civilisirter ein Volk ist, desto weniger ist es geneigt, fremde Herrschaft zu ertragen. Die Mexikaner hatten zu viel verloren, waren zu sehr mißhandelt worden, und sollten nun eine zu große Verwandlung erdulden, als daß sie bei ihrem Kulturgrade und ihrer bürgerlichen Ausbildung sich hätten geduldig unter das Joch

fügen können. Das verletzte Nationalgefühl machte sich durch häufige Aufstände Luft; schreckliche Rache und furchtbare Strafe war allezeit die Folge davon. Jeder Versuch, die Eindringlinge auszuweisen, wurde als Empörung des Vasallen gegen den rechtmäßigen Oberherrn betrachtet und mit entsetzlicher Grausamkeit bestraft. In der Provinz Panuko wurden 60 Kaziken und 400 mexikanische Edle auf einmal verbrannt. Der Thäter war Sandoval. Man hatte Guatimozin in Verdacht, als wolle er das Joch abschütteln, und seine Unterthanen zur Ergreifung der Waffen ermuntern; ohne allen Prozeß wurde er, nebst den beiden Kaziken von Tezkuko und Takuba, aufgehängt. Diese Schandthat gehört Cortez an. Seinen Ruhm würde er besser bewahrt haben, hätte er den gefangenen Kaiser und seine Familie, wie dieser es verlangte, nach Spanien gebracht, und Karl V. übergeben. Dieß hätte seinen Ruhm unbefleckt erhalten, und ihn vor mancher spätern Verdrießlichkeit bewahrt. Als der ärgste Wütherich, dessen fluchbeladenen Namen die Geschichte bewahrt hat, wird Nunez de Guzman genannt. Nachdem auf solche Weise gewüthet wurde, nahm die Bevölkerung gewaltig ab; das Land verfiel und fing an zu verarmen.

Cortez gab sich wenigstens alle Mühe, seine Administration durch Wohlthaten zu bezeichnen, so bald er vor den Eingebornen sicher zu seyn glaubte. Daß von den Grausamkeiten, die verübt wurden, viele zu freigebig auf seine Rechnung geschrieben worden, ist kaum zu läugnen; welche Ansichten er von der Behandlung des Landes hatte, beweist wohl am besten sein an Kaiser Karl V. geschriebener Brief. »Alle spanischen Pflanzen kommen in diesem Boden bewunderungswürdig gut fort. Wir werden es hier anders als auf den Inseln angreifen, wo wir den Ackerbau vernachläßigt und die Einwohner ausgerottet haben. Eine traurige Erfahrung muß uns klüger machen. Ich bitte Eure Majestät daher, zu Sevilla Befehl zu geben, daß kein Schiff mehr hieher unter Segel gehen darf, ohne eine gewisse Menge Pflanzen und Samenkörner an Bord genommen zu haben.« Man sieht, daß Cortez wohl wußte, wie regieren und

plündern zweierlei sey. Überhaupt hat dieser große Mann für Neuspanien sehr viel gethan, und wären alle seine Nachfolger ihm gleich gewesen, so böte jetzt Mexiko unstreitig ein anderes Bild dar.

Kaiser Karl hatte eine Menge Gerichtsbeamten zur Besetzung der Gerichtshöfe nach Neuspanien geschickt. Diese Menschen hatten in ihrem Vaterlande meist untergeordnete Stellen bekleidet, und sich in engen Kreisen bewegt. Cortez, der natürlicher Weise ganz eine andere Aufgabe, als ein Provinzial-Gouverneur in Altspanien, zu lösen hatte, regierte nicht nach ihrem Sinne. Die aufgeblasenen rechtsgelehrten Federhelden sandten daher an die Regierung in Spanien eine unermeßliche Menge von Klagen gegen Cortez ein. Die Staatsmänner Spaniens waren in der engherzigen Schule Ferdinands gebildet. Für sie waren die Verdienste eines Cortez zu groß. Dem Argwohne wurde Raum gegeben, und Cortez mit Mißtrauen betrachtet. Es half ihm nichts, daß er täglich neue Dienste leistete, das Land nach allen Richtungen durchzog; einen der beschwerlichsten Landzüge von Mexiko bis in die Hondurasbai vollbrachte; im Hafen von Akapulko Schiffe baute, eine Wasserstraße nach dem stillen Ocean zu eröffnen trachtete, und häufige Schätze nach Madrid sandte. Ponce de Leon wurde mit ausgedehnten Vollmachten zur Untersuchung von Cortez Betragen nach Mexiko gesandt. Er hatte sogar Vollmacht, Cortez gefangen nach Madrid zu senden. Zum Glück für Cortez starb Ponce de Leon sogleich nach seiner Ankunft in Vera Cruz. Nun ging das Gewitter dießmal ruhig vorüber.

Entrüstet über den Undank seines Monarchen, und fürchtend, noch schlimmere Erfahrungen zu machen, schiffte sich Cortez ein, und erschien 1528 plötzlich in Madrid. Er hatte seine Reise beschleunigt, da ihm nicht unbekannt war, wie eine Kommission mit noch ausgedehntern Vollmachten, als Ponce de Leon, gegen ihn unterwegs sey. Cortez erschien in seinem Vaterlande mit aller Würde und Pracht, die dem Manne, der

ein großes und mächtiges Reich erobert hatte, geziemt. Vor seiner Gegenwart mußte jeder Argwohn verschwinden, und der Kaiser empfing daher Cortez mit den Beweisen seiner höchsten Achtung, als einen Mann, der ihm eine Krone gegeben hatte. Cortez erhielt den Orden von St. Jago, und als Geschenk das paradiesische Thal von Oaxaka in Neuspanien, mit dem Titel eines Marquis del Valle de Oaxaka. Cortez wußte auch äußerlich durch ein feines Betragen zu gewinnen, und Karl würdigte ihn eines vertraulichen Umgangs.

Zwei Jahre verweilte Cortez am Hofe von Spanien, konnte aber seine Wiedereinsetzung in seine Würde nicht erlangen; man ließ ihm nur die Militärgewalt, entzog ihm aber die bürgerliche, und so kehrte er zwar mit Titeln und Gnaden überhäuft, aber ohne Gewalt Gutes thun zu können, 1530 nach Mexiko zurück. Später wurde Antonio de Mendoza als Vicekönig nach Mexiko gesandt. Von den bürgerlichen Behörden hatte nun der verdienstvolle Mann beständige Neckereien zu erdulden; seine Klagen wurden nicht gehört, seinen Anordnungen zuwider gehandelt, seine Handlungen entstellt. Cortez rächte sich durch neue Verdienste; er rüstete im Hafen von Akapulko kleine Geschwader aus, und sandte in den Jahren 1532 und 1533 Diego Hurdado de Mendoza, Diego Bezerra und Hernandez von Grijalva mit kleinen Geschwadern auf Entdeckungsreisen aus. Grijalva entdeckte im Februar 1534 die Südspitze von Kalifornien. Der alternde Cortez war mit dieser Entdeckung wenig zufrieden; er rüstete daher ein neues Geschwader aus, und übernahm das Kommando selbst. Im Jahre 1536 entdeckte er die große Halbinsel Kalifornien, fuhr in den Golf, den die Spanier mit Recht das Meer des Cortez nennen, ein, und untersuchte es genau. Er hatte 400 Spanier und 300 Negersklaven, und verfolgte seine Entdeckungen mit dem größten Eifer. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht in Mexiko, Cortez sey umgekommen. Seine Gattin Juana de Zuniga rüstete zwei Kriegsschiffe und eine Karavelle aus, um die Wahrheit zu erforschen, als Cortez nach überstandenen

tausendfachen Gefahren glücklich im Hafen von Akapulko einlief. Demungeachtet ließ Cortez das Geschwader unter Franzesco de Ulloa auslaufen, und die Küstenländer Kaliforniens bis zum Rio Kolorado und das westliche Amerika bis zum Kap Enganho untersuchen.

Diese vielfältigen Verdienste und ausgedehnten Entdeckungen, womit Cortez die Geographie und seinen Kaiser so unendlich bereicherte, hätten ihn billiger Weise wenigstens vor Kränkungen bewahren sollen. Das war aber nicht der Fall. Den Schikanen solcher Menschen, die von seinem Fette zehrten, und ohne seine Thaten in dem Staube der Kanzleihöfe Altspaniens verkümmert wären, preis gegeben, konnte seine stolze Seele im Bewußtseyn seiner Würde, dieses nicht länger ertragen; er schiffte sich ein, um in seinem Vaterlande Hülfe zu suchen. 1540 langte der Eroberer von Mexiko in Spanien an. Der Empfang, welcher ihm hier zu Theil wurde, war von demjenigen, welchen er das erste Mal erfahren hatte, ganz verschieden. Nicht nur jede Pflicht der Dankbarkeit, sogar der gemeine Wohlstand wurde verletzt. Der Mann, welcher seinem Könige das größte Geschenk gemacht hatte, das je ein Unterthan seinem Herrn brachte, und daß wir es nur gestehen: in dessen Gewalt es gewesen wäre, der unumschränkte Souverän eines der größten und schönsten Reiche der Erde zu werden, der Entdecker von Kalifornien und der Westländer Amerikas, mußte unter einem Heere hungeriger Solicitanten stehen und abwarten, bis Karl V. ihn würdigte zu fragen: »Wer er wäre?« Da loderte noch einmal der ganze Stolz seines Bewußtseyns und seiner Größe in ihm flammend auf. Stolz erwiederte er: »Der Mann, welcher Eurer Majestät mehr Königreiche erobert hat, als Dieselben Städte von Ihren Vorfahren ererbten.«

Vernachläßigt und zurückgesetzt, gekränkt und bekümmert endigte Cortez sein großes Leben im Jahre 1547 am 2. Dezember, im 62sten Jahre seines Lebens. Seine Gebeine wurden später nach Mexiko überführt, wo sie ruhen. Cortez hinterließ Amerika in einem ganz andern Zustande, als er es gefunden

hatte. Seine Entdeckungen übertreffen alles, was man früher geahnt hatte; und wie sehr auch Amerikas Völker Ursache gehabt haben mochten, sich über ihn zu beschweren, so ist doch so viel gewiß, daß der an ihm begangene Undank seines Vaterlandes ein Flecken in der Geschichte desselben bleibt.

Drittes Buch.

1. Franz Pizarro und seine Gefährten.

Die Entdeckung Amerikas gehörte unter diejenigen Weltereignisse, welche eine Menge schlummernder Kräfte aufwecken, und ausgezeichneten Talenten einen Schauplatz ihrer Entwicklung darbieten. Wir haben bereits im Vorhergehenden eine Menge ausgezeichneter Talente und genialer Naturen erblickt. Sie bilden eine Gallerie sehr interessanter Charaktere, und stellen beinahe unter denselben Verhältnissen mannigfaltige Entwickelungen vor. Bald reiner, bald unreiner stehen sie alle so ziemlich auf derselben Stufe männlicher Kraft, Entschlossenheit und Ausdauer. Betrachten wir sie jedoch aus dem Gesichtspunkte der Moralität und Menschlichkeit, so steht unter den Conquistadoren keiner niedriger, als der abscheuliche Franz Pizarro. Er hat gezeigt, wie werthlos selbst ausgezeichnete Talente sind, wenn ihnen die höhere Weihe der Humanität, die gemüthliche Herzlichkeit abgeht. Wie tief steht diese befleckte Natur unter des großen, einfachen Columbus leuchtendem Sterne! Wollten wir eine Stufenleiter aufstellen, so würde unter den Conquistadoren Columbus oben an, einige Sprossen unter ihm Nunez de Balboa, in der Mitte ungefähr Cortez; aber eine beträchtliche Tiefe unter der untersten Stufe der teuflische Pizarro stehen. Es ist ein Glück für die Menschheit, und besonders für unsere Zeit höchst beherzigenswerth, daß die Geschichte dergleichen Charaktere mit ewiger Schmach brandmarkt, und daß kein Talent

glänzend genug ist, um sie mit dem Mangel an Moralität zu versöhnen. Glänzend genug hat Pizarro seine Laufbahn durchgeführt, und seine Thaten dürfen sich mit vollem Rechte den größten Heldenthaten aller Zeiten an die Seite stellen. Wie gesagt, versöhnt aber dieses Heldenthum die Geschichte durchaus nicht, welche unerbittlich fordert, daß Heldenthaten durch die moralische Größe des Helden gesühnt werden; widrigenfalls sie sich mit Abscheu von brutaler Kraftentwickelung hinwegwendet.

Pizarro, dessen Leben ein Kommentar für die so eben geäußerten Grundsätze ist, war der uneheliche Sohn eines vornehmen Edelmannes und einer sehr gemeinen Weibsperson. Seine Kindheit war äußerst beschränkt, mühselig und elend. Sein Vater theilte mit nur zu vielen leichtsinnigen Lüstlingen die Gewissenlosigkeit, sich um das Kind nicht zu bekümmern, und sah es ganz gleichgültig, als der Sohn der niedrigen Dirne seine Schweine hütete. Pizarro war dagegen von der Natur bei weitem besser, als von seinem Vater ausgestattet worden. Ein kühner, feuriger, emporstrebender Geist charakterisirte ihn schon in seiner Kindheit. Hätte eine gute Erziehung sein Herz veredelt, stünde er vielleicht weniger verabscheut in der Geschichte da. Daß er für das Bessere nicht ganz unempfänglich war, beweist wohl seine Abneigung gegen das niedere Geschäft seiner Jugend, denn er verließ plötzlich die Heerde und wurde Soldat. Als solcher diente er einige Jahre lang in Italien; als jedoch alles, was nur irgend seine Gedanken auf eine bessere Zukunft richtete, in Amerika sein Glück versuchte, war auch Pizarro sehr bereit, dahin zu gehen. Er zeichnete sich hier durch seine Kühnheit sowohl, als durch seine Verschlagenheit und wilde Tapferkeit aus. Auf demselben Schiffe, auf welchem Nunez de Balboa nach dem Festlande Amerikas segelte, befand sich auch Pizarro; er zeichnete sich sowohl unter Ojeda, als auch unter Balboa durch seine hervorstechenden Talente ziemlich vortheilhaft aus. Er kommandirte später das Detaschement, welches Balboa gefangen nahm, und ließ sich überhaupt zu allem gerne brauchen. Sein kühner Geist strebte jedoch bald weiter. Er gehörte der nach Balboas Tode ange-

legten Kolonie von Panama an. Mehre mißlungene Fahrten nach dem gerühmten goldreichen Peru waren mißglückt, und die glänzende Entdeckung Mexikos zog die Blicke mehr nach Norden, als nach dem gefahrvollen Süden, wo es nicht gelingen wollte, das Kap St. Laurent zu umschiffen. Pizarros kühne Seele war aber Zeuge gewesen von den Zügen Balboas. Die Hoffnungen und Wünsche dieses bessern Geistes hatten an ihm einen Erben gefunden, und seine Gedanken beschäftigten sich von nun an mit nichts anderem, als mit der Entdeckung Perus. Ihm kam dabei, außer den schon gerühmten Eigenschaften, auch noch seine aus Erfahrungen hervorgegangene Menschenkenntniß zu Hülfe, und seine angeborne Schlauheit lehrte ihn auch, wie man die Menschen zu seinem Zwecke gebrauchen könne.

Da Pizarro zu arm war, um sich ein Kommando und die dazu nöthige Ausrüstung zu verschaffen, so verband er sich mit noch zwei andern Männern zu Panama. Der eine war Diego Almagro, auch ein uneheliches Kind, der andere Hernando de Luque, ein Geistlicher, und ebenfalls ein Findling. Almagro war im Lager aufgewachsen; ein Mann von vieler Tapferkeit, unermüdeter Thätigkeit und ausdauernder Festigkeit. Er gab in diesen Stücken den Besten nichts nach, gehört aber zu jenen Naturen, in welchen rohe Kräfte durch Redlichkeit und liebenswürdige Gemüthlichkeit gemildert werden. De Luque war reich und ehrgeizig, aber, wie man zu sagen pflegt, eine ehrliche Haut. Diese drei Menschen nun waren es, welche sich mit einander verbanden, um Peru, eines der mächtigsten und blühendsten Reiche, aufzusuchen, umzustürzen und zu plündern. Almagro hatte ein bedeutendes Vermögen gesammelt, und de Luque war reich. Da nun Pizarro außer seinem Muthe nichts in die Wagschale zu legen hatte, so sollte er als Ersatz den schwersten Theil des Bundes, nämlich die Ausführung übernehmen, und das Schiff, welches man ausrüsten wollte, kommandiren. Almagro dagegen sollte Mannschaft anwerben und sie Pizarro nachführen; de Luque aber zu Panama bleiben und die Interessen des Bundes sowohl hier,

als in Spanien wahrnehmen. Als dieser Bund geschlossen war, las de Luque eine Messe, und theilte die geweihte Hostie unter die drei Interessenten zu diesem Räuberbunde! —

Der Statthalter Pedrarias ertheilte zu diesem Bunde seine Einwilligung, und so segelte am 14. November 1525 Pizarro mit einem kleinen Schiffe, von 112 Mann besetzt, von Panama aus. Man war mit der Natur des stillen Meeres dazumal noch so wenig bekannt, daß man gerade die unglücklichste Zeit wählte, in welcher an den Westküsten Amerikas die Stürme furchtbar toben, und den nach Süden Steuernden durchaus entgegen sind. Die siebzigtägige Fahrt des Pizarro war daher ein beständiger Kampf gegen Gefahren. Alles Festland, dem er sich näherte, war durch die ausgetretenen Flüsse überschwemmt und sumpfig; die Eingebornen zeigten sich wild und feindselig, und nach vielen Mühseligkeiten, Hunger, Krankheiten und Noth, mußte er sich südwestlich von Panama, in die Bai von Chuchama, zurückziehen. Nicht glücklicher oder vielmehr noch unglücklicher, war Almagro, welcher mit 70 Mann Pizarro folgte, und am Festlande dieselben Gefahren antraf, welche Pizarro zur Rückkehr gezwungen hatten. In einem Gefechte mit den Indianern verlor er ein Auge, wurde geschlagen, aus dem Lande geworfen, und durch einen sogenannten Zufall in dieselbe Bai geführt, wo sich Pizarro aufhielt. Sie erzählten nun einander ihr Unglück, und hatten genug, um einer in dem Unglücke des andern Trost zu finden. Almagro war so glücklich gewesen, bis Popayan vorzudringen; er hatte hier dem Anscheine nach besseres Land, das mehr Hoffnungen darbot, gefunden, und dieses bewog die Abenteurer, neuen Hoffnungen Raum zu geben. Almagro kehrte nach Panama zurück, um die geschwächte Mannschaft zu rekrutiren, und brachte mit Mühe 80 Mann zusammen. Pizarro segelte nun abermal nach Süden, und, um die Wahrheit zu sagen, mit nicht viel größerem Glücke als das erste Mal. Nach vielen Beschwerden und mancherlei Unglücksfällen erreichte man endlich unter 1° n. Br. die Bai St. Mathäo, und landete südwärts dem Smaragd-

flusse auf der Insel Takamez. Hier fand man ebenes Land. Wie einst Cordova auf der Halbinsel Yukatan, so fand Pizarro hier die Eingebornen in Kattun gekleidet und mit Goldgeschmeide geziert. Pizarro wagte es jedoch nicht, mit seiner kleinen, durch Hunger, Krankheit und Beschwerden geschwächten Mannschaft ein so volkreiches, und wie es schien, ziemlich mächtiges und gebildetes Land anzugreifen. Zufrieden für den Augenblick, das gefunden zu haben, was er suchte, zog er sich auf die kleine Insel Gallo zurück; Almagro aber wandte sich nach Panama, um daselbst hinlängliche Mannschaft zu einem so großen Unternehmen anzuwerben.

Almagro fand zu Panama von dem heimtückischen Pedrarias weder die gewünschte Aufnahme, noch viel weniger die gehörige Unterstützung. Auch wußten diejenigen, welche die Expedition mitgemacht hatten, eine so klägliche Schilderung von den ausgestandenen Beschwerden zu machen, daß Jedermann den Muth zu fernern Unternehmungen verlor. Dazu kam noch, daß Pedrarias, eifersüchtig auf seine Macht, und fürchtend, Panama möchte durch solche Expeditionen entvölkert werden, die Anwerbung neuer Rekruten verbot, und ein Schiff absandte, um Pizarro und seine Gefährten von der Insel Gallo heimzuholen. Dieser war nicht gewohnt, sich in seinen Unternehmungen aufhalten zu lassen; er erklärte geradezu, daß er sich außerhalb der Gerichtsbarkeit Pedrarias befinde, und diesem daher keinen Gehorsam schuldig sey. Zugleich ermahnte er seine Mannschaft mit aller Kraft natürlicher Beredsamkeit, die ihm allerdings zu Gebote stand, ihn nicht zu verlassen. Diese war jedoch sowohl durch die Lage der Dinge, als durch die ausgestandenen Beschwerden so entmuthigt, daß sie keineswegs die Gesinnung Pizarros theilte. Dieser zog daher seinen Degen, und schnitt eine Furche in den Sand, indem er alle diejenigen, welche heim verlangten, aufforderte, hinüberzugehen; und zu seinem nicht geringen Schmerze hatten nur dreizehn den Muth, bei ihrem Befehlshaber auszuharren. Dieses entschlossene Häuflein zog sich nach der kleinen, von dem Festlande etwas entfernter gelegenen

Insel Gorgonilla zurück. Die nach Panama zurückkehrenden wurden jedoch mit Spott über ihre Muthlosigkeit empfangen; man tadelte es allgemein, daß man aus bloßer Kleinmüthigkeit ein so wichtiges Unternehmen aufgeben wollte; man lobte die ausdauernden Gefährten, beklagte sich, daß diese würdigen Kinder Spaniens dem Verderben preis gegeben seyen. Und diese von Luque und Almagro geschickt unterhaltene Stimmung hatte so viel Gewicht, daß sich endlich Pedrarias genöthigt sah, den Abenteurern auf Gorgonilla ein kleines Schiff zu Hülfe zu senden.

Die Noth Pizarros und seiner Gefährten war unterdessen auf der kleinen ungesunden Insel bis zur Verzweiflung gesteigert worden. Man entschloß sich, lieber auf einem Floße sich allen Gefahren des Weltmeeres preis zu geben, als länger hier zu verweilen. Als das Schiff von Panama erschien, wurde ihr Herz mit Freude und Zuversicht erfüllt. Pizarro benutzte diese gute Stimmung seiner Mannschaft, um sie zur Fortsetzung ihres Unternehmens zu bewegen. Statt nach Panama zurückzukehren, segelte er muthig südwärts, und gelangte unter 2° 10′ S. B. um das Kap St. Helena in den Meerbusen von Guayaquil bis nach Tumbez hinab. Die Abenteurer wagten es, hier zu landen, und genossen zum ersten Male das Glück, in einem prächtigen Tempel und einem Pallaste des Inka, ihre Augen an Perus Schätzen und Pracht zu weiden. Das Land wimmelte von gesitteten und wohlgekleideten Menschen; der gute Zustand der Völker gab eine hohe Meinung von dem Ackerbau und der Industrie. Am meisten wurde jedoch ihre Begierde von dem Anblicke der Metallreichthümer ergriffen. Nicht nur waren die Tempel und Palläste reichlich mit Gold und Silber geschmückt, auch die Leiber der Eingebornen prangten mit köstlichem Geschmeide. Außerdem sahen die Spanier mit großer Freude, daß die edlen Metalle sogar auch zum häuslichen Gebrauche, zu Gefäßen und zu Geräthschaften sehr gemeiner Art verwendet wurden. Man kann sich denken, wie ihnen bei solchen Scenen zu Muthe war. Pizarro bedauerte nichts mehr, als gezwungen zu seyn, wegen

Mangel an hinreichender Kraft die Befriedigung seiner Habgierde noch eine Zeit lang aufschieben zu müssen.

Er beschloß daher, nach Panama zurückzukehren, und sich daselbst zu neuen Unternehmungen auszurüsten. Auf dem Wege dahin benutzte er jede Gelegenheit, mit den Eingebornen friedlichen Verkehr anzuknüpfen und das Land auszukundschaften. Es gelang ihm, einige goldene und silberne Gefäße; zwei junge Menschen, die er die spanische Sprache lehren wollte, um sie später als Dolmetscher zu benützen, dann einige Llamas, die den Peruanern als Lastthiere dienten, zu erhalten. Nach einer Fahrt, auf welcher man die grausamsten und furchtbarsten Beschwerden ausgestanden hatte, langte Pizarro in Panama an. Der Statthalter Pedrarias konnte durch nichts bewogen werden, seine Einwilligung zu einem Unternehmen zu geben, von dessen Abenteuerlichkeit er überzeugt zu seyn vorgab. Die wahre Ursache war aber die Eifersucht, welche sich in der feigen Seele des Mörders Balboas gegen ein Unternehmen erregte, das ihn so sehr zu verdunkeln drohte. Der Tod Balboas muß um so mehr bedauert werden, als Perú an ihm unstreitig einen humaneren Sieger gehabt hätte. Dieses Land muß eine große Schuld an die Nemesis abzutragen gehabt haben, da Pizarro seine Geißel wurde.

Dieser traf nun mit seinen Verbündeten eine neue Übereinkunst. Er sollte nach Spanien gehen, und daselbst, wo Ämter und Würden, welche sich die Belehnten erst erwerben mußten und dem Hofe nichts kosteten, freigebig ausgetheilt wurden, für sich die Statthalterwürde, für Almagro die Unterstatthalterschaft, und für de Luque den bischöflichen Stuhl in Peru auszuwirken. Ihre Finanzen waren aber so erschöpft, daß sogar die kleine Summe zur Reise nach Spanien erst geborgt werden mußte. Pizarro reiste nun eilends nach Spanien ab, erhielt bei Karl V. Audienz, und wußte sowohl durch die rührende Schilderung seiner überstandenen Leiden, als besonders durch das Vorzeigen der Produkte von Peru und die prachtvolle Schilderung vom Reichthume des Landes, einen solchen Eindruck auf

Karl und seine Minister zu machen, daß man sich für sein Unternehmen auf das lebhafteste zu interessiren anfing. Der eben so kecke als boßhafte Pizarro beging hier die erste Niederträchtigkeit. Da de Luques Bisthum ihm keinen Eintrag machte, so beeiferte er sich, dasselbe zu erhalten; für sich behielt er die Würde eines Generalkapitäns, Adelantado und Statthalters des zu erobernden Landes, bedung sich die höchste militärische und politische Gewalt; für den redlichen Almagro hingegen ließ er, statt der Unterstatthalterschaft, nur das Patent eines Kommandanten von Tumbez ausfertigen. Kraft seiner Vollmachten wurde seiner Gerichtsbarkeit das ganze Land auf 200 Seemeilen südwärts vom St Jagostrome zugetheilt. Pizarro verpflichtete sich nun, 250 Mann anzuwerben, und Schiffe, Waffen, Kriegsvorräthe und alles anzuschaffen, was nöthig wäre, um das Land, zu dessen Statthalter man ihn ernannt hatte, der spanischen Krone zu unterwerfen. Man muß gestehen, daß keine Krone auf Erden jemals einen vortheilhafteren Kontrakt abgeschlossen hat; denn außer einigen Bogen Papier für die Patente und Vollmachten, hatte die Regierung nicht die geringste Auslage; dafür aber fielen ihr Königreiche schockweise zu. Kein Wunder, wenn es heut-zu-Tage heißen muß: wie gewonnen, so zerronnen.

Der Statthalter des reichen Peru hatte, trotz seines Titels, in Spanien nicht so viel Kredit, um das versprochene Geschwader aufzubringen. Er mußte sich aus dem Hafen von Sevilla 1529 heimlich davon machen, um den Beamten zu entgehen, welche mit der Untersuchung beauftragt waren, ob er auch alle Bedingungen seines Vertrages genau erfüllt habe. Er hatte jedoch um eben die Zeit eine Unterredung mit seinem alten Bekannten, dem eben nach Spanien zurückgekehrten Cortez, und dieser unterstützte ihn edelmüthig mit Geld. In seinem Gefolge befanden sich auch seine drei Brüder Ferdinand, Juan und Gonsalo. So landete er mit seinen Vollmachten und seinem kleinen Korps in Nombre de Dios, und ging über die Landenge nach Panama. Das treulose Betragen Pizarros

erregte bei den Gefährten billige Entrüstung. De Luque, da er erlangt hatte, was er wollte, war leicht besänftigt; aber der redliche Almagro weigerte sich, mit dem Wortbrüchigen ferner gemeine Sache zu machen, und wirkte Pizarro in allen Dingen entgegen. Dieser war jedoch eben so schlau als schlecht, und gar wohl einsehend, von welcher Wichtigkeit die Freundschaft Almagros für ihn sey, suchte er den[illegible] auf alle Art zu besänftigen. De Luque half zur Versöhnung, und der treuherzige Almagro ließ sich zu seinem Unglücke aufs neue berücken. Pizarro trat ihm den Adelantadoposten ab, und versprach mitzuhelfen, daß ihm später ein unabhängiger Statthalterposten zu Theil werde. Endlich kam eine kleine Ausrüstung von 180 Soldaten und drei kleinen Schiffen zu Stande. Unter den Soldaten befanden sich nur 36 Reiter; die Spanier hatten aber in selber Zeit einen so hohen Begriff von ihrer Tapferkeit, daß es ihnen gar nicht beifiel zu zweifeln, ob sie mit einer solchen Hand voll Leute in ein mächtiges Reich eindringen dürften. Almagro blieb also zu Panama zurück, um Mannschaft zu werben und nachzuführen; Pizarro segelte aber im Februar 1531 nach den Küsten von Peru ab.

Die Jahreszeit war dießmal günstiger, und die Fahrt ging glücklich von statten. Tumbez konnte indessen nicht erreicht werden, und Pizarro war gezwungen, in St. Mathäo, 100 Seemeilen nordwärts von Tumbez, zu landen. Längs der Küste, und so viel möglich immer im Angesichte seiner Schiffe, marschirte er nun gegen Süden. Er benahm sich sogleich feindlich gegen die Eingebornen, statt sich um ihre Freundschaft zu bewerben. Aus dieser Ursache fanden die Spanier Dörfer und Städte verödet, und geriethen in nicht geringe Gefahr zu verhungern. Eine Menge Küstenflüsse, tief und reißend, waren zu passiren, mancherlei Beschwerden zu überwinden; Lebensmittel wurden selten, und Gold noch seltener gefunden. Die Mannschaft, welche sich in ihren Erwartungen betrogen fand, fing bereits zu murren an, als man glücklicher Weise die Provinz Koaque erreichte, den Hauptort überfiel und plünderte. Der Er-

trag dieser Schandthat belief sich auf 30,000 Pesos, außer einer Fülle anderer Beute. Diese Erstlinge der unermeßlichen Schätze Perus begeisterten die Mannschaft mit neuem Leben. Es wurde sogleich ein mit edlen Metallen belastetes Schiff nach Panama an Almagro abgesandt, in der Hoffnung, daß diese glänzenden Beweise mehr als alles übrige die Abenteurer unter seine Fahne locken würde. Plündernd und mordend setzte nun Pizarro seinen Weg fort. Die entsetzten Eingebornen flohen überall, und der Schrecken vor den Spaniern wirkte lähmend auf sie. Glücklich gelangte Pizarro ohne Widerstand bis in den Meerbusen von Guayaquil. Hier griff er die sehr zahlreich bevölkerte Insel Puna an, fand aber so hartnäckigen Widerstand, daß mehre Monate vergingen, ehe er sie unterjochte. Von hier gelangte er nach Tumbez, wo es den Eingebornen leicht gewesen wäre, ihre Feinde zu vernichten, indem die Spanier drei Monate hindurch mit Krankheiten zu kämpfen hatten. Während dieser Noth langte von Nikaragua Benalcazar mit 30 Mann Verstärkung an. Eben so viel brachte auch Hernando Soto; beides sehr geschickte Anführer. So verstärkt, zogen die Spanier an den Fluß Piura, an welchem unter 5½° S. B. die erste spanische Kolonie in Peru angelegt wurde.

Die bisherigen Fortschritte der Spanier in Peru erstreckten sich auf nicht weniger als 6½° B., von 1° n. B. bis 5½° s. B. Betrachtet man den in der That sehr bedeutenden Länderstrich, welchen die spanischen Eindringlinge raubend, mordend und plündernd durchzogen haben, so muß man billig staunen und fragen: wie war es möglich, in einem so bedeutend gebildeten Staate, daß eine Hand voll Abenteurer den[illegible] ohne Widerstand auf solche Art beunruhigen konnte? Die Ursache finden wir in dem bürgerlichen Zwiste, dem das Inkareich bei Ankunft der Spanier ausgesetzt war.

Nach einer alten peruanischen Sage, die sich, beiläufig gesagt, in der Menschengeschichte mehr als einmal wiederholt, war Peru von vielen unabhängigen und uncivilisirten, wilden Stämmen bewohnt. Ohne Civilisation, Ackerbau und Künste war ihr

Zustand nichts weniger als glücklich. Da erschien auf der 13000 Fuß hohen Ebene des Titikakasee der erste Strahl der Civilisation. Ein Mann, Manko Kapak und eine Frau, Mama Okollo, von weißer Farbe, blonden Haaren, blauen Augen und majestätischem Ansehen, erschienen als Kinder der Sonne unter den Wilden. Sie kamen als Gesandte des Himmels, verkündigten das Erbarmen der Gottheit mit dem Zustande der Völker, vereinigten die Wilden, bauten die Stadt Kuzko und verkündigten Gesetze. Die Wilden wurden nun gelehrt, sich zu bekleiden, den Acker zu bauen und menschlich zu leben. Mama Okollo unterrichtete die Weiber im Spinnen und Weben. Nach den ersten Einrichtungen, wodurch Nahrung und Kleidung gesichert wurde, ordnete Manko Kapak die bürgerliche Verfassung. Diese Verfassung hatte den Dienst der Sonne als Grundlage, und war durchaus theokratisch. Die Ähnlichkeit mit den Religionen der ältesten Staaten der alten Welt ist durchaus nicht zu verkennen, und nicht zu zweifeln, daß die Einrichtung von Peru ein Zweig jener Theokratien sey, deren Stamm und Wurzel in Mittelasia gesucht werden muß. Unverbrüchliche, organische Gesetze, wie noch heute in Tibet, China und Japan, am Ganges wie am Indus, und in alter Zeit auch am Euphrat und Nil, regelten beglückend das Leben des Peruaners, von der Geburt bis zum Grabe. Das Gebiet der peruanischen Theokratie erstreckte sich nicht weiter, als das heutige Altoperu. Die Nachkommen Manko Kapaks bildeten die Adelskaste der Nation. Diese Familie soll sich durch höhern Wuchs, schöne Gestalt, lichtere Farbe, blaue Augen und blondes Haar ausgezeichnet haben. Sie durfte sich nie mit den übrigen Volksklassen vermischen; kein Inka durfte eine andere, als eine Tochter des Stammes heirathen. Gegen das auf dem Throne sitzende Haupt hegte sowohl die Familie, als auch das ganze Volk abgöttische Verehrung; und so groß und so tief hatte diese Neigung sich dem Volke eingepflanzt: daß Spanien erst dann die völlige Unterwerfung Perus vollendete, als 1772 der letzte Inka hingerichtet wurde. Auch da noch bezeigte das Volk seine tief gewur-

zelte Hochachtung dadurch, daß es sich dem zum Tode gehenden Inka zu Füßen warf, und seine Tritte küßte.

Als die Spanier im Jahre 1526 das erste Mal Peru berührten, saß der Inka Huana Kapak auf dem Throne. Er soll der zwölfte Inka seit Gründung der Theokratie gewesen seyn. Dieses ist jedoch so unwahrscheinlich als widersprechend, denn offenbar reicht die peruanische Kultur in eine bei weitem höhere Epoche hinauf; denn solche Staaten, die so abgeschlossen in sich selbst sind, reifen nicht in 12 Generationen. Von den 12 Inkas, deren die peruanische Geschichte erwähnt, führten alle ein väterliches Regiment. Dieses ist in rein organischen Staaten, wo nichts der Neuerung überlassen, und jede Nuance des Lebens vorgesehen ist, auch etwas sehr gewöhnliches. Egypten weist ganze Reihen guter Pharaone auf; die Monarchen von Meroe waren lauter treffliche Regenten. Ganz natürlich! Solche Staaten, die man auch mechanische Staaten nennen könnte, sind ein Uhrwerk, das so lange fortgeht, als der Mechanismus nicht gestört wird. Der Regent hat da nichts zu thun, als das Uhrwerk aufzuziehen und seinen Ritus zu beobachten. Der Nachtheil dieser Einrichtungen besteht indessen darin, daß früher oder später gestört, keine Wiederherstellung möglich ist. Daher auch die gerechte Ängstlichkeit und Wachsamkeit dieser Völker gegen alle Neuerungen. Die Invasion der Spanier fiel zum Unglück für Peru gerade in den Augenblick, wo der Staat durch den frevelhaften Hohn gegen die Gesetze des Landes gestört war. Fast so wie zur Zeit Psametich's, als Kambyses Egypten nahte. Huana Kapak war nämlich ein erobernder Fürst, und hatte das schöne Quito erobert. Dieses Land, milder und anmuthiger als das etwas rauhe Hochperu, lockte den Monarchen an sich. Um sich die neuen Unterthanen geneigt zu machen, heirathete er, gegen die Statuten seiner Familie, die Tochter des bezwungenen Monarchen von Quito. Sie gebar ihm einen Sohn, Namens Atahualpa. Im Jahre 1529 starb der siegreiche Inka, und hinterließ Quito seinem Sohne Atahualpa, Peru aber sollte Huaskar, aus reinem Inkablute, erben.

Diese Anordnung, wodurch in der Meinung der Peruaner ein Bastard einen Inka beerben sollte, stieß zu sehr gegen das religiöse Gefühl des Volkes an. Der Talisman des Reiches war vernichtet. Die Unzufriedenheit in Peru war allgemein. Dadurch ermuntert, forderte Huaskar die Niederlegung der Regierung von Quito, von seinem Bruder Atahualpa. Dieser hatte sich jedoch der Liebe der Quitoer, die, wie natürlich, froh waren, ihre Unabhängigkeit wieder erlangt zu haben, sowie der Truppen seines Vaters versichert. Es entstand Bruderkrieg. Atahualpa siegte, und mißbrauchte seinen Sieg auf eine gräßliche Weise. Verletzt durch den Vorwurf seiner Unebenbürtigkeit, wüthete er gräulich gegen die Kinder der Sonne, und suchte den ganzen Adelstamm auszurotten; hielt aber seinen Bruder Huaskar gefangen.

Diese Umstände begünstigten den Einfall der Spanier; das Reich mit sich selbst entzweit, der Bruder mit dem Bruder im Kampfe, wo hätte es Kraft hernehmen sollen, um einem Pizarro zu widerstehen? Die Spanier hörten bald von diesen Umständen, und die Gesandten Huaskars unterrichteten die Fremdlinge noch genauer von dem häuslichen Zwiste. Einem Pizarro entging, wie natürlich, die Wichtigkeit desselben nicht, und diese Umstände vermindern das Staunen über das kühne Eindringen Pizarros mit seiner Hand voll Leute bedeutend. Zwischen zwei Schafen entscheidet der Wolf sehr leicht.

Nach genauer Erkundung aller dieser Umstände, stand nun Pizarro keinen Augenblick mehr an, in das Innere Peru's einzudringen.

2. Pizarro dringt in das Reich ein.

Wir haben schon erwähnt, daß am Flusse Piura die erste Niederlassung der Spanier in Peru gegründet wurde. Das Fort hieß St. Michael, und wurde von Pizarro mit kluger Vorsicht zum Zufluchtsort, wenn ihm etwas Menschliches passiren sollte, als auch zum Landungsplatz für die Schiffe von Panama bestimmt. Nach der Besetzung des Forts blieben ihm

noch 102 Fußgänger, unter denen nur etliche Armbrüste und nur drei Musketen hatten, dann 62 Reiter zur Verfügung. Mit dieser unerhört kleinen Zahl, die noch dazu ziemlich schlecht ausgerüstet war, trat er seinen Marsch nach Karamarka an.

Karamarka war eine bedeutende Stadt, in welcher zu der Zeit der Inka Atahualpa residirte. Die amerikanischen Staaten, besonders die civilisirten, dachten an gar keine Möglichkeit, von außen her angegriffen zu werden, und waren überdieß durch die Ankunft der Spanier so sehr überrascht, daß es ihnen gar nicht einfiel, an einen wirksamen Widerstand zu denken. Zudem waren sie sehr unschlüssig, was sie von Fremdlingen zu halten hätten, welche auf einer Seite versicherten, Abgesandte eines großen Monarchen, der Peru Licht und Glück schicke, zu seyn; anderseits durch ihre Plünderungen und Abscheulichkeiten sich als Racheengel des Himmels für ihre Sünden kund gaben. Die Versicherung Pizarros: daß er komme, um Atahualpa Beistand wider seine Feinde anzubieten, bestimmte diesen letztern, ihn als Freund zu empfangen. Er ließ daher die Spanier ganz ruhig von St. Michael aus durch die peruanische Küstenwüste von Motupe ziehen, obwohl es ihm ein Leichtes gewesen wäre, die Hand voll Spanier, selbst ohne offene Gewalt, bloß durch Hunger umzubringen. Der zweite Punkt, auf welchem der Inka ohne Mühe die Spanier mit einer Hand voll Leute hätte vernichten können, war der Gebirgspaß, welcher aus der Küstenebene auf das Hochland führt. Doch auch hier ließ der verblendete Inka die Spanier ohne Widerstand von der peruanischen Festung, welche der Paß vertheidigt, Besitz nehmen. In der Nähe von Karamarka sandte er ihnen abermal Gesandte mit kostbaren Geschenken entgegen, und lud sie in sein Hoflager ein. Pizarro zog daher ungehindert in Karamarka ein, und nahm von einer Art Citadelle Besitz, die aus einem Pallast des Inka, und einem Sonnentempel, mit starken Erdwällen umgeben, bestand. Hier fühlte sich Pizarro in vollkommener Sicherheit, und sandte Hernando Soto und seinen Bruder Ferdinand nach dem eine Meile entfernten Lager des Atahualpa ab, um den Inka

zu einer Unterredung einzuladen, in welcher ihm die Ursache des Besuches durch die Spanier kund gethan werden sollte.

Atahualpa nahm die Gesandten mit aller möglichen Gastfreiheit und Herzlichkeit auf, und versprach, Pizarro am folgenden Tage zu besuchen. Die Spanier waren erstaunt über die feine Urbanität, welche am Hofe des Inka herrschte, und von allem, was sie bei den Kaziken Amerikas bisher gesehen hatten, so sehr verschieden war. Mit noch größerem Erstaunen und Begierde betrachteten sie aber die unermeßlichen Schätze an kostbaren Metallen, welche sie hier verschwendet sahen. Die Fülle kostbarer Geschmeide, die Menge silberner Gefäße, selbst zu dem gemeinsten Gebrauche, eröffnete ihren gierigen Seelen die Aussicht auf unermeßliche Reichthümer. Nach Karamarka zurückgekehrt, wußten sie kein Ende zu finden des Rühmens aller gesehenen Herrlichkeit, was gewiß nicht dazu beitrug, die Begierden in Pizarros gemeiner Seele zu mildern. Diese brütete bereits Verrath, und zwar den schändlichsten, der gedacht werden konnte. Eine Verabredung wurde nun unter den Spaniern getroffen; seine Reiterei vertheilte er in drei Züge, welche er seinem Bruder Ferdinand, dem Hernando Soto und Benalcazar anvertraute. Von seinem Fußvolke behielt er 20 der zuverläßigsten bei seiner Person, und mit ihnen behielt er sich den gefährlichsten Posten vor. An den Eingang wurden Wachen gestellt, und gegenüber die zwei Kanonen aufgepflanzt, nebst den Armbrustschützen, über die man zu gebieten hatte. Alle sollten innerhalb des Hofes bleiben, und Niemand sich rühren, bis das Zeichen gegeben würde. Zu dem Zeichen des Angriffs wurde das Kreuz bestimmt, welches Pater Vinzent Valverde trug, und dessen Erhebung das Zeichen des Angriffes seyn sollte. Es scheint, als ob es nichts Heiliges geben sollte, das nicht durch Schlechtigkeit der Menschen entweiht würde.

Es war am 16. November 1532, als sich Atahualpa, Inka von Peru, im Vollglanze seiner Macht erhob, und nach dem spanischen Quartiere aufbrach. Der Zug war mit der größten Genauigkeit geordnet, und mit solcher Pracht veranstaltet,

daß er sich nur langsam vorwärts bewegen konnte. Der größte Theil des Tages verging, bevor er anlangte, und die spanische Begierde war so ungeduldig, daß Pizarro abermal eine Gesandtschaft mit Freundschaftsversicherungen für nöthig fand. Aber kein guter Engel warnte den unglücklichen Inka, der seinem Verderben nahte. Voran gingen 400 Männer gleichförmig gekleidet, um Platz zu machen. Der Inka selbst saß auf einem mit bunten Federn gezierten Throne, der mit Gold- und Silberblechen beschlagen, und mit Edelsteinen besetzt war. Er wurde von seinen vornehmsten Hofleuten auf den Schultern getragen, und hinter ihm kamen einige auf dieselbe Weise getragene peruanische Große. Sänger und Tänzer begleiteten den Monarchen, und mehr als 30,000 Mann Truppen bedeckten die Ebene. Dem Inka gingen nun einige Spanier entgegen.

An der Spitze derselben befand sich der fanatische Valverde; er ging auf den Inka los, hielt ihm Kruzifix und ein Brevier entgegen, und erklärte ihm in einer langen Rede die Lehre von der Schöpfung, von Adams Sündenfall, der Erlösung durch Jesu, dann die Einsetzung des heil. Petrus, als Statthalter Christi auf Erden, die Fortpflanzung dieser apostolischen Macht, der Päpste seiner Nachfolger, und schloß damit, wie Alexander VI. dem Könige von Kastilien ein Geschenk mit allen Ländern der Erde gemacht habe. Er forderte nun Atahualpa auf, den christlichen Glauben anzunehmen, die Obergewalt des Papstes zu erkennen, und sich dem Könige von Kastilien, als seinem rechtmäßigen Oberherrn zu unterwerfen. Würde er dieses mit Ehrerbietung befolgen, so sollte er im Besitz seiner Staaten und königlichen Herrlichkeit bleiben. Im Falle er jedoch ruchloser Weise nicht gehorchte, so sey ihm der Krieg und die schrecklichste Rache seines Herrn angekündigt. Durch einen schlechten Dolmetscher konnte dem guten Inka diese sonderbare Rede nur sehr unvollständig verdolmetscht werden. Was jedoch der Inka davon verstand, däuchte diesem so seltsam, daß wir es ihm wohl schwerlich verargen werden, wenn er nicht recht wußte, was er von diesen seltsamen närrischen Leuten zu halten habe.

Die Antwort klang jedoch bei weitem vernünftiger, als die Anrede. Der Inka meinte: er sey rechtmäßiger Beherrscher des von seinen Vorfahren ererbten Landes, und könne daher gar nicht begreifen, wie einem fremden Priester einfallen könne, Länder zu verschenken, die ihm nicht zugehörten. Sollte jedoch der[illegible] wirklich so etwas gethan haben, so sey er gar nicht geneigt, als rechtmäßiger Besitzer, die Schenkung zu bekräftigen. Eben so wenig wolle er die Religion seiner Väter verlassen, und den Dienst der unsterblichen Sonne, die er und sein Volk anbeten, für den sterblichen Gott der Spanier vertauschen. Übrigens habe er nie derlei Dinge gehört, und wünsche daher wohl zu wissen, woraus denn der Spanier alle die Dinge, die er verkündige, geschöpft habe? Der bereits vor Wut schäumende Valverde hielt ihm das Brevier hin, [illegible] in welchem alle diese Dinge geschrieben stünden. Der Inka, welcher keinen Begriff von Schrift hatte, nahm das Brevier, öffnete es, betrachtete es sorgfältig, hielt es an sein Ohr, und warf es endlich mit Verachtung weg, als ein Ding, das ihm nichts sage und gänzlich stillschweige. Hierauf wurde Valverde wüthend, hielt das Kruzifix empor und schrie: Zu den Waffen Christen, zu den Waffen; Gottes Wort wird geschändet; rächt die Entheiligung an den ruchlosen Hunden!

Dem blutgierigen Pizarro hatte die Unterredung ohnehin zu lange gedauert; die Kanonen und Musketen wurden abgefeuert, die Reiter stürzten auf die erschrockenen Peruaner, und Pizarro ging gerade auf den Inka los, den er, troß der äußersten Gegenwehr der peruanischen Garde, zu Boden riß, und als Gefangenen nach seinem Quartiere schleppte. Über 4000 Peruaner wurden gemordet, und außer Pizarro, der eine Quetschung am Arme erhielt, kein Spanier verwundet. Die Beute überstieg alle Begriffe, welche sich die Spanier bisher vom Reichthume gemacht hatten. Eine solche Menge edler Metalle wurde nicht einmal den Eroberern Mexikos zu Theil.

Der Inka, welcher so schrecklich seine edle Gastfreundschaft belohnt sah, überließ sich dem tiefsten Grame, und es schien,

als ob er entschlossen sey, nach Römerart zu sterben. Da dieses dem Pizarro keineswegs gelegen war, so suchte er, auf alle mögliche Art den Inka zu erheitern und ihm Trost einzuflößen. Atahualpa war ein ziemlich gebildeter und kluger Fürst, der seinen Scharfsinn bei mehren Gelegenheiten an den Tag legte. Er durchschaute die herrschende Begierde der Spanier gar bald, und da er die Goldgierde erkannte, so baute er darauf einen Versuch seiner Rettung. Das Zimmer, welches ihm zum Gefängnisse diente, war 22 Fuß lang und 16 Fuß breit. Der Inka bot daher den Spaniern an, ihnen als Lösegeld für seine Freiheit so viele goldene Gefäße zu geben, daß damit das Zimmer, in welchem er gefangen saß, so hoch er reichen könne, angefüllt werden sollte. Pizarro nahm, wie natürlich, diesen Vorschlag mit großer Begierde auf, und es wurde eine Linie gezogen, bis an welche die aufgehäuften Schätze reichen sollten. Atahualpa war entzückt durch die Hoffnung auf seine baldige Befreiung. Er hatte schon so ziemlichen Begriff von der Redlichkeit seiner Gäste, aber für so verworfen, daß sie das gegebene Wort abermals brechen würden, hielt er sie doch nicht.

Die außerordentliche Liebe der Peruaner zu ihrem Inka zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit. Ihr Monarch war gefangen. Das Volk stand keinen Augenblick an, sich ihres Eigenthums an Gold zu entäußern, die Tempel ihres Schmucks zu entkleiden, und alles aufzubieten, um aus den entferntesten Gegenden des Reichs das Gold herbeizuschaffen, damit die bedungene Menge so schnell als möglich voll werde. Zugleich hielt sich das Volk sehr ruhig, empfing die Spanier, welche in kleinen Parteien das Land durchstreiften, überall mit Ehrerbietung, um nur das Leben ihres Fürsten nicht in Gefahr zu setzen. Bei alle dem wurde Pizarro dennoch unruhig, indem er wohl einsah, daß die kleine Anzahl seiner Leute mit dem, was zu behaupten war, in zu grellem Mißverhältnisse stand. Das Glück hatte jedoch beschlossen, die Abenteurer zu begünstigen; denn im Dezember landete Almagro mit einer sehr beträchtlichen Verstärkung zu St. Michael. So sehr die Spanier darüber erfreut waren,

so sehr erschrak der Inka über dieses Anwachsen der feindlichen Macht. Der gefangene Monarch fing an einzusehen, daß die Gefahr für ihn immer drohender wurde. Zu seinem Schrecken erfuhr er noch, daß die neu angekommenen Spanier auf ihrem Wege nach Karamarka Huaskar gesprochen, und von diesem für seine Befreiung und Begünstigung das Versprechen einer noch größern Quantität Goldes erhalten hätten. Entsetzt durch diese Nachricht, befahl er, Huaskar aus dem Wege zu räumen, was denn auch, wie alle seine Befehle, pünktlich vollzogen wurde.

Das Gold häufte sich von Tag zu Tage immer mehr auf. Pizarro konnte nicht abwarten, bis die ganze Quantität beisammen war, und befahl, mit Ausnahme einiger für den Kaiser bestimmter künstlich gearbeiteter Stücke, die ganze Quantität einzuschmelzen. Nachdem man das Fünftel für die Krone bei Seite gelegt, 100,000 Pesos für Almagro und seine Spanier bestimmt hatte, blieb für Pizarro und seine Gefährten noch die ungeheure Summe von 1,528,000 Pesos zur Vertheilung übrig. Dieses war eine Summe, die den Spaniern selbst wie ein Traum vorkam. Zur Vertheilung wurde der Tag des heil. Jakob gewählt, und nach einem feierlichen Hochamte begann die Theilung in der Art, daß jeder Fußgänger 4000, jeder Reiter 8000, Pizarro und seine Officiere aber nach Proportion erhielten. Man kennt in der Geschichte kein Beispiel eines so plötzlich durch Krieg erworbenen Reichthumes. Die meisten forderten ihren Abschied, damit sie den Rest ihres Lebens in Ruhe und Zufriedenheit zubringen könnten. Pizarro war darüber gar nicht verlegen, da er wohl wußte, daß es ihm nicht an Kriegern fehlen würde, so bald die Menschen den schnell erworbenen Reichthum erblickten. Er sandte daher einige und sechzig von ihnen zurück. Sein Bruder Ferdinand begleitete sie, welcher den Auftrag hatte, die Nachricht von den Großthaten Pizarros, nebst den Schätzen für den Kaiser, zu überbringen. Atahualpa hatte während dem sein Versprechen erfüllt, und forderte

seine Freiheit. Statt dessen hatte jedoch der abscheuliche Mensch beschlossen, Atahualpa aus dem Wege zu räumen.

In Peru fing sich nach und nach der öffentliche Geist zu regen an; man schien Miene zu machen, den gefangenen Monarchen auch mit Gewalt zu befreien. Überdieß drang Almagro und seine Truppen, die da fürchteten, daß Pizarro alles Gold des Reiches, unter dem Vorwande des Lösegeldes, an sich ziehen möchte, auf den Tod des Inka. Pizarro willigte um so leichter ein, als sich etwas ereignet hatte, das den Haß dieses Unmenschen ganz besonders auf den Inka lenkte. Unter allen europäischen Künsten bewunderte nämlich der Inka nichts mehr, als das Lesen und Schreiben. Er sah, daß alle Officiere nicht nur bei weitem höflicher und gesitteter waren als Pizarro, sondern auch große Fertigkeiten in der von ihm so bewunderten Kunst besaßen. Er beschloß daher, der Gemeinheit und schlechten Erziehung Pizarros auf den Grund zu kommen, und ließ sich den Namen Gottes auf einen Nagel schreiben. Dieses zeigte er nun allen Spaniern, die ihm begegneten, mit der Frage: was es bedeute? Zu seinem Erstaunen gaben alle, sogar die gemeinen Spanier, dieselbe Antwort. Als er seinen Daum auch Pizarro zeigte, erröthete dieser, und mußte seine Unwissenheit und Gemeinheit kund geben. Von diesem Augenblicke an konnte Atahualpa, der ein bei weitem vorzüglicherer Geist als Montezuma war, seine Verachtung nicht länger bergen. Er sah in Pizarro nur den rohen Menschen, der unwissender als seine Soldaten war. Pizarro, stolz dagegen, schwor dem Inka den Untergang. Atahualpa wurde nun als Verbrecher behandelt. Man gab ihm Usurpation, Brudermord und Ketzerei schuld, und verurtheilte ihn in aller Form des Rechtens, lebendig verbrannt zu werden. Vergebens berief sich der unglückliche Monarch auf seine gerechte Sache, vergebens forderte er, nach Spanien gebracht, und dem Kaiser übergeben zu werden; er rettete sich nur dadurch vom Feuertode, daß er sich taufen ließ. Als Christ wurde er nun am Pfahle erdrosselt.

Man muß es zur Ehre der Menschheit gestehen, daß sich

unter den Officieren sowohl, als unter den gemeinen Spaniern viele fanden, welche durch das niederträchtige Verfahren Pizarros sich in ihrer Ehre gekränkt fühlten, und dagegen, als gegen eine Verletzung der Ehre ihrer Nation, und Verhöhnung aller göttlichen und menschlichen Gesetze, feierlich protestirten.

3. Die Eroberung von Peru.

Nach dem Tode Atahualpas setzte Pizarro in einem seiner Söhne einen Scheinmonarchen ein. In Kuzko dagegen wurde von den Peruanern Manko Kapak, ein Bruder Huaskars, als Inka erkannt. Indessen entstand im ganzen Reiche eine furchtbare Anarchie. Es warfen sich allenthalben Häuptlinge auf, welche eine unabhängige Herrschaft zu gründen suchten. Pizarro glaubte nun die Zeit gekommen, wo die Eroberung Perus zu vollenden sey, und rückte auf Kuzko los. Zu diesem Endzwecke langten eine große Menge Spanier aus den übrigen Kolonien der Landenge an, daß Pizarro 500 Mann gegen Kuzko führen konnte. Außerdem blieb zu St. Michael noch eine starke Besatzung zurück. Zu spät ermannten sich nun die Peruaner; sie stellten den Spaniern verschiedene Armeen entgegen, und es gelang ihnen sogar, viele Spanier zu verwunden und einige sogar zu tödten. Das half ihnen jedoch nichts, denn sie wurden geschlagen, und ihr Blut floß in Strömen. Pizarro rückte in Kuzko ein. Er fand hier eine so große Masse Goldes, daß sie sogar das Lösegeld Atahualpas übertraf. Auf dem Wege nach Kuzko starb der Inka, den Pizarro eingesetzt hatte, und Manko Kapak wurde nun im Allgemeinen als Inka erkannt. Pizarro setzte sich in Kuzko fest, und brütete an weitern Plänen zur Ausdehnung seiner Macht.

Während dem langte aus Panama und Nikaragua ein frischer Transport hungeriger Spanier an. Benalcazars Geist war nicht von der Art, um ruhig eine Festung zu hüten; er machte sich daher mit einem ziemlich bedeutenden Korps auf, um nach Quito zu ziehen. Dieser Zug hat unstreitig das große

Verdienst, welches aus großen Schwierigkeiten entsteht, für sich. Es war der kühnste Zug in der Eroberung Perus. Die Entfernung Quitos von St. Michael beträgt fünf volle Breitegrade. Ein Bergrücken, der zu den höchsten der Erde gehört, bildet das Hochland. Die Andes von Peru und Quito zeichnen sich durch ihre furchtbaren Zerklüftungen, steilen Thalwände, gefährlichen Bergpässe, waldigen Wildnisse und andere Naturschwierigkeiten aus. Selbst jetzt noch sind Wagen nur auf kleinen Strecken anwendbar, und die Verbindungen im Innern des Landes sind äußerst schwierig. Um so beschwerlicher mußte demnach der Zug Benalcazars seyn, welcher außer den angeführten natürlichen Hindernissen noch die besten peruanischen Korps, die siegreichen Veteranen, die Quito erobert hatten, besiegen mußte. Die Spanier staunten jedoch das seltsame Hochland an, und obwohl in ihrer schönen Heimath an den Anblick prachtvoller Naturscenen gewöhnt, wurden sie doch durch die Majestät des Landes so sehr überrascht, daß sie nicht mehr zweifelten, das herrlichste Land Amerikas entdeckt zu haben. In der Ebene von Quito wurden sie durch den Anblick der rauchenden Vulkane und der schneebedeckten Porphyrdome überrascht. Die immer neuen und immer herrlichen Entdeckungen erfüllten die Abenteurer mit einem gewissen Enthusiasmus, der sie stets in höherer Stimmung erhielt. Diese Stimmung und Benalcazars Tapferkeit und Klugheit half ihnen den schwierigen Weg vollenden, und führte sie glücklich nach Quito.

Indessen fingen auch die Peruaner an, klüger zu werden. Sie wußten, daß die Goldgierde die herrschende Leidenschaft ihrer Unterdrücker sey, und versteckten daher ihre Reichthümer, die auch größtentheils nicht mehr zum Vorschein kamen. Statt daher die gehoffte Beute zu machen, fand Benalcazar Tempel und Palläste ihres Schmuckes entkleidet, die Häuser leer, und den Ertrag an Schätzen so gering, daß sich der Kriegszug kaum lohnte. Während [illegible] Benalcazar nach Quito zog, hatte sich auch Pedro Alvarado, Statthalter von Guatemala und Gefährte des Cortez, aufgemacht, um Quito,

welches seiner Meinung nach im Bereiche seiner Statthalterschaft lag, anzugreifen. Er landete mit 500 Mann und 200 Pferden zu Porto Viejo, drang quer durch das Land in die hohen Kordilleren ein, und geraden Wegs nach der Hochebene von Quito vor. Er war der erste, der über die hohen Andes eindrang, und ihre Beschaffenheit kennen lernte. Der Zug war so mühselig und gefahrvoll, daß ein großer Theil der Mannschaft theils in den nassen Sümpfen der Ebene vor Ermattung, theils in den Eisklüften der Höhe vor Frost umkam. Die Spanier waren nicht wenig erstaunt, unterm Äquator erfrieren zu müssen, und die spanischen Geschichtschreiber machen eine entsetzliche Schilderung von diesem Zuge, auf welchem sie eine Menge ihrer Landsleute zu Mumien erstarrt zurücklassen mußten.

Während dem hatte auch Pizarro von dem Zuge Alvarados gehört, und war auf die Hochebene von Quito vorgerückt, hatte sich mit Benalcazar vereinigt, und stand Alvarado in Schlachtordnung gegenüber. Indessen kam es dießmal noch nicht zum Blutvergießen unter den Spaniern. Es wurde ein Vergleich ermittelt, und Almagro, der die Truppen des Pizarro kommandirte, zahlte an Alvarado 100,000 Pesos, womit dieser, mit Zurücklassung seiner Mannschaft, nach Guatemala zurückkehrte.

4. Die Spanier in Peru.

Während sich dieses in Amerika zutrug, war Ferdinand Pizarro, der feinere Sitten als sein wilder Bruder hatte, in Spanien angelangt. Die in der That ungeheure Masse Goldes, welche er mitbrachte, überstieg alles, was man selbst nach dem zehnjährigen Besitze von Mexiko aus Amerika zu erwarten gewohnt war. Er wurde am Hofe mit Höflichkeit aufgenommen und mit Gnaden überhäuft. Der Kaiser ertheilte ihm den Orden von St. Jago, verstärkte die Privilegien seines Bruders Franzesco, und ertheilte Almagro die Statthalterschaft über 200 Seemeilen Landes, südwärts von der Statthalterschaft Pizarros.

In Folge dieser Bewilligung wollte Almagro Kuzko besetzen, welchen wichtigen Posten er unter dem Vorwande, daß er innerhalb seiner Statthalterschaft liege, in Anspruch nahm. Pizarro und seine Brüder widersetzten sich aber, und man war schon im Begriffe, mit dem Schwerte zu entscheiden. Der alte Haß brach wieder aus; Pizarro war sich seines an Almagro begangenen Verrathes bewußt, und dieser glühte vor Rache. Es kam jedoch noch einmal zur Aussöhnung. Man hatte bereits Kunde von Chili eingezogen, und Almagro sollte dessen Eroberung versuchen; gelänge sie nicht, so sollte ihm Pizarro einen Theil von Peru abtreten. Der Bund wurde abermals mit religiöser Feierlichkeit bekräftigt, um eben so entheiligt zu werden.

Es geschah dieses im Jahre 1534. Pizarro fand Kuzko seinem Plane nicht angemessen gelegen, denn da die neue Kolonie von Peru auf Verkehr mit dem Mutterlande gegründet werden sollte, so wünschte er den Sitz der Regierung an der See zu haben. Er kehrte daher an die Küsten zurück, um daselbst einen bequemern Platz für die neue Hauptstadt zu suchen. Auf diesem Zuge gelangte er in das schöne Thal von Rimak, einem der anmuthigsten und angebautesten in Peru. Der kleine Fluß Rimak wälzt seine Fluthen durch das paradiesische Thal, und mündet in den sechs Meilen davon entfernten Hafen von Kallao. Dieses Thal ersah Pizarro zum Sitze seiner Regierung aus, und entwarf den Plan zu einer sehr großen und prächtigen Stadt. Er legte eigenhändig den Grundstein dazu, und nannte sie Ciudad de los Reyes; sie heißt aber jetzt Lima. Diese Stadt, nachmals die üppigste und prächtigste in ganz Peru, stieg schnell empor, und wurde die ihrer Verweichlichung wegen verrufenste in ganz Amerika. Der Plan dazu war vortrefflich entworfen.

Unterdessen hatte Almagro zu seinem Zuge nach Chili ein ziemlich bedeutendes Korps gesammelt, und brach mit 570 Mann nach seinem zu erobernden Lande auf. Anstatt seinen Zug längs der Küste zu vollführen, wählte er den kürzern Weg der Inka-

straße über den, dem Montblanc gleich hohen Paramo von Assuay. Hier fällt selbst im Juni und Juli Schnee, was freilich die kühnen Entdecker weder wußten noch glaubten. Übrigens war die Verwegenheit der spanischen Abenteurer so groß, und ihre Überzeugung von ihrer Unbesiegbarkeit so fest, daß sie natürliche oder künstliche Hindernisse als eben so viele Aufforderungen zu neuen Heldenthaten betrachteten. Der Zug des Almagro war jedoch mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden, denn der Weg führte durch eine entsetzliche Hochwüste. Hunger, Kälte, Ermattung verstärkten die Beschwerden eines müheseligen Marsches über die Wüsten und steilen Höhen. Ein Theil der Mannschaft kam jämmerlich um, und der 38tägige Marsch des Almagro nach Chili gehört unter die traurigsten Scenen des großen Trauerspieles, welches »die Eroberung von Amerika« heißt. Neue Schwierigkeiten zeigten sich, als man endlich dahin gelangte, um in die fruchtbaren Ebenen von Chili hinabsteigen zu können.

Ein Theil seiner Mannschaft war erfroren. Ein gewisser Kapitän Ruydas und mehre andere Spanier blieben erstarrt an Felsen gelehnt stehen, und waren so ausgefroren, daß die fünf Monate später zurückkehrende Armee des Almagro sie noch in demselben Zustande fand. Sie hielten, wie die Historiker berichten, noch die Zügel ihrer mit ihnen erfrornen Pferde in den Händen, und das Fleisch war noch so frisch, als ob es eben aufgehört hätte zu leben, so daß die Spanier bei dem großen Mangel an Lebensmitteln sich der erfrornen Pferde als Proviant bedienen konnten. Die ganze Bagage war verloren, da die Indier, welche als Träger dienten, starben. So langte Almagro in den Ebenen von Koquimbo an.

Die Chilesen empfingen die Spanier Anfangs mit Höflichkeit und Freude. Sie waren jedoch den Peruanern ganz unähnlich, und zeigten sich bald als ein Volk, das eben nicht geneigt war, die Unabhängigkeit seines Vaterlandes unvertheidigt an die Fremdlinge zu verlieren. Almagro drang zwischen mehren kriegerischen Völkern bis zum 38° südlicher Breite vor, ohne jedoch eine Niederlassung zu begründen, wiewohl man eine ziemlich

bedeutende Menge Goldes sammelte. Vermuthlich schreckte die zahlreiche kriegerische Bevölkerung davon ab, denn einige Landesfürsten sollen im Stande gewesen seyn, 200,000 Krieger in das Feld zu stellen. Auch einer heiligen Insel wird erwähnt, deren Idole in einem von 2000 Priestern bedienten Tempel verehrt wurden. Almagro war daher genöthigt, seinem Zuge um so mehr ein Ziel zu setzen, als auch eine durch den Dolmetscher Philippilo angezettelte Verschwörung gegen sein Leben entdeckt wurde. Zugleich erschienen auch spanische Officiere in seinem Lager, welche ihm seine aus Spanien angelangte Bestallung zum Statthalter überbrachten, und ihm den allgemeinen Aufstand der Peruaner gegen die Spanier kund thaten.

Der Inka Manko Kapak war noch immer zu Kuzko gefangen, und hatte vergebens versucht, entweder durch Unterhandlung oder List seine Freiheit zu erlangen. Der Abzug des Almagro mit dem größten Theile der Spanier nach Chili schien der glückliche Zeitpunkt zu seyn, sich durch einen allgemeinen Aufstand der überlästigen Menschen zu entledigen. Die Rüstungen waren mit der den Amerikanern eigenthümlichen Stille vollzogen worden. Der mildere Ferdinand Pizarro kommandirte zu Kuzko; sein Bruder, der Statthalter, residirte in Lima. Unter dem Vorwande, einem Feste beizuwohnen, erhielt Manko Kapak die Erlaubniß, sich einige Meilen weit von der Hauptstadt zu entfernen. Unter demselben Vorwande hatten sich die vornehmsten Peruaner versammelt, und steckten, so bald der Inka ankam, die Kriegsfahne auf. Sogleich war ganz Peru bewaffnet. Alle Spanier, welche sorglos im Lande zerstreut schwelgten, wurden ohne Erbarmen niedergemacht. 200,000 Peruaner griffen Kuzko an, und eine eben so mächtige Armee belagerte den Statthalter in Lima, so daß beide, von einander abgeschnitten, sich verloren gaben. Kuzko, wo der Inka selbst kommandirte, wurde auf das hartnäckigste angegriffen. Drei Brüder des Pizarro waren daselbst eingeschlossen. Die Peruaner bestiegen die Rosse, die sie von den Spaniern erbeutet hatten, bemächtigten sich der Musketen, welche diese ver-

loren hatten, und lernten beide gegen ihre Feinde gebrauchen. Troß der verzweifelten Tapferkeit der 170 in Kuzko eingeschlossenen Spanier, bemächtigte sich der Inka eines Theiles seiner Hauptstadt. Juan Pizarro kam bei dieser Gelegenheit ums Leben; und die ziemlich zusammen geschmolzene Besatzung beschloß, Kuzko zu räumen, und sich entweder nach Lima, oder an die Seeküste durchzuschlagen.

In diesem entscheidenden Augenblicke zeigte sich denn wieder dasjenige, was man in den Weltereignissen gewiß mit Unrecht Zufall zu nennen pflegt. Almagro erschien nämlich vor Kuzko zur Rettung der Spanier.

Almagro war auf seiner Rückkehr von Chili eine andere Straße, längs der peruanischen Küste, heraufgezogen. Was er hier durch Hunger, Durst, Hitze und Ermattung litt, gab demjenigen, was er auf dem Hinzuge durch Kälte erduldet hatte, nichts nach. Er gelangte im entscheidenden Augenblicke nach Kuzko, und knüpfte sowohl mit dem Inka, als seinen belagerten Landsleuten, Unterhandlungen an. Da [illegible] diese fruchtlos waren, überfiel ihn der Inka mit seiner ganzen Macht, wurde aber schrecklich geschlagen und seiner Armee beraubt. Nun wandte sich Almagro gegen Kuzko selbst, das er noch immer, als in seiner Statthalterschaft liegend, in Anspruch nahm. Es gelang ihm auch, in einer Nacht die Schildwachen zu überraschen, und nach heftiger Gegenwehr die beiden Brüder Pizarros gefangen zu nehmen. Er richtete sogleich die Regierung in seinem Namen ein. Während dem hatte Franz Pizarro die Peruaner, mit Hülfe neuer aus Nikaragua und Hispaniola erlangter Verstärkung, geschlagen. Er sandte nun unter Alonso de Alvarado 500 Spanier zur Entsetzung von Kuzko. Almagro trat ihnen kühn entgegen, überraschte Alvarado, schlug die Spanier, und nahm den Anführer sammt seinen Officieren gefangen. Dieses geschah am 12. Juli 1537. Es wurde nun Almagro gerathen, die Brüder des Pizarro, den gefangenen Alvarado und die vornehmsten Anhänger des Pizarro hinrichten zu lassen. Er sollte sodann mit seiner Mann-

schaft gegen Lima selbst aufbrechen, den Statthalter entsetzen, und dadurch, daß er seinen heimtückischen Gegner vernichtete, die Herrschaft von Peru an sich nehmen. Dieser Rath war unstreitig der beste und klügste in seiner Lage, nur war er bei dem redlichen Almagro nicht gut angebracht. Dieser wünschte nämlich, sich mit Kuzko zu begnügen, seinem ehemaligen Freunde Beweise der Großmuth zu geben, und da er glaubte, ihn nicht mehr scheuen zu dürfen, so wollte er auch ihn nicht gänzlich vernichten.

Pizarro erhielt auf einmal die Nachricht von der Gefangenschaft seiner Brüder, dem Verluste der Hauptstadt, und der Niederlage Alvarados. Seine mißliche Lage blieb ihm nicht verborgen, aber seine gewöhnliche Schlauheit half ihm alle Widerwärtigkeiten besiegen. Er brütete Rache, knüpfte mit Almagro Unterhandlungen an, und dieser war treuherzig genug, Pizarro abermal zu trauen. Dieser aber wußte seinen schwarzen Anschlag listig zu verbergen, zog die Unterhandlungen in die Länge, und verglich sich endlich mit Almagro dahin, daß beide ihren Streit ihrem Landesherrn in Spanien anheim stellen wollten. Die einzige Bedingung war die Befreiung des Ferdinand Pizarro, welche der biedere Almagro auch getreu erfüllte. Der andere Bruder Gonsalez hatte schon früher Mittel gefunden, die Wachen zu bestechen, und zu entkommen.

Kaum sah Pizarro seine Brüder befreit, so warf er die Maske ab, und da er während dem bedeutende Verstärkung erhalten hatte, so rüstete er 700 Mann, die größte Armee der Spanier, die bisher in Peru erschienen war, aus, um gegen Kuzko zu ziehen. Diese Mannschaft zog wieder auf einem neuen Wege durch die Gebirgspässe, erreichte die Ebene von Kuzko, und traf hier auf das Lager Almagros, der eine Streitmacht von 500 Mann versammelt hatte. Beide Heere standen im Namen des Königs von Spanien einander gegenüber. Eine ungeheure Menge von Eingebornen hatte die Ebene bedeckt, sie betrachteten mit Vergnügen ihre sich gegenseitig vernichtenden Feinde. Glühende Rache und Schlechtigkeit auf einer Seite, Unwille und

Verachtung auf der andern, standen sich gegenüber. Jeder Versuch gemäßigter Männer zu einem Vergleiche war vergebens. Am 26. April 1538 wurde Almagro geschlagen und gefangen. Die Indianer hielten sich ruhig, und nahmen die gute Gelegenheit, ihre geschwächten Feinde zu vernichten, nicht wahr. Kuzko wurde nun von den Siegern geplündert, und die Beute gab neue Veranlassung zu Streitigkeiten. Almagros Soldaten vereinigten sich zwar zum Theil mit denen des Pizarro, hingen aber heimlich ihrem alten Feldherrn noch immer an. Es drohte eine förmliche Anarchie auszubrechen. Man munterte daher die unruhigsten Officiere auf, Entdeckungszüge in die verschiedensten Theile des Landes zu unternehmen; dadurch wurden die meisten Mißvergnügten entfernt, und die Pizarros erhielten freie Hand.

Kaum waren die verschiedenen Parteien entfernt, so suchten die Pizarros ihre Rache zu kühlen. Almagro wurde vor Gericht gestellt, als Hochverräther angeklagt und zum Tode verurtheilt. Diese That war unter den vielen Niederträchtigkeiten im Leben Pizarros unstreitig die niederträchtigste. Vergebens hatte Almagro die Pizarros, als sie in seiner Gewalt waren, großmüthig behandelt; vergebens immer Treue und Glauben gegen die Meineidigen geübt, vergebens flehten die vornehmsten alten Krieger mit Thränen um das Leben des geliebten Anführers. Almagro ging seinem Schicksale mit Standhaftigkeit entgegen. Er wurde in seinem 75sten Jahre im Gefängnisse erdrosselt, und sodann öffentlich enthauptet. Er hinterließ einen Sohn von einer indianischen Frau, der aber ebenfalls in Lima gefangen saß. Diesen ernannte er, kraft der ihm gebührenden kaiserlichen Vollmacht, zu seinem Nachfolger in seiner Statthalterschaft.

Der wackere Almagro hat übrigens, wie Balboa, sein Unglücksgefährte, einen unbefleckten Ruf der Tapferkeit, Treue und redlichen Biederkeit hinterlassen. Sein Tod war wenigstens an denen, die ihn mordeten, nicht verschuldet; seine Ungerechtigkeiten, an den schuldlosen Völkern Amerikas verübt, waren Fehler seines Zeitalters, nicht aber seines Herzens. Unter den Con-

quistadoren ist er einer von denen, welchen die spanische Krone die größten Vortheile verdankt, und dessen Andenken am unbeflecktesten auf die Nachwelt überging.

5. Weitere Schicksale der Spanier in Peru.

Während aller dieser Ereignisse war jede Verbindung mit dem spanischen Hofe unterbrochen. Jetzt kamen einige Officiere Almagros nach Spanien, und schilderten das Betragen der Pizarro und den Zustand von Peru mit den schwärzesten Farben. Ferdinand Pizarro erschien nun zwar auch mit außerordentlicher Pracht, und suchte, das Betragen seiner Brüder zu rechtfertigen. Peru war indessen für Spanien zu wichtig geworden, als daß man einer Anarchie daselbst ruhig hätte zusehen können. Zudem scheute man die Macht des herrschsüchtigen Pizarro, und beschloß daher 1539, eine Kommission zur Untersuchung des Zustandes von Peru abzusenden. Zu dem wichtigen Posten eines Kommissärs ernannte man Christoval Vaca de Castro, einen der tüchtigsten und rechtschaffensten Männer des Königreichs. Er wurde mit sehr weitläufigen Vollmachten versehen, und sollte, falls Pizarro noch am Leben sey, als Oberrichter an dessen Seite, falls aber der Statthalter bereits gestorben sey, als Statthalter auftreten. Ferdinand Pizarro wurde aber in Spanien verhaftet und ins Gefängniß geworfen, worin er über zwanzig Jahre blieb.

Während dieses in Spanien geschah, vertheilte Pizarro Peru unter seine Gefährten. Man sollte glauben, die Vertheilung eines so großen Reiches wäre doch hinreichend, um den Geiz einiger Abenteurer zu sättigen. Dieses war aber nicht der Fall. Übermüthige Abenteurer theilten sich, und ein Pizarro war der Theilende. Dieser nahm das Beste für sich und seine nächsten Anhänger, schloß die Anhänger Almagros, die doch das meiste zur Eroberung dazu beigetragen hatten, von allem Antheile aus, und gab, wie natürlich, Veranlassung zu dem ärgsten Murren und gerechter Unzufriedenheit.

Die Anhänger Almagros kamen nun beraubt und betrogen

nach Lima, versammelten sich im Hause des jungen Almagro, der so eben in das männliche Alter trat, und alle guten Eigenschaften seines Vaters entwickelte. Dieser nahm die Unterdrückten liebreich auf, ernährte sie mit den Trümmern seines Vermögens, welche ihm die Habsucht der Pizarro übergelassen hatte, und sah sich auf diese Weise bald an der Spitze einer Partei, die er um so mehr an sich fesselte, als er außer den guten moralischen Eigenschaften seines Vaters, auch noch eine vortreffliche Erziehung besaß. Armuth und erlittene Ungerechtigkeit trieb die Partei des Almagro zu dem äußersten. Sie verschworen sich gegen das Leben des Pizarro. Dieser wurde zwar gewarnt, aber in seinem brutalen Übermuthe rief er aus: »Um mein Leben seyd gänzlich unbesorgt; so lange Jedermann weiß, daß ich ihn jeden Augenblick hinrichten lassen kann, der nur einen Gedanken gegen mich wagt, ist es vollkommen sicher.« Diese Tollkühnheit wurde sein Verderben. Er war zu sehr Wütherich gewesen, als daß er aufrichtige Freunde um sich gehabt hätte. Juan de Herrada, ein sehr verständiger Officier, leitete die Verschwornen.

Am Sonntage, den 26. Juni 1541, drangen die Verschwornen in dem Augenblicke, wo Pizarro eben von seiner reichen Tafel aufstand, mit dem Rufe: »Lange lebe der König! es sterbe der Tyrann!« in den Pallast. Sie drangen in den Saal; Pizarros Begleiter sprangen zu den Fenstern hinaus, nur wenige zogen die Schwerter und umgaben ihn kämpfend, indem sie in ein inneres Gemach flohen. Pizarro vertheidigte sich mit allem Muthe, und mit jener Entschlossenheit, die ihm während seines ganzen Lebens eigen war; ermuthigte noch im letzten Augenblicke seine Freunde, indem er rief: »Getrost Kameraden, unserer sind noch genug, um die Verräther für ihren Frevel zu strafen.« Die Verschwornen waren jedoch durch ihre Harnische geschützt. Alcantara, der Halbbruder Pizarros, fiel todt zu seinen Füßen nieder; Pizarro selbst wurde am Halse tödtlich verwundet, sank nieder und hauchte seine schwarze Seele aus.

Dieses ist die Geschichte der Eroberung Perus. Eine

Kette von Grausamkeit, Treulosigkeit, Meineid und Verrath. Mord strafte den Mord, Aufruhr den Aufruhr, und Rebellion die Empörung. Schwerlich hat die Geschichte, außer der römischen Kaisergeschichte, eine ähnliche Kette von Gräuelthaten aufzuweisen, als diese ist, welche die Eroberung Perus begleitete, aber auch schwerlich einen wildern Charakter, als den des Pizarro. Man mag seine wilde Tapferkeit preisen so viel man will; der gänzliche Mangel jeglicher Tugend kann uns unmöglich mit seiner Schandthat versöhnen. Wenn wir an einem Cortez wenigstens seine Großmuth, Uneigennützigkeit und sein großes Regiertalent zu rühmen im Stande sind; so sehen wir dagegen in Pizarro bloß den rohen Vernichter, denn er that nichts, um wieder herzustellen; verstand nicht, durch Tugenden zu versöhnen, und seine Regierung war die Grundlage einer Anarchie, die bis heute noch nicht gänzlich gedämpft ist. Nur sein Tod versöhnt einiger Maßen die rächende Nemesis, und mildert den Fluch, der auf seinem Andenken lastet.

6. Gleichzeitige Entdeckungen in Peru.

Die unersättliche Habgierde und der unlöschbare Durst nach Ruhm erlaubten den Spaniern nicht, auf ihren Lorbeeren auszuruhen. Wie schon oben erwähnt, ward nach Almagros Besiegung zu verschiedenen Streifzügen in die Umgegenden Anstalt getroffen. Verschiedene Officiere, denen Ferdinand Pizarro Kommando anvertraute, drangen in verschiedene Gegenden vor, und entdeckten eine Menge neuer Länder. Die hohen Anden, die undurchdringlichen Wälder, die heißen und morastigen Ebenen, machten ihre Entdeckungen äußerst beschwerlich, eröffneten ihnen aber demungeachtet verschiedene Länder, welche ihre Herrschaft erweiterten. Die merkwürdigsten dieser Züge sind folgende.

Pedro de Valdivia drang auf dem Wege Almagros in Chili ein. Die Eingebornen vertheidigten mit dem rühmlichsten Heldenmuthe ihr Vaterland, konnten aber, trotz ihrer aufopfernden Tapferkeit, nicht verhindern, daß Valdivia bis

zum Biobio vordrang, und den Grund zur Stadt St. Jago legte. Dieses war der erste Grundstein spanischer Herrschaft in Chili. Indessen wurde der Widerstand der Eingebornen um so entschlossener, je weiter die Spanier nach Süden vordrangen. Plötzlich kamen 4000 Mann Araukanier über den Biobio, hielten bei Koncepcion, das Valdivia gegründet hatte, die erste Musketensalve der Spanier aus, stürzten sich sodann mit Wuth auf die spanische Linie, und fochten mit unerschütterlichem Muthe, bis ihr Anführer Aittavatu fiel. Sie zogen sich hierauf in so guter Ordnung zurück, daß die Spanier es nicht mehr wagten, sie zu verfolgen. Man fing zum ersten Male an, die Amerikaner zu fürchten. Koncepcion wurde nun befestigt, und als das folgende Jahr Verstärkung aus Peru anlangte, drang Valdivia über den Biobio in das Land der bis heute noch unbesiegten Araukanier ein. Das tapfere Volk zog sich zurück, ließ die Spanier drei Städte, Imperial, Vilarua und Valdivia, bauen, so wie auch drei Festungen gründen. Stolz auf diese Fortschritte baute er in der Provinz Enkol eine andere Stadt, und nannte sie die Grenzstadt, was auch ihre Trümmer im buchstäblichen Sinne wurden; denn nie erstreckte sich die spanische Herrschaft über sie hinaus. Da brachen plötzlich die Araukanier unter ihrem alten Toqui Kaupolician hervor, eroberten die Festungen Arauko und Tukapel, und erwarteten auf ihren Trümmern die Spanier. Zwar wandte sich der Sieg auf die Seite der Letztern, aber ein Theil der Spanier war bereits niedergehauen, und die fliehenden Araukanier wurden plötzlich durch einen jungen Helden Lautaro wieder ins Gefecht geführt. Die Wuth des Angriffes konnten die Spanier nicht mehr ertragen; sie wurden gänzlich geschlagen, Valdivia gefangen, und die Spanier bis auf den letzten Mann niedergemetzelt. Nur zwei Indianer erreichten Koncepcion mit der Nachricht, daß die Spanier vernichtet seyen.

Der gefangene Valdivia flehte nun demüthig um sein Leben, und versprach, mit seinen Spaniern Chili auf immer zu räumen. Der edelmüthige Toqui war auf Fürbitte des groß-

herzigen Lautaro geneigt, diese Bitte zu gewähren, als ein alter Häuptling sich Valdivia unversehens näherte, und ihm mit seiner Keule den Kopf zerschmetterte. Dieß war das erste Mal, daß die Spanier durch die Eingebornen in offener Feldschlacht ihre Verwegenheit durch gänzliche Niederlage büßten. Die Araukanier wurden nie besiegt.

Ein zweiter höchst merkwürdiger Kriegszug war der des Gonsalez Pizarro. Franzesco Pizarro hatte Benalcazar seines Kommandos in Quito beraubt, und dasselbe seinem Bruder Gonsalez eingeräumt, mit dem Befehle, an der Ostseite der Anden Eroberungen zu versuchen. Die Indianer hatten nämlich den Ostabhang der Andes als reich an Gewürzen und Zimmt geschildert. Wahrscheinlich hatten sie unter Zimmt die Chinarinde verstanden. Gonsalez gab keinem seiner Brüder an Muth und Entschlossenheit etwas nach, und freute sich, eine Gelegenheit zu erlangen, diese Eigenschaften an den Tag zu legen. Er nahm daher 340 Soldaten, die zur Hälfte beritten waren, zu sich, und zog, von 4000 indianischen Trägern mit Lebensmitteln begleitet, von Quito aus. Der Zug dieser kühnen Menschen über den steilen Ostabhang und durch die Schluchten der Andes war eben so gefahrvoll als beschwerlich. Die meisten unglücklichen Indianer kamen theils vor Kälte, theils vor Beschwerde und Mühseligkeiten, deren sie ungewohnt waren, um. Die Spanier selbst litten außerordentlich viel, und verloren eine Menge ihrer Leute. Sie langten zwar endlich in den feuchtwarmen Waldebenen des Marañongebietes an, fanden aber hier kein Peru zu plündern. Das Land wurde von den rohesten und indolentesten Stämmen Amerikas bewohnt. Es war ein undurchdringlicher Sumpfwald, der es noch ist; Mangel an Lebensmitteln trat ein, jeder Schritt vorwärts mußte mit unsäglicher Mühe gebahnt werden, da man die dicksten Sumpfgebüsche durchhauen mußte.

Alle diese entsetzlichen Schwierigkeiten konnten den standhaften Muth der Spanier nicht ermüden. Mit einer Ausdauer, welche die Grenzen menschlicher Kraft erforscht, rangen die küh-

nen Abenteurer, von Golddurst gelockt, bis an den Rio-Napo vor. Hier wurde mit unsäglicher Mühe eine Barke gebaut, mit 50 Spaniern bemannt, und ihre Führung dem Franz Orellana anvertraut. Man erwartete, daß diese Barke die wichtigsten Dienste leisten sollte, da man mittelst derselben über Ströme setzen, und so das Land erforschen wollte. Die damalige Zeit war jedoch eine Zeit der Abenteuer und mährchenhaften Unternehmungen. Orellana sah sich nicht so bald auf dem Strome schwimmen, als er seine Pflicht vergaß, seinen Anführer treulos verließ, und hingerissen von der Begierde nach außerordentlichen Leistungen, den Marañon hinabfuhr. Mit einer Waghalsigkeit ohne gleichen, und einem verbrecherischem Muthe, schiffte dieser Mensch ohne Proviant, ohne Kompaß, ohne einen Lootsen, in einem rohgearbeiteten Fahrzeuge, auf dem 2000 Seemeilen langen Riesenstrome hinab. Er fand nichts als Wildnisse auf Wildnisse folgen. Seinen Unterhalt mußte er, bald rechts, bald links landend, von den sanften Stämmen erbetteln, von den rohen rauben. Nach einer langen Reihe von Beschwerden und Gefahren erreichte er am 26. August 1541 die Mündung des Marañon. Er hatte sich auf dem Rio-Napo Anfangs Februar desselben Jahres eingeschifft. Das Weltmeer bot neue Gefahren dar. Orellana überwand auch diese, und gelangte, an der Orenokomündung vorbei, nach Kubagua, von wo er sich nach Spanien einschiffte. Theils sein Verbrechen zu bedecken, theils seinen Ruhm zu erhöhen, schmückte er seine Reisebeschreibung mit einer Menge Fabeln aus. Er gab vor, Nationen entdeckt zu haben, deren Reichthum so ungeheuer wäre, daß sie die Dächer ihrer Tempel mit Gold bedeckten, und ihre Häuser mit diesem edlen Metalle schmückten. Dadurch entstand das berühmte El Dorado, welches bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts von den spanischen Abenteurern gesucht wurde. Unter vielen Zügen nach dem Goldlande ist der letzte, von dem man Kunde hat, derjenige, welchen Franzesco Solano im Jahre 1754 in die Waldgegenden des Oberorenoko unternahm. Ein anderes Mährchen war das, welches Orellana von einer

Amazonen-Republik, aus lauter Weibern bestehend, erzählt. Diese mächtige Republik, die nachmals oft gesucht wurde, gab Veranlassung zu den neuen Amazonen, und verwandelte den Namen des Marañon in den des Amazonenstromes. Die Mährchen haben zwar ihren Kredit verloren, aber Orellana bleibt demungeachtet derjenige, welcher den Amazonenstrom zuerst hinabfuhr.

Wer schildert jedoch das Entsetzen des Gonsalez Pizarro, als er an der Mündung des Rio-Napo anlangte, und Orellana nicht vorfand. An eine so grausame Treulosigkeit konnte er unmöglich glauben. Er meinte daher, entweder sey Orellana ein Unglück zugestoßen, oder irgend ein anderer Zufall habe ihn verhindert, seine Verbindlichkeit zu erfüllen. Pizarro drang daher eine Zeit lang die Ufer des Marañon hinab, und hoffte immer, die Barke mit Lebensmitteln beladen erscheinen zu sehen. Ein Officier Orellanas, von diesem ausgesetzt, damit er in der Wüste verschmachte, weil er sich Orellanas Treulosigkeit widersetzt hatte, wurde endlich aufgefunden, und nahm Pizarro jede Hoffnung eines günstigen Erfolges. Die Lage war verzweifelt. Die ganze Mannschaft wollte zurückgeführt werden, und Pizarro konnte sich nicht widersetzen. Der Rückzug war furchtbarer als das Vordringen. Sie aßen Wurzeln, verzehrten ihre Pferde, ihre Hunde, endlich alles Lebendige, des sie habhaft werden konnten; zuletzt sogar ihre Degengehänge und jedes Gewürme und Geschmeiß, das ihnen vorkam. Zwei Jahre nach ihrem Auszuge aus Quito langten von den 4000 Indianern und 340 Spaniern, 80 Gespenster, ausgehungert und nackt in Quito an. Man war in das Innere Südamerikas vorgedrungen, hatte bedeutende Entdeckungen gemacht, aber alles, bis auf Haut und Knochen, verloren.

7. Das Ende der Pizarro.

Pizarro kehrte eben zurück, um Zeuge der Anarchie in Peru zu seyn, und zu sehen, wie sein Bruder einige Monate darauf ermordet wurde. Die Anhänger Almagros erhoben

nun ihr Haupt, rächten sich durch Plünderung, die sie selbst früher erfahren hatten, an den Anhängern Pizarros, und setzten den jungen Almagro als Statthalter ein. Indessen hatte letzterer, trotz dem, daß sich bald 800 Veteranen unter seine Fahne sammelten, doch eine mächtige Partei in den Anhängern Pizarros gegen sich. Es zeigte sich besonders zu Kuzko wenig Geneigtheit, die Autorität des jungen Almagro anzuerkennen. Da landete nach einer schwierigen Fahrt Vaca de Castro in der Provinz Popayan, und langte nach einem beschwerlichen Marsche in Quito an. Da er Franz Pizarro todt fand, so zeigte er, seinen Verhaltungsbefehlen gemäß, seine Bestallung als Statthalter von Peru vor. Er wurde sogleich von Benalcazar, Statthalter in Popayan, anerkannt; eben so fügte man sich in Quito den königlichen Befehlen. Vaca de Castro war aber einer von den Männern, welche die Natur zum Herrschen bestimmt hat. Bald hatte er die wichtigste Partei im Lande auf seiner Seite, und konnte getrost Almagro entgegenrücken. Dieser junge Mensch von großem Talente und vieler Bildung zeigte die seinem Alter eigene Unklugheit, und anstatt sich auf die Ansprüche seines Vaters zu beschränken, wagte er es, dem königlichen Statthalter zu widerstehen. Vaca de Castro war seinem Gegner an Erfahrung und Recht weit überlegen. Er bewerkstelligte seine Vereinigung mit Alvarado, steckte die königliche Fahne auf und zog ins Feld. Der friedliche Kanzleimann zeigte sich hier als besonnener und tapferer Feldherr. Am 16. September 1542 kam es abermals zur Bürgersschlacht. Almagro wurde geschlagen, 40 Gefangene wurden als Empörer enthauptet, viele aus Peru verbannt, der unglückliche Almagro von einem seiner Officiere verrathen und zu Kuzko öffentlich enthauptet. Mit ihm erlischt der Name Almagros in der Entdeckungsgeschichte. Beide, Sohn und Vater, waren eines bessern Schicksals werth.

Um diese Zeit dachte man in Spanien ernstlich darauf, die Oberherrschaft über die amerikanischen Staaten zu behaupten und zu organisiren. Man wollte die Conquistadores so viel als mög-

lich demüthigen, da zu befürchten stand, daß sie mit der Zeit zu mächtige Unterthanen werden würden. Zudem waren sie meist Leute gemeiner Herkunft, deren Reichthum und Größe der stolze Adel des stolzen Spaniens mit bitterer Eifersucht betrachtete. Es wurden daher, freilich nicht mit dem besten Rechte, Gesetze zur Einschränkung der Conquistadoren erlassen. Nun hatte aber die Regierung zur Eroberung bloß durch werthlose Papiere und Privilegien mitgewirkt. In diesen aber, außer dem königlichen Fünftel von den edlen Metallen und der Oberherrschaft, sich nichts vorbehalten. Es ist also allerdings wahr, daß die neuen Gesetze, welche den Eroberern den größten Vortheil ihrer Eroberungen entziehen wollten, keinen erklecklichen Rechtsgrund aufzuweisen hatten. Der Unwille gegen dieselben brach daher sowohl in Mexiko als Peru aus. In Mexiko mußte Milderung eintreten, und man beruhigte sich; in Peru brach offenbare Erbitterung aus. Man beklagte sich nicht mit Unrecht über den Undank des Hofes, die Zweideutigkeit der neuen Gesetze, und das Unrecht, das man an ihnen beging. Alles war bereit zum Ausbruche einer offenbaren Empörung, als Vasco Nunez Vela, der neu ernannte Vicekönig von Peru, seinen Einzug in Lima halten wollte. Vaca de Castro wußte aber durch seine Klugheit und Einsicht die Gemüther zu beruhigen, und dem Vicekönige den Einzug zu verschaffen.

Vela war jedoch der Mann nicht, der in seine Verhältnisse paßte; hoffärtig, aufbrausend und von aller Klugheit entblößt, hielt er sich streng an den Buchstaben des Gesetzes. Schrecken ging vor ihm her; er nahm keine Vorstellungen an, forderte mit übermüthiger Miene Gehorsam, ließ mehre verdienstvolle Männer gefangen nehmen und einige sogar hinrichten, und warf endlich sogar den hochverdienten Vaca de Castro ins Gefängniß. Da brach der allgemeine Unwille los, und von allen Seiten forderte man Gonsalez Pizarro auf, sich an die Spitze der Regierung zu stellen, und der Unterdrückung zu steuern. Einer seiner Brüder schmachtete im Gefängnisse in Spanien; die Kinder des ermordeten Statthalters befanden sich

gefangen am Schiffe des Unterkönigs. Er selbst sah sich zum gemeinen Bürger erniedrigt. Und doch war seine Familie es allein, welche Spanien die herrlichste Besitzung der neuen Welt geschenkt hatte. Es war ein Glück für Spanien, daß Gonsalez Pizarro weder den entschlossenen Geist seines Bruders Franz, noch die Regierungstalente eines Cortez besaß; sicher wäre alsdann ein unabhängiges Königreich in Peru gegründet worden, und Spaniens schon damals sinkende Macht hätte es wahrlich nicht gehindert.

Pizarro kochte Rache, er wankte aber in seinen Entschlüssen, und ging, halbe Maßregeln im Herzen, nach Kuzko. Hier empfingen ihn die Einwohner als ihren Retter. Er sammelte Soldaten, ging wohlgerüstet auf Lima los, wo das Korps des Vicekönigs, welches gegen ihn ausgesandt war, zu ihm überging. Während dem hatte sich auch in Lima eine Revolution ereignet. Der Übermuth des Vicekönigs hatte alle Schranken durchbrochen; die königlichen Gerichtshöfe selbst weigerten sich zuletzt, seiner Willkür zu dienen, und am 18. September 1544 wurde er, den sogar seine Leibwache verlassen hatte, in seinem Pallaste verhaftet, und bis man ihn nach Spanien zurücksenden konnte, auf einer wüsten Insel verwahrt.

Nach der Verhaftung des Vicekönigs befahl scheinbar der Gerichtshof zu Lima, daß Pizarro seine Truppen entlassen, und als Privatmann nach Lima kommen sollte. Dieser hatte jedoch an der Spitze von 1200 Spaniern eben nicht Lust, sich einem solchen Ansinnen zu fügen. Nach einigen vergeblichen Unterhandlungen rückte er mit seinem vornehmsten Rathgeber Carvajal nächtlicher Weile in Lima ein. Die mächtigsten Gegner Pizarros wurden verhaftet und ohne weiteres aufgehängt. Dieser aber ließ sich am nächsten Morgen durch den Audienzhof in Lima, im Namen des Kaisers die Bestallung als Statthalter von Peru, mit Civil- und Militärgewalt ausfertigen. So den Schein der Rechtmäßigkeit beobachtend, hielt er in Lima einen prachtvollen Einzug. Pizarro war jedoch zu ungeschickt, als daß seine Regierung hätte gedeihen können. Nach Art der

Usurpatoren führte er ein Schreckensregiment ein, und erregte sich dadurch mächtige Feinde. Man widersetzte sich ihm offenbar, und das Schiff, worauf der gefangene Vicekönig sich befand, empörte sich, ließ den Vicekönig frei, und segelte mit ihm nach Tumbez. Er fand sogleich einen gewaltigen Anhang, und Diego Centeno, der Unterstatthalter von Charkas, schlug sich, nach Ermordung einiger Anhänger Pizarros, zum Vicekönig. Nunez de Vela hatte auch Benalcazar auf seiner Seite, und brachte mit dessen Hülfe bald eine, für das damalige Amerika bedeutende Macht zusammen. Pizarro zog ihm mit starker Streitmacht entgegen; man traf sich zu Quito, welches Vela sogleich räumte. Beide Armeen zogen noch durch mehre Monate hin und her, da Vela einer Schlacht immer auszuweichen suchte. Am 18. Januar 1546 kam es in den Ebenen von Quito zur Schlacht. Der Vicekönig wurde gänzlich vernichtet, und blieb nach heftiger Gegenwehr, nebst seinen Anhängern, todt auf dem Wahlplatze liegen. Pizarro zog aber triumphirend in Quito ein.

Von den Grenzen von Popayan bis Chili war Pizarro unumschränkter Herr. Seine Flotte unter dem ihm ganz ergebenen Pedro de Hinojosa behauptete die Südsee, bemächtigte sich Panamas, und besetzte auf der entgegengesetzten Seite der Landenge Nombre de Dios. Es war ein Glück für Spanien, daß Pizarros gemeine Seele keines großartigen Entschlusses fähig war, sonst war Peru für immer verloren. Carvajal unterließ zwar nicht, Pizarro an seine Lage zu erinnern, ihn vor den halben Verbrechen zu warnen, und alle Gründe zu Gemüthe zu führen, die Pizarro bestimmen mußten, sich zum Herrn von Peru zu machen. »Sie haben,« schreibt er, »ungeachtet der Kaiser einen andern dazu ernannt hat, sich die höchste Gewalt im Lande angemaßt. Sie sind gegen die königliche Fahne zu Felde gezogen, haben den Stellvertreter ihres Landesherrn öffentlich angegriffen, geschlagen und enthauptet. Schmeicheln sie sich nicht, daß der Monarch diese Verletzung seiner Würde verzeihen werde, oder daß eine herzliche

und aufrichtige Aussöhnung möglich sey. Hüten Sie sich daher, ihr Schicksal von der Gunst eines dritten abhängig zu machen. Säumen Sie nicht, sich die Oberherrschaft über ein Land zuzueignen, zu welchem ihre Familie ein Recht hat, das sich auf Entdeckung und Eroberung gründet. Es steht bei Ihnen, durch freigebige Austheilung von Gütern und Indianern, durch Stiftung von Ehrenämtern und adeliger Stände, um die man sich in Europa so eifrig bewirbt, alle Spanier auf ihre Seite zu bringen. Stiften Sie Ritterorden mit Vorrechten und Ehrenzeichen, wie in Spanien, so werden sie die Officiere in ihrem Dienste auf eine Art belohnen, die ihren Begriffen gemäß ist. Bestreben Sie sich aber, nicht nur ihre Landsleute, sondern auch die Eingebornen zu gewinnen. Heirathen Sie die Koya, oder Tochter der Sonne, welche das nächste Erbrecht auf die Krone hat, so werden Sie die Eingebornen durch die Ehrfurcht, welche Sie für das Geblüt ihres ehemaligen Landesherrn hegen, an Ihre Autorität fesseln. Es wird Ihnen sodann leicht werden, an der Spitze der Spanier und der Eingebornen jeder Macht Trotz zu bieten, und jedes Geschwader zurück zu treiben, welches Spanien in so entfernte Gegenden senden könnte.« Wir sehen, daß es Pizarro wenigstens nicht an guten Rathgebern fehlte, denn Carvaials Rath wurde durch den sehr klugen und gelehrten Cepeda unterstützt.

Glücklicher Weise war Pizarros Seele keines erhabenen Gedanken fähig. Statt den Rath anzunehmen, wozu ihm Lust und Begierde keineswegs mangelte, wollte er lieber mit dem spanischen Hofe unterhandeln, und von da die Bestätigung seiner Autorität zu erhalten suchen. Er sandte daher einen angesehenen Officier nach Spanien ab, um dem Kaiser Bericht zu erstatten, und seine Bestätigung in der Statthalterschaft zu erwirken. Er glaubte dieses entweder von dem guten Willen, oder der Furcht des Kaisers erlangen zu können.

Pizarro überließ sich nun zu Quito sinnloser Schwelgerei und aller Ausschweifung, zu der ihn seine gemeine Natur hinzog. Zu Madrid aber empfand man die ganze Wichtigkeit

der Umstände, und erwog mit ängstlicher Umsicht die Mittel, wie die Autorität des Kaisers in Peru wieder hergestellt werden könne. Man war nicht im Stande, eine Kriegsmacht auszurüsten, welche Pizarro die Spitze bieten konnte; eben so wenig wußte man einen Weg, auf welchem nach Peru zu gelangen sey. Alle Zugänge zur See waren von Pizarro besetzt, und zu Lande von Venezuela aus durch Neugranada nach Peru zu gelangen, war ganz unmöglich. Man nahm also seine Zuflucht zur Gelindigkeit und Schlauheit, und wählte zu dem Ende die geeignetste Person, die in ganz Spanien zu finden war. Pedro de la Gasca wurde zu dem Ende ausersehen, um den schwierigen Auftrag zu vollziehen, Peru zum Gehorsam zurück zu führen. Er übernahm den Auftrag, nahm aber weder hohe Titel, noch eine Armee mit sich, sondern begnügte sich mit dem bescheidenen Namen eines Präsidenten des Audienzhofes zu Lima. Er nahm auch kein anderes Gefolge zu sich, als dasjenige, welches einem bescheidenen Geistlichen geziemt. Auf ausdrücklichen Willen des Kaisers wurden ihm die ausgedehntesten, beinahe souveränen Vollmachten ertheilt, und er schiffte sich, trotz seines vorgerückten Alters und seiner schwächlichen Gesundheit, nach der neuen Welt ein. Ein Geschwader mit Waffen und Mannschaft hätte man sowohl zu Nombre de Dios, als zu Panama zurückgewiesen; aber der alte, schwächliche, anspruchlose Gasca erregte keinen Verdacht. Sein sanftmüthiges Betragen, seine geistliche Demuth, die Bescheidenheit seiner Ansprüche, so wie sein leutseliges Wesen, öffnete ihm alle Herzen. Er erklärte, nicht als Rächer, sondern als Friedensapostel erschienen zu seyn. Er wolle nur versöhnen, verzeihen, wieder herstellen, übereilte Gesetze widerrufen, und den Würdigen und Wohlverdienten Belohnungen sichern. Da die königliche Gewalt in diesem Kleide der Sanftmuth auftrat, so gewann sie um so leichter Anhang, als sie auf diese Art mit der brutalen Gewalt Pizarros sehr vortheilhaft kontrastirte.

Die Officiere Pizarros fingen sich bereits an, mit Ausnahme der Schuldigsten, auf Gascas Seite zu neigen, als

Pizarro, wie alle gemeinen Verbrecher, gänzlich den Kopf verlor. Er, der nicht den Muth gehabt hatte, in dem Augenblicke, da sein Glücksstern kulminirte, nach der Krone zu greifen, war jetzt dumm genug, die angebotene Amnestie zu verwerfen, und sich dem Präsidenten zu widersetzen. Ja er war unsinnig genug, Abgeordnete nach Spanien zu senden, um die Bestätigung seiner usurpirten Statthalterschaft auf Lebenszeit zu erhalten. Zudem gab er dem Befehlshaber seiner Flotte und Statthalter von Panama, Hinojosa, Befehl, Gasca entweder mit Geld zu bestechen, oder durch Meuchelmord und Gift aus dem Wege zu räumen; vor dem Morde scheute er sich nicht. Es hatten sich bereits über 6000 Spanier in Peru niedergelassen, an ihrer Spitze hielt er sich für unüberwindlich, denn in seiner blinden Sicherheit dachte er nicht daran, daß sich der Geist des Abfalls unter ihnen einschleichen könnte. Das tollkühne Betragen des Wüstlings enttäuschte die vorsichtigen Spanier, und sie fanden es gerathen, ihre Sachen bei Zeiten von den seinigen zu trennen. Hinojosa erklärte sich für den Präsidenten, die Flotte ging zu ihm über, und sogar die von ihm nach Spanien Abgeordneten fielen von ihm ab.

Wüthend über diese Nachricht, entschließt sich Pizarro, feindselig gegen Gasca zu handeln, und zog mit 1000 Mann dem Präsidenten im Frühjahre 1547 entgegen. Gasca fand sich aber jetzt schon stark genug, selbst eine Flotte und Mannschaft nach Peru zu senden. Hier trat Centeno aus seinem Schlupfwinkel hervor, sammelte seine alten Gefährten und überrumpelte Kuzko. Pizarro wendet sich nun in Verzweiflung gegen diesen neuen Feind, sieht sich aber bald von einem Theil seiner Truppen verlassen, und wüthet nun schrecklich gegen jeden, der ihm verdächtig scheint. Bald blieben ihm nur diejenigen übrig, welche, als Theilnehmer an seinen Schandthaten, auf keine Verzeihung rechnen durften. Mit ihnen schlug er am 20. Oktober 1547 Centeno aufs Haupt, und vernichtete in dem blutigsten Treffen, das bisher geschlagen worden war, den doppelt so starken Centeno. Außer einer unermeßlichen Beute

war das wieder hergestellte Vertrauen in seine Feldherrntalente die Folge davon. Indessen war Gasca selbst in Peru gelandet, und Lima hatte sich für ihn erklärt. Noch einmal wäre es für Pizarro Zeit gewesen, an der Spitze von 1000 Mann die allgemeine Amnestie, welche ihm von Gasca am 29. Dezember angeboten wurde, anzunehmen. Sein in der That guter Engel Carvajal rieth ihm dringend dazu, aber seine rohe Seele wußte weder den Augenblick der Herrschaft, noch den der Unterwerfung zu benutzen. Gasca ward mit seinem Antrage abgewiesen.

Beide Parteien rüsteten sich nun zur Schlacht; der Präsident rückte mit 1600 Mann gegen Kuzko vor. Am 9. April 1548 standen beide Heere einander gegenüber. Carvajal, dieser talentvolle Rebell, hatte seine Schlachtlinie vortrefflich geordnet. Sie glänzte von Silber, Gold und Seide. Gasca dagegen stand gegenüber als Erzbischof von Lima. Die Bischöfe von Quito und Kuzko marschirten mit einer langen Reihe von Geistlichen durch die Fronte, und ertheilten den Truppen ihren Segen. Jeden Augenblick ward der Angriff erwartet. Da gab Cepeda seinem Pferde die Sporn, und sprengte zu Gasca hinüber. Garcilasso de la Vega folgte mit andern Officieren seinem Beispiele. Die bestürzten Truppen Pizarros sahen was geschah, ihr Muth war erschüttert, ihr Vertrauen vernichtet, und die meisten gingen zum Feinde über. Pizarro und Carvajal sah sich mit wenigen Officieren verlassen; bestürzt rief er aus: was ist nun zu thun? »Laßt uns in des Feindes dichteste Reihen sprengen, und nach Römerart sterben;« rief einer der entschlossensten. Allein dazu hatte ein Pizarro keine Seele. Carvajal wollte entrinnen, wurde aber gefangen; Pizarro wurde am folgenden Tage enthauptet. Er starb mit mehr Würde, als er gelebt hatte. Carvajal wurde vor das Gericht gestellt, und vertheidigte sich nicht. Als ihm verkündigt wurde, daß er gehenkt werde, antwortete er: »man kann nur einmal sterben,« und ging lachend zum Tode. Cepeda, der früher seinen Kaiser, später seinen Freund verrathen hatte,

erntete die gehoffte Belohnung nicht. Er wurde zwar nicht am Leben gestraft, aber gefangen nach Spanien abgeführt, wo er im Gefängnisse starb.

Dieses war das schauerliche Ende der Pizarros. Ihre rohen, aber kräftigen Seelen, ohne Würde und ohne Adel, haben zwar Spanien die großen Dienste der Entdeckung und Eroberung Perus geleistet; dieses wichtige Verdienst schrumpft jedoch durch ihren moralischen Unwerth zu einer Winzigkeit ein. Sie haben dafür ein blühendes, unschuldiges Reich vernichtet, und das Blut vieler tausend glücklicher Menschen vergossen. Sie haben ihre Herrschaft durch die ruchloseste Tyrannei befleckt, Bürgerkriege angefacht, und den eroberten Boden statt anzubauen, mit dem Blute ihrer Landsleute gedüngt. Endlich griffen sie zur offenbaren Rebellion gegen ihren Landesherrn, in welcher sie auch den gewöhnlichen Untergang fanden. Mit ihrem Leben ging auch ihr Ruhm unter, und die Geschichte, indem sie ihrer wilden Tapferkeit und Kühnheit Gerechtigkeit widerfahren läßt, verdammt sie als Ungeheuer zur ewigen Schande.

Gasca bediente sich seines Sieges mit der Mäßigung eines Weisen; nur wenige der größten Verbrecher wurden am Leben bestraft, die gefährlichen wurden entfernt. Man suchte alles zu beruhigen, indem man die Getreuen belohnte, und die zweifelhaften und unruhigen Köpfe zu neuen Unternehmungen anreizte. So haben wir schon oben gehört, wie Pedro Valdivia in Chili seinen Untergang fand. Centeno wurde die Erlaubniß ertheilt, am la Platastrome Eroberungen zu machen; Benalcazar vollendete die Eroberung von Neugranada, wo er sich ein bedeutendes Gouvernement gründete, Reichthümer erwarb, und seine Tage in der Stille eines ruhigen Landmannes zubrachte. Er war 1536 in die Provinz Popayan gedrungen, hatte die umliegenden Nationen unterjocht, und die Stadt Popayan gegründet. Ferner begab er sich nach Kali, wo er ebenfalls eine Stadt gründete. Eine dritte Stadt wurde von demselben Eroberer unter dem Namen St. Fe de Antioquia erbaut. Mit außerordentlichem Glücke unterwarf er nach und nach die

ganze Hochebene von Neugranada, und war so glücklich, bis an das karaibische Meer vorzudringen. Durch seine Bemühung hatten nämlich die Spanier die Quellen des Magdalenenflusses entdeckt, und waren auf diesem Flusse bis in das Meer vorgedrungen. Auch der an edlen Metallen so reiche Landstrich Choko wurde von ihm besucht.

Die Bewohner von Neugranada waren keineswegs Wilde, sondern theilten die Civilisation Perus und seine Einrichtungen mit einiger Verschiedenheit. In Neugranada war nämlich die weltliche Gewalt von der geistlichen getrennt, während in Peru der Inka geistliches und weltliches Ansehen in seiner Person vereinigte. Auch standen die Neugranadaer in Bezug auf Industrie auf einer niedrigern Kulturstufe als die Peruaner. Im Ganzen läßt sich jedoch der gleichartige Ursprung peruanischer und neugranadischer Kultur nicht verkennen. Der Gottesdienst dieser Länder war reiner Sonnendienst, und sowohl in Peru als Neugranada wurde die Sonne als Mutter des Lebens angebetet und verehrt. Im Grunde war dieses derselbe Fall auch in Mexiko, und der gemeinsame Ursprung der ganzen westamerikanischen Civilisation läßt sich wohl schwerlich verkennen. In Mexiko hatte jedoch der einfache Sonnenkultus eine höchst verabscheuenswerthe Gestalt angenommen, und wenn man die abscheulichen Grausamkeiten, deren sich die mexikanische Priesterschaft schuldig gemacht hat, erwähnt, so kann man das tragische Ende durch Cortez eben nicht sehr bedauern. Dasselbe ist aber nicht in Peru der Fall, denn hier war der Sonnendienst in der That höchst einfach und unschuldig, und sowohl in Peru als in Quito und Neugranada wurden der Gottheit nur Gebete, Gehorsam und Weihgeschenke dargebracht. Der blutgierige Fanatismus der mexikanischen Priesterschaft war hier etwas durchaus Unbekanntes, und ihre Unterwerfung sowohl unter spanische Hoheit, als unter die mildern Gesetze des Christenthums, hätte daher allerdings ohne jene Gräuel, deren sich Pizarro schuldig machte, vor sich gehen können. In Mexiko wäre man vielleicht ohne Strenge nicht wohl zum Ziele gelangt, denn der Mensch

hängt leider, in Folge der in ihm so häufig vorkommenden Widersprüche, immer mit desto größerem Eigensinne an seinem Vorurtheil, je schädlicher ihm dieselben sind, je mehr er ihnen opfern muß, und je geringer die Vortheile sind, welche sie ihm gewähren.

Durch die Bemühungen, Gewaltthätigkeiten und den fanatischen Muth der Conquistadoren waren zur Zeit, als Pizarro enthauptet wurde, alle Kinder der Sonne in Peru, einem Theile von Chili, Quito und Neugranada der spanischen Herrschaft unterworfen. Nachdem die Empörer unter den Spaniern selbst gebüßt hatten, blieb daher ihr Raub gleichsam als rechtmäßiges Erbtheil der Krone Spaniens zurück. Ein besonderes Glück, und eine in der ganzen Geschichte der Menschheit beispiellose Begünstigung der Vorsehung wachte über Spaniens Größe, indem einer der weisesten Männer seiner Zeit sich zufälliger Weise im entscheidenden Augenblicke an der Spitze der peruanischen Geschäfte in Peru befand. War ein unbesonnener Mensch, wie der Vicekönig de la Vela, daselbst, so konnte sich unter den kühnen Eroberern und rauhen spanischen Kriegern gar bald ein Abenteurer finden, der mit mehr Klugheit und Talent, als der dummdreiste Pizarro begabt, sich der Herrschaft Perus für immer bemächtigte. Glücklicher Weise hatte aber Hieronymus Gasca eben so viel Mäßigung und Sanftmuth im Glücke, als er Festigkeit und Klugheit in seiner Ohnmacht bewies. Er befleißigte sich, Zutrauen unter denen zu erwecken, die bisher seine Gegner waren, und gewann sie um so entschiedener für sich. Durch Besiegung der Rebellen und Konfiskation ihres Eigenthums wurde eine solche Masse von Gütern erledigt, deren Einkünfte die ungeheure Summe von zwei Millionen Pesos jährlich betrugen. Gasca, als unumschränkter Herr über diese Güter, eignete sich selbst nicht das geringste zu. Er unternahm vielmehr das schwierige Geschäft, diese Güter unter die verdienstvollsten Krieger, die ihn umgaben, zu vertheilen. Er hörte die Ansprüche eines jeden mit der größten Geduld an, verfaßte sodann ein Dekret, in welchem er mit der größten Unparteilichkeit die Ver-

dienste eines jedes würdigte, und ihm denjenigen Antheil an Ländereien und Indianern zutheilte, welchen er seinen Verdiensten angemessen erachtete.

Demungeachtet brach ein gewaltiges Murren gegen ihn aus, und nur die außerordentliche Klugheit des de la Gasca war im Stande, einem förmlichen Aufruhr zuvor zu kommen. Ihm gelang es jedoch, die gute Ordnung zu erhalten. Er stellte die Rechtsverwaltungen in allen Theilen seines großen Reiches her, führte Ordnung in die Finanzen ein, stellte das Schicksal der Indianer unter den Schutz weiser Gesetze, sorgte für ihre Unterweisung im Christenthume, und schützte sie vor Vernichtung.

Nachdem dieser große Mann, unstreitig der weiseste Administrator unter allen, welche Amerika vor- und nachher aus Europa empfing, sein Geschäft so schön erfüllt hatte, übergab er die Regierung provisorisch dem Audienzhofe zu Lima, und reiste nach Spanien zurück. Er kam eben so arm als er abgereist war, in seinem Vaterlande an, brachte der Regierung 1,300,000 Pesos mit, hatte ein abgefallenes Königreich wieder erobert, Spaniens Ansehen wieder hergestellt, Millionen verwaltet, und mußte nun bittlich bei der Regierung einkommen, um so viel zu erlangen, daß er seine während seiner Verwaltung gemachten kleinen Privatschulden bezahlen konnte. Es wurde ihm, als Zeichen seiner Würdigung und der Zufriedenheit seines Hofes, das Bisthum von Valencia verliehen, wo er den Rest seines Lebens in ruhiger Stille vollendete.

Fünftes Buch.

Reisen nach dem amerikanischen Mittelmeere und den anliegenden Ländern.

1. Erste Reisen der Europäer auf dem Wege der Entdecker.

Nachdem wir die Hauptscenen aus der Entdeckung und Eroberung Amerikas durch die Europäer in den vorhergegangenen Büchern durch eine gedrängte Darstellung zu würdigen gesucht haben, kehren wir zu der ursprünglichen Behandlungsweise, welche wir uns in diesem Werke vorgesetzt haben, zurück, und werden nun nur die wichtigsten Reisen nach Amerika mit einiger Ausführlichkeit, die minder wichtigen aber kurz und flüchtig behandeln. Durch Columbus und seine Gefährten wurde uns das amerikanische Mittelmeer entdeckt. Cortez und Pizarro drangen, der eine nach Norden, der andere nach Süden, tief in den Kontinent ein. Die Entdeckung der Antillen, Guatimalas, Mexikos, Perus und Neugranadas war dadurch freilich im Ganzen vollendet, d. h. man wußte, daß Amerika mit den angeführten Theilen wirklich vorhanden sey; weiter wußte man aber auch nichts. Es brauchte auch sehr lange, bis einzelne Länder der neuen Welt bekannt, und von Europäern besucht wurden. Man besuchte auch Amerika nach der Entdeckung und Eroberung Mexikos und Perus, nicht mehr um neue Länder zu entdecken, sondern um Schätze heimzuführen. Nur jene Gegenden also, wo edle Metalle ohne große Mühe gefunden werden konnten, wurden der Aufmerksamkeit gewürdigt, und diesem Umstande ist es zuzuschreiben, wenn wir bis auf die neueste Zeit über den größten Theil der durch die Spanier entdeckten Länder Amerikas in völliger Unwissenheit schwebten. Zwar machten die Spanier von dem ersten Augenblicke der Entdeckung an sehr zahlreiche Reisen nach der neuen Welt, aber diese Reisen brachten der Wissenschaft wenig oder gar keinen Gewinn, denn sie brachten nur officielle, bloß der Administration wichtige Be-

richte zurück, oder wenn auch über die Beschaffenheit der Länder etwas verlautete, wurde es sammt den Berichten in den Archiven begraben. Überdieß bewachte die spanische Regierung, besonders nach Karl V. Tode, als die Krone Spaniens von der deutschen getrennt wurde, mit der größten Eifersucht die amerikanischen Besitzungen. Keinem Nichtspanier wurde der Eintritt in die Kolonien gestattet, und selbst am Ende des vorigen Jahrhunderts noch wurde die an Alexander v. Humboldt ertheilte Erlaubniß zum Besuche der spanischen Kolonien als ein wahres Wunderwerk von ganz Europa mit Erstaunen vernommen. Die Nachrichten aus dem amerikanischen Mittelmeere sind daher, bis auf die neueste Zeit, ziemlich sparsam und zum Theil unbedeutend.

Im Jahre 1522 wird Gil Gonsalez Avila genannt. Er besuchte das karaibische Meer, landete an verschiedenen Punkten, und war einer der ersten, welche sich die Erlaubniß Spaniens an ihre Unterthanen, Schiffe nach Amerika auszurüsten, zu Nutze machte. Er überstieg die Gebirge der Landenge und schiffte sich im Busen von Panama ein, von welchem aus er die Küsten des stillen Meeres auf bedeutende Strecken gegen Norden und Süden besuchte.

Gelockt von den Reichthümern, welche die Perlenfischereien an den Küsten von Kumana versprachen, wurde im Jahre 1525 von Marcel de Villalobos eine Kolonie nach Margarita geführt. Diese Kolonie wurde sehr bald außerordentlich blühend, und hob sich zu einem Glanze empor, der sie in der Geschichte der Üppigkeit berüchtigt machte. Die Perlenfischereien waren sehr bedeutend, wurden aber auch auf eine so unsinnige Weise vorgenommen und betrieben, daß die ganze Art beinahe ausgerottet wurde, und vielleicht erst nach mehren Jahrhunderten wieder Ertrag gewähren dürfte. In demselben Jahre machte auch Rodrigo Bastidas einen Versuch, von Hispaniola aus, an den Küsten von St. Marta, eine Kolonie anzulegen, der jedoch sehr unglücklich ablief.

Beinahe um dieselbe Zeit machte Kaiser Karl V. der ihm

befreundeten Familie Welser eine Abtretung in Amerika, indem er ihnen die Küste von Venezuela schenkte. Dieselben säumten auch nicht, davon Besitz zu nehmen, und sandten Kolonien dahin ab, deren Erfolg jedoch nicht der glänzendste war. Die deutschen Kaufleute trugen nämlich die Besitznahme gemietheten Abenteurern auf, und diese hatten keine andere Absicht, als sich zu bereichern. Statt das Land zu kolonisiren, plünderten sie es, und bewiesen wenigstens durch dieses einzige Beispiel genugsam, daß die Amerikaner gar nicht Ursache haben, sich darüber zu beschweren, nicht von Deutschen entdeckt worden zu seyn; denn in der That machten es die welserischen Deutschen in Amerika noch ärger als die Spanier selbst. Nur wenige kehrten von diesen nach Europa zurück, worauf die Spanier von Venezuela wiederum Besitz nahmen. Merkwürdig ist eine Anekdote, die man aus dieser Zeit erzählt. Kaiser Karl hatte nämlich unter andern auch die Erlaubniß ertheilt, mit einer gewissen Anzahl von Schiffen im karaibischen Meere Perlen zu fischen. Die Kolonisten waren jedoch keineswegs geneigt, den Gewinn der Perlenfischerei mit europäischen Abenteurern zu theilen; sie sandten daher die Schiffe der Familie Welser mit der kecken Antwort zurück: daß der Kaiser kein Recht habe, Schätze zu vertheilen, die im Grunde des Meeres lägen, und nicht sein gehörten.

Einige Aufmerksamkeit verdient auch die Reise des Ferdinand Soto, welcher sich verdienten Ruhm dadurch erwarb, daß er das schöne Florida für die Krone Spaniens in Besitz nahm. Noch wichtiger aber war seine Entdeckung des Missisippi, den er weit hinauffuhr, und auf eine bedeutende Strecke hin untersuchte. Es verstummen nun auf einmal alle Nachrichten aus diesen Gegenden, und erst im Jahre 1575 hören wir wieder von einem gewissen Kapitän Oxnam, einem Engländer, der trotz Spaniens Eifersucht in das Mittelmeer Amerikas eindrang, und über die Landenge von Panama nach dem großen Ocean gelangte.

Eben so wenig Interesse gewähren eine lange Reihe von

Fahrten nach den Antillen, welche während eines ganzen Jahrhunderts von Spanien aus jährlich vollbracht wurden. Sie enthalten nichts, was die Geographie jener Länder förderte, und sind mehr eine Geschichte von Unthaten, Meutereien und Raubzügen, als beobachtende Reisen. Die erste Beschreibung aus jenen Gegenden, welche einiger Maßen Aufmerksamkeit verdient, verdanken wir den Engländern Sharp und Wafer, die um das Jahr 1681 in jenen Gewässern kreuzten. Die Engländer suchten sich nämlich, so gut es gehen wollte, für den Verlust der Entdeckung Amerikas zu entschädigen, und neckten daher die Spanier wo sie konnten. Es war daher auch diese Reise mehr ein Seeräuberzug, dem wir aber eine recht gute Beschreibung der Landenge von Darien, der geographischen Lage derselben, ihrer Bewohner, geographischen Beschaffenheit und Produkte verdanken. Besonders war Wafer ein sehr scharfsinniger Beobachter, der über die Indianer die ersten richtigen Beobachtungen macht. Man war nämlich gewohnt, und ist zum Theil noch der Meinung, daß alle Amerikaner kupferroth seyen. Wafer ist der erste, welcher die Mannigfaltigkeit der Hautfarbe unter den Amerikanern bemerkt. Er findet auf dem Isthmus von Darien Menschen von weißer Farbe, und setzt hinzu: daß dieselben schwächlich und für Beschwerden nicht geeignet seyen; sie seyen nicht zahlreich, und ihre Haut besitze nicht die Schönheit der englischen Haut, da ihr die Färbung durch Blut abgehe, und jener röthliche Schimmer fehle, der den Europäer so sehr verschönert. Die Weiße der Bewohner von Darien sey mehr milchweiß, und erstrecke sich bis auf die Haare und Augenbraunen. Auch sey ihr ganzer Körper mit einer Art weißem Flaum bedeckt. Manche Neuere vermuthen, es seyen Kakerlaken gewesen; es wäre jedoch auch möglich, daß es eine Schaar Aussätziger gewesen wäre, denn Kränklichkeit war es auf jeden Fall, was auch die Beschreibung ihrer Schwäche bestätigt.

Dieser Wafer war ein Chirurg, welcher mit Dampier und andern Abenteurern sich dem Seeräuber Sharp angeschlossen hatte. Gleich jenem, trennte er sich, des Räuberhandwerks

überdrüßig, von jenen. Er landete auf der Landenge von Darien, über welche er, nach tausenderlei Gefahren, in das karaibische Meer hinüber drang. Durch längere Zeit verweilte er unter den Indianern, und hatte daher Gelegenheit, ihre Sitten und Denkweise kennen zu lernen.

2. Reisen nach dem amerikanischen Mittelmeere im 17ten Jahrhunderte.

Unter allen Gegenden des spanischen Amerika wurde, wie natürlich, der Eingang dazu, nämlich das Antillenmeer, auf das sorgfältigste bewacht. Wir finden daher auch im 17ten Jahrhunderte noch sehr wenige Nachrichten von Reisenden über diese Gegenden. Zwar besuchte Correal auf seinen weitläufigen Reisen in Südamerika auch die Antillen, aber sein Tagebuch ist nur wenig bekannt, gedenkt auch dieser Gegenden nur im Vorübergehen, da sich seine Reisen hauptsächlich auf Südamerika beziehen. Bei weitem wichtiger sind uns die Nachrichten, welche Pater Feuillée um das Jahr 1707 aus Amerika bringt. Dieser Mann eröffnet gleichsam die Reihe wissenschaftlicher Reisender nach Mittelamerika. Er hatte nämlich schon früher mit Jakob Cassini eine Reise nach der Levante gemacht, um daselbst die geographische Lage einiger Städte zu bestimmen. Seine Wißbegierde trieb ihn nach den noch weniger bekannten Antillen. Er besuchte die französische Niederlassung Martinique und mehre Inseln unter dem Winde, sodann landete er in Porto Bello, untersuchte von da die Küste bis Karthagena, und zeichnete die erste richtige Karte vom karaibischen Meere. Dieser große Gewinn für die Erdkunde verschaffte dem Pater Feuillée die verdiente Anerkennung. Sein Eifer für die Wissenschaften und sein richtiger Verstand machten ihn für Studien solcher Art höchst geeignet. Er kehrte mit Erfahrungen und wissenschaftlichen Schätzen nach Frankreich zurück, wo er zum Mathematiker des Königs ernannt wurde. Mit königlichen Empfehlungen und Instrumenten ausgerüstet, wurde er abermal ausgesandt, um im Auftrage des Königs von Frankreich die Küsten von Peru

und Chili aufzunehmen. Er ging über Buenos-Ayres nach Conception an der Küste von Chili, wurde daselbst vom Statthalter freundlich aufgenommen, und gelangte nach Lima; besuchte von hier aus die Insel Noronha, wurde aber von seinem Könige als Direktor der Sternwarte zu Marseille nach Hause gerufen. Sein Tagebuch ist besonders für die mathematische Geographie von Bedeutung.

Seit vielen Jahren war bereits Amerika entdeckt, und beinahe alle seefahrenden Nationen hatten sich daselbst etablirt; dennoch war manche der schönsten Gegenden nicht nur unbeachtet, sondern sogar verachtet. Louisiana nimmt darunter gewiß nicht den letzten Platz ein. Heut zu Tage wird es als eine köstliche Perle im nordamerikanischen Staatenbunde betrachtet, und ist es auch. In früherer Zeit achtete man jedoch sehr wenig darauf, und erst im Jahre 1700 fangen die Franzosen an, sich daselbst einheimisch zu machen. Wäre diese Nation überhaupt geeignet, Kolonien anzulegen und blühend zu machen, so hätte sie in Louisiana allerdings Gelegenheit gehabt, daselbst einen sehr mächtigen Staat zu gründen. Aber etwas Gutes hat diese Nation, wodurch sie der Welt schon auf mannigfache Weise genützt hat; sie flammt nämlich schnell auf, und ist in solchen Momenten zu den schwierigsten Unternehmungen geneigt, indem sie dabei mehr auf Ruhm als Vortheil sieht. So geschah es unter Ludwig XIV., daß Iberville 1699 nach Amerika zur Erforschung des Missisippi abgeschickt wurde. Ein kanadischer Edelmann hatte nämlich die französische Regierung auf Louisiana aufmerksam gemacht. Die Aufgabe Ibervilles war daher, an der Mündung des Missisippi ein Fort zum Schutze des französischen Handels zu erbauen. Die Schiffe gelangten glücklich nach Florida, wo sie in Pensakola ankerten, um Holz und Wasser einzunehmen. Von da segelten sie weiter, fuhren in den Meerbusen von Mexiko ein, und gelangten am 2. August glücklich in die Mündung des Missisippi. Sie fuhren eine Zeit lang den Fluß aufwärts, landeten sodann in der Nähe einer indianischen Niederlassung, wo sie freundlich aufge-

nommen wurden. Die Wilden hatten hier bereits Hütten und Tempel, was beweist, daß sie schon die ersten Stufen der Kultur überschritten hatten. Er fand hier Nachrichten von seinen Landsleuten, welche früher hier gewesen waren, und eine Niederlassung versucht hatten. Iberville baute nun zwischen dem Missisippi und Maubile ein Fort, setzte Sauvole als Kommandanten ein, und kehrte nach Frankreich zurück. Diese Niederlassung veranlaßte eine lange Reihe von Reisen und Zwistigkeiten mit England und Spanien. Wie alle französische Kolonien, wollte auch diese nicht gedeihen. Iberville machte noch mehre Reisen nach Louisiana, und 1708 wurde Diron d'Artaguette als Kommissär dahin gesandt. Dieser war der erste, welcher den Anbau des Landes in Aufnahme brachte. Man suchte nämlich in Amerika noch immer nach Metallschätzen, und verwahrloste die Kultur des Bodens. Artaguette sah den Fehler ein, wies die Kolonisten zum Ackerbaue an, ließ Felder urbar machen, Tabak bauen, und fand denselben bald köstlicher als den von Virginien. Durch diese kluge Veranstaltung kam die Kolonie einiger Maßen in Aufnahme, was noch mehr geschah, als Crozat vom Könige ein Privilegium zu Handelsniederlassungen in Louisiana erhielt. Die Reisen von Frankreich aus wurden nun sehr häufig, darunter zeichnen sich mehre aus, besonders der Bericht von Crozat und Cadilac, welche mehre Expeditionen zur Aufsuchung von Minen in das Innere des Landes unternahmen.

Im Jahre 1717 wurde die Kolonie von der Insel Dauphine nach Biloxi verlegt. Aber auch diese Lage war ungünstig, und man legte endlich am östlichen Ufer des Missisippi den Grund zu Neu-Orleans, welches so günstig liegt, daß es mit Recht das London Amerikas genannt werden kann. Eine gute Beschreibung von Louisiana aus dem Jahre 1721 verdanken wir dem Franzosen Laval. Auf ihn folgt wieder eine lange Pause, bis 1766 der Engländer Stork Ostflorida besucht, und uns die Schönheit dieses im ewigen Frühlinge prangenden Landes kennen lehrt.

Eine sehr merkwürdige Reise, welche zur Kenntniß Amerikas außerordentlich viel beiträgt, ist die, welche de Pages im Jahre 1767 vollbrachte. Dieser kühne Franzose segelte mit seinem Landsmanne, dem Weltumsegler Kerguelen, nach St. Domingo, von wo er sich nach Neu-Orleans begab. Von hier aus wanderte der kühne Reisende den Missisippi aufwärts, bis Nachitoches, über 31° n. B. Von da aus begann er seine Fußreise in die bis dahin gänzlich unbekannten Wildnisse des innern Nordamerika. Durch Sümpfe, Wälder und wilde Indianerstämme drang er 600 Meilen weit in das Innere ein, und entwarf, so genau es bei allem Mangel an Instrumenten möglich war, eine ziemlich gute Karte des Landes, welches er durchwanderte. Seine Nachrichten über Gegenden und Völker gehören zu den interessantesten, welche wir über diese Wildnisse besitzen, und nicht ohne Bewunderung der seltenen Ausdauer sehen wir den kühnen Wanderer nach Akapulko gelangen. Wir müssen von ihm noch bemerken, daß er sich hier einschiffte, die Marianen und Philippinen besuchte, von da über Batavia nach Bombai ging, sodann seine Reise über Surate, Bassora, Arabien und Damaskus fortsetzte, und so gewiß die merkwürdigste Reise durch die Erde vollendete, von der sehr zu bedauern ist, daß uns nähere und ausführlichere Nachrichten mangeln.

Eine andere Fahrt nach Louisiana machte auch der Franzose Baudry de Lozieres im Jahre 1794 bekannt, und 1799 erhalten wir nach sehr langem Stillstande eine Beschreibung der Insel St. Domingo, oder, wie sie sich damals wieder zu nennen anfing, Hayti. Der Franzose Dorvo Soulastre machte nämlich durch das Innere der Insel von der spanischen Stadt St. Domingo eine Reise nach der französischen Hauptstadt Kap François. Es sind dieses gleichsam die einzigen ausführlichen Nachrichten von dem Innern dieser bedeutenden Insel, welche wir bis dahin aufzuweisen haben.

Überschauen wir nun die seit Columbus gemachten Entdeckungen, so müssen wir gestehen, daß seit den Conquistadoren

für das große Becken des amerikanischen Mittelmeeres nur sehr wenig geschehen war. Theils die Eifersucht, theils die Geheimnißkrämerei der seefahrenden Nationen, verhinderte jede Enthüllung dieser interessanten Weltgegend. Mit dem neuen Jahrhunderte ging aber über diese Région eine neue Sonne auf. Ein zweiter Entdecker Amerikas, von demselben hohen Geiste wie der erste beseelt, sollte über diese Gegenden das Licht der Wissenschaften verbreiten, und eine neue Epoche in der Geschichte der Entdeckungen begründen. Die bis dahin völlig verschlossenen spanischen Kolonien sollten den Forschern europäischer Civilisation eröffnet, und der Wissenschaft eine in der That neue Welt erschlossen werden.

3. Alexander von Humboldt und Aimé Bonpland.

Große Naturen werden allezeit von der Natur, ihrer Bildnerin und Führerin, gepflegt und geleitet, begünstigt und gebildet. Dieses gilt ganz besonders von dem zweiten Entdecker Amerikas, der mit vollem Rechte unter die größten Erscheinungen in der Entdeckungsgeschichte des Erdkreises gestellt wird. Vor der Reise Alexander von Humboldts und seines Gefährten war Amerika in den magischen Dunst eines unenthüllten Räthsels gekleidet. Man ahnte die Naturwunder der neuen Welt, hüllte sie aber um so mehr in das Gewand der Mährchenhaftigkeit, je weniger man fürchten durfte widerlegt zu werden. Man beurtheilte die Beschaffenheit des Landes und die Gestalt des Erdtheiles nach der Analogie dessen, was von der alten Welt bekannt war, und glaubte kaum, daß ein so großer Zuwachs neuer Ideen aus dem Westen kommen würde; und doch kann man sagen, daß die ganze Umwälzung in der Anschauungsart des Weltgebäudes von dieser Reise ausging, deren Resultate wir zu berichten im Begriffe stehen. Freilich gehörte ein Alexander von Humboldt dazu, um eine so große Aufgabe, wie die war: Amerika in das Gebiet europäischer Wissenschaft einzuführen, zu vollbringen. Wir müssen jedoch gestehen, daß sich hier ereignete,

was selten geschieht: Humboldt und Amerika waren einander congenial; es sind beide einander proportionirte Größen.

Alexander von Humboldt wurde zu Berlin am 14. September 1769 geboren. Eine sorgfältige Erziehung half die von der Natur rein organisirte Seele des jungen Freiherrn ausbilden und entwickeln, und so schnell entfaltete sich das Talent, daß er schon im Jahre 1790 den berühmten Georg Forster auf seiner Reise nach Holland und England begleiten konnte. Schon damals übte sich sein Auge in der Beschauung der Natur an den Rheingebirgen. Nach seiner Rückkehr studierte er noch fünf Jahre die Bergwerkswissenschaften im weitesten Sinne, theils unter dem berühmten Werner in Freiberg, theils als Oberbergmeister im öffentlichen Staatsdienste. Sein Wahlspruch war aber der des weisen Sallust: »Er wolle sein Leben nicht unnütz dahin fließen lassen, sondern durch eine Unternehmung bezeichnen, die eines großen Geistes würdig wäre.« Eine große Reise im Interesse der Wissenschaft, nach unbekannten Ländern, schien ihm das unschuldigste und zweckmäßigste Mittel, Ruhm und Unsterblichkeit zu erlangen. Seine frühe Freundschaft mit Georg Forster, dem das Glück so frühe den unverwelklichen Lorbeer der Wissenschaft gereicht hatte, mochte an diesem glücklichen Entschlusse nicht wenig Antheil haben. Eine Reise um die Welt wäre daher Herrn v. Humboldt wahrscheinlich das Erwünschteste gewesen.

Wir wiederholen es noch einmal: glücklich der Mensch, dem die Vorsehung frühzeitig eine große Idee, für die er allein lebt und wirkt, in das Herz pflanzt! Auf sie erstreckt sich sodann sein ganzes Streben, Wirken und Trachten. Herr v. Humboldt wollte reisen, und dazu bereitete er sich durch Aneignung aller Wissenschaften, Fertigkeiten und Gewandtheiten, welche dazü erforderlich sind. Die Natur und das Glück hatten ihm dazu gleichmäßig die Wege gebahnt. Talente, vornehme Geburt, Reichthum und gute Erziehung vereinigten sich für seinen Zweck. Diesen Vorzügen, die zufällig waren, fügte sein Fleiß die gründlichsten Studien der Mathematik, Physik, Chemie,

Geognosie und Mineralogie, Anatomie und Physiologie, Botanik, und mit einem Worte der Naturwissenschaften im weitesten Sinne hinzu. Außerdem bewundern wir in ihm den eben so geschickten Sprachforscher als Geschichtskundigen, den Alterthumsforscher wie den Landschaftsmaler, und endlich den gewandt klassisch-zierlichen Schriftsteller. Mit dem Namen Humboldt hat man eine Akademie der Wissenschaften genannt, und ein seltenes Beispiel dessen aufgestellt, was menschlicher Geist, von Fleiß und Willen beseelt, zu leisten vermag.

Von 1795 an besuchte er Italien, Österreich und die schönsten Provinzen dieser Monarchie. Nach Vollendung dieser, wie man sagen möchte, Studien zum Reisen, wandte er sich endlich zu dem großen Ziele seines Lebens, nämlich eine große Reise zu vollbringen, und mit einem Erfolge, wie ihn die bisherige Kulturgeschichte nicht aufzuweisen hat. Noch war ihm nicht klar, wohin er sich wenden sollte; nur das Eine wußte er: aus Europa wollte er hinaus. Die unverkünstelte, erhabene Natur fremder Erdtheile wollte er schauen. Es bot sich eine Gelegenheit zu einer Reise nach Egypten dar, allein die Sache kam nicht zur Ausführung. In Paris wurde Kapitän Baudin zu einer Reise um die Erde ausgerüstet, aber politische Hindernisse schoben die Abfahrt auf. Es boten sich Aussichten in die Atlaslande Afrikas dar, aber auch sie wurden durch politische Umstände vernichtet. Humboldt, dem sich zu Paris sein nachmaliger Freund und treuer Gefährte Bonpland angeschlossen hatte, versah sich zu Paris mit einem kostbaren Apparate physikalischer Instrumente, und war bereits zu Marseille angekommen, als sich seine Aussichten auf Nordafrika zerschlugen. Er ging nun nach Spanien, um daselbst den Winter zuzubringen, und sich für das kommende Jahr zu einer Reise nach dem Oriente vorzubereiten. In Madrid scheint erst die Idee entstanden zu seyn, die spanischen Kolonien Amerikas zum Gegenstande seiner Forschungen zu wählen. Seine überlegene Bildung, so wie die Vorzüge seiner Geburt, verschafften ihm zu Madrid nicht nur die beste Aufnahme, sondern auch Freunde und Gönner, wodurch es ihm möglich wurde,

den Minister d'Urquijo für seinen Plan zu gewinnen. Er wurde im März 1799 dem Hofe vorgestellt, bei welcher Gelegenheit es ihm gelang, den König für seinen Zweck einzunehmen. Er erhielt daher die von dem Staatssekretariat und dem Rathe von Indien nöthigen Pässe, und zwar mit einer so ausgedehnten Vollmacht, wie sie bisher schwerlich ein Inländer, geschweige denn ein Ausländer und Protestant dazu jemals erhalten hat. »Er habe das Recht, sich frei aller seiner physikalischen und geometrischen Instrumente zu bedienen, in allen spanischen Besitzungen astronomische Beobachtungen zu machen, die Höhe der Berge zu messen, die Produkte des Bodens zu sammeln, und alles zu unternehmen, was er für das Fortschreiten der Wissenschaften für nöthig halte. Auch solle ihm von allen Behörden jede Begünstigung, Beistand und aller nöthige Schutz gewährt werden.« Diese Erlaubniß wurde am 7. Mai 1799 zu Aranjuez ausgefertigt.

Humboldt beeilte sich nun, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen, und begab sich mit seinem Freunde nach Corunna, wo er sich mit seinen Instrumenten, unstreitig der reichste Apparat, der bis dahin nach Amerika kam, auf der Korvette Pizarro, welche von der Regierung nach Havannah bestimmt war, einschiffte. Die Fahrt war nicht ohne Gefahr; denn da Spanien eben mit England in Krieg verwickelt war, so lief man Gefahr, von den kühnen Britten genommen zu werden. Man gelangte jedoch glücklich nach den kanarischen Inseln. Schon diese kurze Fahrt auf dem atlantischen Oceane enthüllte dem scharfsinnigen Reisenden das bis dahin ungelöste Räthsel der Rotationsströmung im atlantischen Meere, welche immer ein Paar andere kleine Entdeckungen in der Südsee aufwiegt. Die kanarischen Inseln, die Besteigung des Pik, und der mehrtägige Aufenthalt auf Teneriffa boten erwünschte Gelegenheit zu den mannigfaltigsten Forschungen dar. Mit nicht geringer Begeisterung, als drei Jahrhunderte früher Columbus, fuhr A. v. Humboldt dem neuen Kontinente entgegen. Auch ihm bestätigte sich die freundliche Fahrt zwischen den Tropen, welche Columbus und seine

Gefährten begünstigt hatte, und er fand es begreiflich, wie es möglich war, auf einem verdecklosen Schiffe und einem so kleinen Fahrzeuge, wie die Karavelle des Columbus war, die Fahrt glücklich zurückzulegen. Den 25. Juni 1799 hatte man die Kanarien verlassen. Am 1. Juli begegnete man Trümmern eines verunglückten Schiffes, was ebenfalls lebhaft an ein ähnliches Ereigniß auf der Reise des Columbus erinnerte. Am 4. Juli erblickten die entzückten Europäer zum ersten Mal das Kreuz des Südens, und am 13ten desselben Monats wurden die hohen Berge der Ostküste Amerikas sichtbar. Der Pizarro segelte nun zwischen den kleinen Antillen hindurch, auf Kumana zu, und am 16ten ging man in diesem Hafen vor Anker. Das erste, was Humboldt in Amerika erblickte, waren indianische Piroguen, mit Guayqueriern bemannt. Einer dieser Indianer hieß Karlos del Pino, und zeichnete sich durch seine Talente so sehr aus, daß er auf den naturhistorischen Exkursionen der Reisenden durch 16 Monate ihr nützlicher Gefährte ward. Die Bemühungen Humboldts und seines Freundes gingen nun dahin, diese beinahe noch unerforschten Provinzen des Generalkapitanats von Venezuela nach allen Seiten zu durchforschen. Zu dem Ende wurden von Zeit zu Zeit Exkursionen in die benachbarten Gegenden unternommen.

Hr. v. Humboldt rühmt die zuvorkommende und leutselige Aufnahme in den spanischen Kolonien. Sie wurde ihm sowohl zu Kumana, als in allen Hauptstädten des spanischen Amerika, die von ihm besucht wurden, zu Theil. Die Civilbehörden sowohl, als die geistlichen Vorsteher der Missionen wetteiferten mit der Bevölkerung in gefälliger Aufnahme, Zuvorkommenheit, Zutrauen und Dienstfertigkeit, und Hr. v. Humboldt gibt den amerikanischen Spaniern das Zeugniß, »daß er nie Ursache gehabt habe, während seines ganzen Aufenthaltes sich über Menschen zu beklagen.«

Der erste Ausflug nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte zu Kumana und in der Umgegend geschah nach der Halbinsel Araya, um die in früherer Zeit so berühmten Salzwerke daselbst

zu besuchen. Diese schöne Halbinsel war beinahe verödet, und nur von Pächtern behufs der Salzausbeute bewohnt. Die frühern Niederlassungen lagen in Ruinen, und die gegenwärtige Armuth war im grellen Gegensatze mit den Trümmern ehemaligen Wohlstandes. Eben so untersuchte er hier die Reste der vormaligen so reichen Perlenfischerei, welche ehemals mit so großem Erfolge in den Gewässern zwischen der Halbinsel Araya, der Inseln Margaretha, Kubagua und Koche betrieben wurden. Die letztere Insel lieferte dazumal allein monatlich 1500 Mark Perlen, wovon das königliche Fünftel 15,000 Dukaten werth war. Im Dorfe Maniquarez fand Humboldt indianische Töpfer, deren Arbeiten berühmt sind; sie werden alle durch die Hände der Weiber verfertigt, und man hatte es nach drei Jahrhunderten noch nicht der Mühe werth gefunden, der Industrie dieser Eingebornen durch Einführung der Töpferscheibe zu Hülfe zu kommen.

Auf einem zweiten Ausfluge nach derselben Halbinsel wurden die Berge Neu-Andalusiens genau in Augenschein genommen und durchforscht. Man besuchte von hier aus die Missionen jener Gegenden, und bewunderte die Schönheit des Landes, dessen Berge mit der herrlichsten Vegetation geschmückt, nur darum weniger berühmt sind, weil die nahe Andeskette sie verkleinert. Dennoch fanden sich Humboldt und Bonpland lebhaft angeregt, als sie die von Osten nach Westen, von Brigantin bis zum Cerro de St. Lorenzo hinziehende Bergkette mit ihren Nebenketten an die schönsten Sommerlandschaften in der Schweiz und Tirol erinnerte. Nur zeigte sich ihnen hier die Natur in einer überraschenden Gestaltung, und so leicht sich der geübte Reisende an fremde Gegenden gewöhnt, so blieb doch hier alles immerwährend mit dem Reize der Neuheit geschmückt. Berge, Flüsse, Pflanzenwuchs, alles erschien ihnen in riesenhafter Größe und Pracht, als sie auf ihrer Reise nach Kumanakoa das Innere des Landes betraten. Auf einer andern Reise nach dem Kloster Karybe wurde die pittoreske Bergschlucht von Kuchivano mit ihren Grotten, die durch feurige Erscheinungen be-

rühmt sind, besucht. Diese Grotten befinden sich auf einer Höhe von mehren 100 Fuß über der Schlucht, und besonders zur Regenzeit brechen von Zeit zu Zeit Flammen hervor, die von einem dumpfen unterirdischen Getöse begleitet sind. Je mehr die Reisenden in das Innere des Landes drangen, desto mehr staunten sie über die Pracht und Fruchtbarkeit desselben. Die Missionen befanden sich dazumal im besten Wohlstande und Gedeihen, die Kolonisten waren wohlhabend und zufrieden, die Bewohner des Landes im Allgemeinen glücklich. Der Aufenthalt im Kloster Karybe dauerte durch längere Zeit. Er wurde, so weit es die Regenzeit zuließ, zu mancherlei Ausflügen benutzt, unter denen sich besonders der nach der Höhle der Guacharos auszeichnet. Diese Höhle befindet sich drei Meilen vom Kloster Karybe, in einem anmuthigen Seitenthale, und ist merkwürdig als Herberge vieler tausend Vögel, die zu einer Gattung Ziegenmelker gehören, und deren fette Jungen den umliegenden Missionen eine jährliche reiche Ernte von Öhl liefern.

Durch den prachtvollen Wald von S. Maria, der von einer Unzahl verschiedener Affenarten bewohnt ist, ging die Exkursion nach der Mission von Katuaro, dann durch die, ihrer köstlichen Kakaopflanzungen wegen berühmte Stadt Kariako, auf dem gleichnamigen Meerbusen nach Kumana zurück. Diese Exkursion hatte Hrn. v. Humboldt Gelegenheit verschafft, mit den verschiedenen Völkerschaften der Eingebornen Neu-Andalusiens bekannt zu werden, und darüber die interessantesten Aufschlüsse zu sammeln. Der zweite Aufenthalt zu Kumana gab den Naturforschern Gelegenheit, ein Erdbeben zu beobachten. Am 18. November reisten sie zum zweiten Male von Kumana ab, und zwar in der Absicht, sich nach Karakas zu begeben. Diese Reise wurde auf offenem Boote, nach Landessitte, gemacht, und nach mehrmaligen Landungen zu Neu-Barcellona, am Kap Kodera, in der miasmatischen Bucht von Higuerote, dießseit des Kap Kodera, gelangte man glücklich in den Hafen von La Guayra, von wo man sich sogleich, um dem gelben Fieber zu entgehen, über den Berg Avila nach dem hochliegen-

den Karakas begab. Diese Stadt befand sich dazumal in ihrer Glanzepoche, hatte 40,000 Einwohner, und erfreute sich eines wachsenden Wohlstandes. Seitdem hat sie im Jahre 1812 ein schreckliches Erdbeben von Grund aus zerstört, und ein eben so furchtbares Revolutionsbeben ihren Wohlstand auf lange Zeit hin vernichtet.

Der Aufenthalt von Karakas wurde zur Ersteigung der doppelgipflichen Sila von Karakas benutzt. Dieser prachtvolle Berg ist über und über mit der schönsten Vegetation bedeckt; besonders werden die schön blühenden Befarien, welche unsere Alpenrosen ersetzen, gerühmt. Die Sila ist 1350 Toisen hoch, und stürzt ganz steil gegen das Meer ab. Von dem Hochthale von Karakas aus wurde nun die Reise durch den Bergpaß von Higuerote in die paradiesischen Thäler von Aragua fortgesetzt. Diese fruchtbaren Thäler enthalten den See von Valenzia, der auch mit seinem ursprünglichen Namen Takarigua genannt wird. Der prachtvolle See, die himmlisch-schönen, überaus fruchtbaren Thäler, der prächtige Anbau und herrliche Wohlstand derselben, gab Hrn. v. Humboldt Veranlassung zu einer Beschreibung, welche das herrlichste Landschaftsgemälde ist, das wir besitzen. Die Thäler von Aragua mit dem See von Takarigua sind der durch Tropenpracht verklärte Genfersee mit seinen Umgebungen. Aus diesen schönen Thälern führte ihr Zweck die Reisenden über Ortiz und Parapara in die Llanos von Venezuela hinab. Die unermeßlichen Ebenen nahmen nun die Wanderer auf, welche sich hier, aus einer tropischen Schweiz, plötzlich in Afrikas Wüsten, mit allen ihren Schrecken versetzt sahen. Der Kontrast hätte auch in der That nicht greller seyn können, und der Weg nach der Steppenstadt Kalabozo gewährte einen Vorschmack der Mühseligkeiten, welche sie nun erwarteten. Die europäische Civilisation war damals noch nicht über die Küstenkette von Venezuela vorgedrungen. In den Llanos konnte man eine Modifikation des arabischen Beduinenlebens wieder finden, und der einzige Unterschied zwischen der Sahara und den Llanos besteht in der

Fruchtbarkeit der letztern. Da nämlich eine starke Bewässerung durch die Zuflüsse des Orenoko und Amazonenstromes die amerikanischen Steppen durchfurcht, und die Regenzeit sie durch den Austritt der Tropenflüsse in einen See verwandelt, so wird der Boden hinreichend mit Schlamm bedeckt, um sowohl dem Ackerbaue, als auch einer unermeßlichen Viehzucht, Gedeihen zu versichern.

Zu Kalabozo gab das eigene Schauspiel der Gymnotenjagd einen interessanten Anblick. Gymnoten heißen nämlich die berühmten elektrischen Aale, welche die Steppenflüsse Amerikas beunruhigen und gefährlich machen. Da nämlich der Gebrauch der Brücken hier noch unbekannt ist, so setzten die Reisenden durch Furthen über die Flüsse. Da entladen denn die Gymnoten nicht selten ihre Batterien an dem Unterleibe der Lastthiere, und schlagen diese nieder, wodurch ihr Ersäufen verursacht wird. Man jagt die Gymnoten, indem man eine Heerde Pferde und Maulthiere in den Fluß treibt, an denen sie durch häufige Entladungen ermatten, um sodann gefangen zu werden. Einige Pferde und Maulthiere gehen aber dabei immer zu Grunde. Eben so merkwürdig sind die unermeßlichen Heerden Horn- und Hufvieh, welche in diesen Steppen gezogen werden. Besondere Aufmerksamkeit erregt der Umstand, daß diese hier so wohl gedeihenden Thiere einen Theil des Jahres hindurch in größter Üppigkeit schwelgen, sodann dem Wassermangel und kärglichen Futter der trockenen Jahreszeit preis gegeben sind; während der Regenzeit aber gleichsam im Wasser schwimmen und mit Krokodillen vermischt leben.

Von Kalabozo setzten die Naturforscher ihre Reise nach der Missionsstadt St. Fernando de Apure fort. Diese liegt am Zusammenflusse des Tinako mit dem Apure. Hier mietheten sie eine Pirogue, und schifften sich auf dem Apure ein. Diese Fahrt gewährte ihnen abermal ein neues Schauspiel. Die Steppe verwandelte sich allmählich in den dichtesten Urwald; man kam in eine Wildniß, durch welche es keinen andern Pfad gab, als die natürlichen Wasserstraßen, von der Natur selbst durch die Wildnisse geführt. Man kam oft mehre Tage lang zu

keiner menschlichen Wohnung. Bei Tage umschwärmten Krokodille in zahlreichen Schaaren das leichte Fahrzeug; bei der Nacht wurde man in den Bivoaks, welche man auf dem schmalen Rande, den der Sand zwischen Wasser und Wald ließ, aufschlug, durch Tieger beunruhigt. Der Wald war so dicht, daß selbst die Thiere sich nur mühsam von Strecke zu Strecke Gänge offen erhalten konnten, um sich dem Wasser des Flusses zu nahen, die Mannigfaltigkeit der Thiere aber so groß, daß ihr verschiedenartiges nächtliches Geheul zu einem Höllenkonzert wurde. Unter solchen Umständen gelangte man in den Orenoko.

4. Fortsetzung des Vorigen.

Der ungeheure Orenokostrom öffnete sich nun vor den Blicken der erstaunten Europäer, und auf ihm durchfuhren sie die erhabensten Wildnisse Amerikas, ja vielleicht der ganzen Erde. Hier fanden sie alles noch so, wie es die Natur gebildet hatte. Die unermeßliche Wasserfläche lag, einem See gleich, so weit ihr Auge reichte, vor ihnen ausgedehnt. Die schäumenden Wellen, vom Winde getrieben, stiegen mehre Fuß hoch. Bisher hatten sie auf dem Apure sich noch an dem lebendigen Regen der vielfachen Wasservögel und Strandläufer ergötzt; die kreischende Stimme der Reiher, das Geklapper der Löffelgänse, das bunte Gefieder der Flamingos hatte ihnen bis jetzt manche Abwechslung gewährt. Auf dem Orenoko verschwand dieses alles; die Natur wurde feierlicher, stiller, je größere Scenen sie entfaltete. Aus den Wellen tauchten nur hin und wieder große Krokodille auf, und in weiter Ferne zeigte sich der Saum der jungfräulichen Urwälder. Der Wald reicht nirgends bis an den Fluß, und zwischen beiden dehnt sich ein flacher, weißer, sandiger Strand aus, auf dessen erhitzter Oberfläche die Luftspiegelung ihr Spiel treibt. Die Luft war meist mit einer unglaublichen Fülle lästiger Insekten im eigentlichsten Sinne geschwängert, so daß es kaum möglich war, zu athmen, ohne daß Mund und Nasenlöcher damit angefüllt wurden. Dabei belästigte sie auch die feuchte Tropenhitze ungemein, und unter solchen Um-

ständen fuhr man den Orenoko hinauf. Die lange Reise bis Esmeralda wurde nur von Zeit zu Zeit durch das Anlanden in den traurigen Resten der ehemals so blühenden Jesuiten-Missionen erheitert. Man gelangte zuerst in die Mission von Enkaramada. Nicht weit davon überraschte das lebhafte Schauspiel der Eierernte, welche die Orenoko-Missionen jährlich von den Schildkröteneiern, die von diesen Thieren auf einigen Orenoko-Inseln in unglaublicher Menge niedergelegt werden, zu halten pflegen. Die Katarakten von Atures und Maypures, die mancherlei Todten-Inseln der alten Orenoko-Bewohner, die Bilderschriften auf den hohen Granitfelsen, die Sagen der Vorwelt in diesen entfernten Wäldern, an die Ursagen unserer Bibel erinnernd, die singenden Klippen in dem Felsbette des Orenoko, die Mannigfaltigkeit der Pflanzen und Thiere, endlich die Völkerstämme, welche als aussterbende Reste von Nationen die Wälder durchstreifen, brachte, nebst der freundlichen Gastfreiheit der zerstreuten Missionen, Abwechslung in das einförmige Schifferleben. So gelangte man nach der Hauptmission St. Fernando de Atabapo.

Hier wurde die Pirogue über eine Landenge gebracht, und man schiffte sich nunmehr auf dem Rio-Negro ein. Zum ersten Male wurde der Unterschied zwischen schwarzen und weißen Gewässern auf eine gründliche Weise beobachtet. Mosquitos und Krokodille verschwanden, und so schiffte man bis zur Festung St. Karlos, welche die Grenze des spanischen Amerika in diesen Gegenden bildet, hinab. Etwas nördlich von St. Karlos ruderte man in den merkwürdigen Kassiquiare hinein. Dieser führt wieder weißes Wasser, denn er ist ein Arm des Orenoko. Aufwärts dieses Flusses gelangte endlich Humboldt zwischen der Mission Esmeralda im Süden, und dem hohen Pik von Duida im Norden, zu der gesuchten Gabeltheilung des Orenoko, welche der eigentliche Zweck dieser in der That ungeheuern Wasserfahrt war.

Was man schon längst vermuthet, und doch wieder geläugnet hatte, ist durch diese glänzende Entdeckungsreise enthüllt.

Die Verbindung des Orenoko mit dem Rio-Negro durch den Kassiquiare ist erwiesen, und da der Rio-Negro ein Zufluß des Amazonenstromes ist, so ist die erstaunenswürdige Verbindung der zwei größten Stromgebiete der Erde außer allen Zweifel gesetzt, und eine der größten Naturerscheinungen enthüllt. Die Wildniß und ihre Völker setzte dem weitern Aufwärtsdringen auf dem Orenoko zu große Hindernisse entgegen, als daß es Humboldt und Bonpland gelungen wäre, bis zu den Quellen des Orenoko vorzudringen. So viel ermittelten sie aber, der goldreiche Parinesee sammt seinem Eldorado ist ein Mährchen. Sie kehrten nun um, und fuhren den ganzen Orenoko bis Angostura hinab, von wo sie nach glücklich überstandenem Tropenfieber durch die Kariben-Missionen der Llannos nach Kumana zurückkehrten. Sie hatten nun in Hinsicht auf ihre Gesundheit die schwere Probe bestanden, und mehre Monate in den feuchten Tropenwäldern des Gleichers verweilt. Mit desto größerem Muthe konnten sie es jetzt wagen, sich nach Havannah de Kuba, und nach längerem Verweilen auf dieser Insel, nach Kartagena de los Indios einzuschiffen. Nicht weniger mühsam als die Fahrt auf dem Orenoko, war das Vordringen durch das nasse Thal des Magdalenenflusses, durch die Wildnisse des Choko auf das Hochland von Neugranada bis St. Fe de Bogota, der Hauptstadt von Neugranada. Hatten die prachtvollsten Tropenwälder der Erde mit allen ihren Wundern und Riesenströmen die Aufmerksamkeit der Reisenden in Anspruch genommen, so mußten die erhabenen Prachtgestalten der Kordilleren noch mehr ihr Erstaunen fesseln. Mit der muthigsten Ausdauer und nicht geringen Gefahren drangen diese kühnen Männer über die steilen Hochpässe des Quindiu, über die Anden von Popayan, zu den höchsten Regionen bis Quito vor. Eine Menge Bergglocken und Vulkane wurden beobachtet und erstiegen. Man kletterte den Chimborazo bis auf eine Höhe von 18,000 Fuß hinan. Dieses war der höchste Punkt auf welchen bis dahin irgend ein Sterblicher mit physikalischen Instrumenten gedrungen war. Von dieser

eisigen Höhe stiegen nun die kühnen Wanderer an den Strand der Südsee hinab, wo sie auf hohem Meere Gelegenheit hatten, zu erfahren, wie weit der gewaltigste Vulkan der Erde, der brüllende Kotopaxi, seine Wirksamkeit auszudehnen vermöge.

Die fernere Reise betraf nun Mexiko, wo Humboldt, in der glänzendsten Stadt der spanischen Kolonien, durch längere Zeit verweilte, und dieses ganze Generalkapitanat, von Vera-Cruz bis zu seiner nördlichsten Ausdehnung, der sorgfältigsten Aufmerksamkeit würdigte. Es wurden von Mexiko aus nach allen Gegenden des Landes Ausflüge unternommen. Man stieg auf die Höhen der Berge, man ließ sich in die tiefen Schachten der Erde hinab; alles war neu, überall machte man Entdeckungen. Seit Cortez waren so gut wie gar keine wissenschaftliche Nachrichten über diese unermeßlichen Länder nach Europa gelangt. Kaum verlauteten dann und wann einige geheimnißvolle Winke über das Wunderland.

Nach der Entdeckung und Eroberung durch Cortez hören wir nur noch, daß Nunho de Gusman die Provinz Mechoakan unterjochte, und in dem darauf folgenden Jahre 1533 in die Landstriche Kuliakan und Cinaloa eindrang. Marco de Niza drang nördlich von Mexiko als Missionär nach Quivira vor. Dieser verdienstvolle Mönch streifte in seinem heiligen Berufe durch einen großen Theil der wilden Provinzen Neumexikos; er ging von der Stadt Kuliakan im Jahre 1539 bis Vakapa, wo er Nachricht von einer Landschaft Cibola, mit sieben großen Städten, erhielt. Er sandte einen Neger dahin zur Auskundschaftung, den aber die Einwohner erschlugen. Er selbst blickte nur von der Höhe der Gebirge in die reichen Landschaften hinab, entdeckte aber noch drei kleine Barbarenstaaten, welche von eigenen Königen beherrscht wurden. Von den Wanderungen dieses würdigen Missionärs haben wir noch manche interessante Nachrichten über Mexiko und seinen damaligen Zustand. Das war aber auch vor Humboldt so ziemlich alles, was man über Mexiko wußte. Die Erforschung dieser Länder, so wie die Ausbreitung der Spanier in denselben, war

mehr das Werk des Zufalls, als einer planmäßigen Absicht. Indem die Spanier ihr Gebiet nach allen Seiten vergrößerten, war es ihnen nur um die Schätze des Landes, nicht aber um die Länderkunde zu thun. Sie drangen vor, wie der Zufall sie führte, und die allmähliche Enthüllung der beinahe 100,000 Quadratmeilen, welche das Generalkapitanat von Neuspanien bildeten, war mit einem dichten Nebel der Verborgenheit umschleiert.

Als daher Hr. v. Humboldt mit seinem Begleiter daselbst anlangte, hatte er in der That eine neue Entdeckung vor sich, und von allen Seiten boten sich ihm Materialien dar, um die Welt mit neuen Kenntnissen und neuen Ideen zu beschenken. Nachdem nun die Reisenden beinahe volle fünf Jahre in Amerika zugebracht hatten, schifften sie sich in Vera-Cruz nach Havannah ein, besuchten mehre Staaten der nordamerikanischen Bundesrepublik, und kehrten mit Schätzen des Wissens beladen, glücklich und ruhmgekrönt nach Europa zurück.

Die Ausbeute, welche diese Reise gewährte, ist in der That unermeßlich zu nennen, und es war nicht Schmeichelei, sondern dürre Prosa, als Europa den heimkehrenden Reisenden wie einen zweiten Columbus begrüßte. Für die gebildete Welt hat er in der That Amerika zum zweiten Male entdeckt. Nicht größer war der Umschwung, welchen Columbus in dem Völkerleben Europas hervorbrachte, als er die Metallschätze der neuen Welt öffnete. Humboldt öffnete noch größere Schätze für das geistige Leben der Völker. Man lernte diesen Erdtheil als etwas anderes erkennen, als eine bloße Metallgrube. Die Wissenschaften, besonders die Erd- und Völkerkunde, die Naturkunde im weitesten Sinne, selbst die Waaren- und Gewerbkunde, erfuhren durch diese Reise einen völligen Umschwung, und es ist schwer zu bejahen, ob ohne Humboldts Bereisung der spanischen Kolonien, diese bei ihrer Emancipation von der spanischen Herrschaft ein so bereitwilliges Entgegenkommen Europas erfahren hätten.

Nach der gewaltigen Reise der Franzosen nach Egypten kann sich wohl keine Reise rühmen, mit solcher Pracht, so groß-

artigem Aufwande, und so gediegener Herrlichkeit in der Welt erschienen zu seyn, als die Reise des Hrn. v. Humboldt und seines Freundes Bonpland. Sie zerfällt in verschiedene Abtheilungen, und ist mit Atlassen begleitet, in deren Ausstattung sich alle hieher einschlagenden Künstler erschöpft haben, und selten hat sich Inhalt und Gewand so würdig vereinigt. Außer der historischen Beschreibung der ganzen Reise in sechs Bänden, sind noch in besonderen Abtheilungen die astronomischen Beobachtungen, die neu entdeckten Pflanzengeschlechter in verschiedenen Abtheilungen, die Beobachtungen zur vergleichenden Anatomie und die Geographie der Pflanzen, nebst einem Naturgemälde der Tropenländer, erschienen. Der Bau der Kordilleren wird in der Auflagerung der Gebirgsarten in beiden Hemisphären zergliedert. Eine Fülle von Denkschriften besteht aus eben so vielen Lichtfackeln, welche die dunkeln Theile der besuchten Länder erleuchten. Mexiko hat sich einer eigenen Beschreibung zu erfreuen, und schwerlich ist ein Land auf Erden, das sich eines so verklärten Bildes rühmen kann, als Mexiko durch seinen erhabenen Gastfreund erhielt. Jedes der angeführten Werke gibt der Wissenschaft, die es berührt, eine neue Gestalt, und eröffnet ungeahnte Aussichten in die Welt.

5. Reisen in das amerikanische Mittelmeer nach Humboldt.

Die politischen Ereignisse in Europa wirkten auch auf Amerika gewaltsam ein, und brachten Veränderungen hervor, wodurch die verschlossenen spanischen Kolonien plötzlich geöffnet und enthüllt wurden. Gleich wie die kalte Luft der Winterlandschaft in die geheizten Gebäude strömt, wenn diese sich öffnen, so strömte auch die Menge der Reisenden nach Amerika, als dieses sich öffnete. Manche neue, schätzenswerthe Entdeckung ist uns dadurch geworden; so hat sich uns Hayti näher bekannt gemacht, und besonders verdanken wir Lyonet und Depons manche mit Humboldt gleichzeitige Nachrichten, obwohl Robins Reise nach den Antillen, besonders nach Martinique

und St. Domingo, dann nach Louisiana und Westflorida, bei weitem interessanter sind. Besonders sind die Nachrichten von Louisiana und Westflorida als neu und wichtig zu betrachten. Gleichzeitig untersuchte der Engländer Kinnen das brittische Westindien, und das folgende Jahr liefert der Engländer Dallas und der Schottländer Mac Kallum Berichte über Jamaika und die brittischen Antillen; besonders wird uns das interessante Trinidad, diese so äußerst wichtige Insel, die man früher kaum der Aufmerksamkeit würdigte, näher bekannt. Es treten nunmehr nicht nur die groben Umrisse der neuen Welt, sondern auch ihre Einzelheiten an das Licht hervor. St. Domingo wurde im Jahre 1810 auch von dem Britten Malton besucht und beschrieben. Das folgende Jahr sehen wir Ledru auf den Antillen, und den Britten Brakkenridgen in Louisiana. Dieser letztere machte eine sehr interessante Reise den Missurifluß aufwärts, und führt uns in jene beinahe ganz unbekannten Gegenden. Von der Hondurasbai hatte Europa seit ihrer Entdeckung nichts als Mahagonibreter gesehen. Der Britte Henderson lieferte auch von ihr und der daselbst befindlichen kleinen Kolonie Balize ein lebendiges Gemälde.

Mehr als alle diese leistete jedoch der Franzose le Blond, welcher von 1767 bis 1802 in Westindien verweilte, den Kontinent von Amerika besuchte, und nach mehren Richtungen hin durchwanderte. Seine ausgebreiteten Kenntnisse, so wie seine Eigenschaft als Arzt, machten ihn geschickt, die amerikanische Mittelwelt in mannigfaltigster Beziehung aufzufassen, und eine Menge neuer Thatsachen für die Kenntniß jener Länder zu liefern. Freilich hat es Humboldt jedem seiner Nachfolger sehr schwer gemacht, über jene Gegenden etwas Ausgezeichnetes zu liefern, und so manche sonst ganz gediegene Nachricht geräth in Vergessenheit und Verachtung neben ihm. Abstrahirt man jedoch von Humboldt, so gebührt le Blond unstreitig der erste Platz unter allen, die über jene Gegenden geschrieben haben.

Als eines höchst ausgezeichneten Verdienstes müssen wir noch

des Beltrami Werk über die Quellen des Missisippi gedenken; ein Buch, das eine eben so lebendige als gründliche Beschreibung des Binnenlandes am Missisippi enthält. Des Eigenthümlichen in diesem Lande ist so viel, daß die Nachrichten von daher in der That höchst wunderbar klingen, und vielen Gegenständen, bis auf nähere Erforschung, nur die tiefe Gelehrsamkeit, der einfache Styl und die unbefangene Darstellungsweise des Verfassers Glauben verschaffen kann.

An Nachrichten über Westindien und die das *amerikanische* Mittelmeer umliegenden Länder fehlt es uns durchaus nicht, denn seitdem Spanien den Thorschlüssel in das Meer fallen ließ, strömen Menschen aus allen Weltgegenden, besonders aber aus England und Deutschland, schockweise dahin, und senden uns eben so dutzendweise die Reisebeschreibungen von da wieder heraus. Mit einigen Ausnahmen, wie Ward, Bullok u. a., liefern sie sammt und sonders sehr weniges, was der Rede werth wäre, und verdienen daher als Entdeckungsreisen nur wenig Beachtung. Wichtiger sind dagegen einzelne Briefe, Notizen und Nachrichten, die von Zeit zu Zeit in den Journalen Englands, Frankreichs und Deutschlands bekannt werden, und welche über so manche interessante, bisher ganz übersehene Stelle der neuen Welt wichtige Entdeckungen bekannt machen. Hauptquellen werden jedoch immer die Schriften und Berichte der Conquistadoren bleiben. Jene Männer hatten einen bewunderungswürdigen klaren Blick, um dasjenige aufzufassen, was sich ihnen darbot. Ihre exaltirte Denkungsweise eignete sich vortrefflich für die Gegenstände, über welche sie zu berichten hatten; zudem lag es auch in ihrem Interesse, wichtige und glänzende Beschreibungen von ihren Entdeckungen zu liefern. Hr. v. Humboldt läßt ihnen allenthalben Gerechtigkeit widerfahren, und wir können mit den Berichten der Conquistadoren und v. Humboldts wissenschaftlicher Beschreibung uns vollkommen einheimisch machen in den Gegenden, von denen hier die Rede ist.

Sechstes Buch.

Entdeckungen in Südamerika.

1. Brasilien.

Columbus glänzende Entdeckung lockte, wie natürlich, die Spanier hauptsächlich nach dem Mittelmeere Amerikas, und als sich hier vieles so herrlich entfaltete, und Mexiko und Peru, nebst den Perlenfischereien im Golfe von Panama und dießseits auf der Insel Margarita und an den Küsten Kumanas sogar die Habsucht befriedigten, betrachtete man es ziemlich gleichgültig, wenn auch andere Leute nach Amerika schifften, nur sollten sie das Antillenmeer nicht berühren. Diese Sorglosigkeit benutzten denn auch verschiedene Seefahrer, und machten, durch Zufall begünstigt, mitunter die wichtigsten Entdeckungen.

So war es in der That zum Theil bloßer Zufall, welcher den portugalischen Admiral Pedro Alvarez Cabral auf seiner Fahrt nach Ostindien an die Küste Brasiliens führte. Es war am 3. Mai 1500, als Cabral nach langem stürmischen Wetter in der Bai von Seguro landete. Der Name Porto Seguro wurde darum ertheilt, weil man hier endlich gegen die Stürme des Meeres Sicherheit zu finden hoffte. Froh, der Gefahr entronnen zu seyn, und ein bisher ganz unbekanntes Land entdeckt zu haben, stiegen die Portugalen ans Land, und feierten eine Messe. Das Land war äußerst schön, und während der Messe sammelten sich eine Menge Eingeborner, anstaunend die Wunder, welche sich vor ihren Augen ereigneten. Sie waren nackt, und hatten weder Gold noch Edelsteine an sich. Ihre Papageien vertauschten sie gerne für Stücke Papier und andere Kleinigkeiten. Ohne Gold hätte für die Europäer das Paradies selbst keinen Werth gehabt, und da Brasilien so klug war, seine Schätze nicht sogleich zur Schau zu legen, so fand man es auch nicht der Mühe werth, die Einwohner todt zu schlagen.

Cabral begnügte sich daher, von dem Lande im Namen Portugals Besitz zu ergreifen, ein Kreuz aufzurichten, und ihm den Namen Tierra de St. Cruz, der aber später in den von Brasilien verwandelt wurde, zu geben. Er setzte einige Verbrecher, deren alle Schiffe der pyrenäischen Halbinsel mit sich führten, ans Land, um sich daselbst anzusiedeln, und Nachrichten von dessen Beschaffenheit zu sammeln; schrieb sodann einen ausführlichen Bericht über seine Entdeckung, und sandte ein mit Holz und anderen Landesprodukten beladenes Fahrzeug nach Portugal zurück.

Im Jahre 1501 trat der schon oben erwähnte Americus Vespuccius in die Dienste des Königs Emanuel von Portugal. Dieser Americus Vespuccius war am 9. März 1451 in einer edlen Familie zu Florenz geboren, dann, als Kaufmann nach Spanien gelangt, hatte er als Handelsmann so viel Geschick, sich bald ein bedeutendes Vermögen zu erwerben, um an der Ausrüstung Ojedas im Jahre 1499 Theil nehmen und ihn begleiten zu können. Es war nach der Rückkehr von dieser Expedition, als sich Vespuccius wahrscheinlich von Spanien zurückgesetzt und beleidigt sah, und darum in Portugals Dienste trat. König Emanuel war froh, eines Mannes theilhaftig zu werden, der so eben aus der neuen Welt zurückkehrte, und sandte ihn sogleich nach dem Empfange von Cabrals Bericht zur Untersuchung des neuentdeckten Landes im Westen ab. Er untersuchte die Küste Brasiliens auf eine bedeutende Strecke, und schrieb darüber einen Bericht an den Herzog von Florenz, der noch vorhanden ist. Im Dienste Portugals machte er sodann eine zweite Reise nach Brasilien, auf welcher er eine Karavelle befehligte. Auf dieser Reise entdeckte er die berühmte Allerheiligenbai, wo er zwei Monate verweilte. Da er hier vergebens auf die übrigen, von ihm durch Sturm getrennten Schiffe wartete, so ging er wieder unter Segel, schiffte 260 Stunden weiter nach Süden, erbaute daselbst ein Fort, und nahm eine Ladung jenes schönen Färbeholzes ein, das später unter dem Namen Brasilienholz so berühmt wurde.

In dem neuen Fort, das erste, welches Portugalen in Amerika bauten, ließ er 24 Mann Besatzung zurück, und traf im Juni 1504 wieder in Lissabon ein. Von der übrigen Eskadre, die mit ihm am 10. Mai 1503 ausgesegelt war, wurde nie wieder etwas gehört. Durch diese Fahrten glaubte Vespuccius ein Recht zu haben, das von ihm auf dreifache Weise befahrene Festland mit seinem Namen belegen zu dürfen. Auch waren sowohl er, als viele seiner Zeitgenossen, der Meinung, daß er früher als Columbus das Festland Amerikas berührt habe. Er nannte die von ihm befahrne Küste Brasiliens Amerika. Später ging der Name auf die ganze Westfeste über, und verursachte in späterer Zeit vieles Murren, was sogar dazu beitrug, die Verdienste des Vespuccius zu verkleinern. Übrigens ist Columbus durch diese kleine Ungerechtigkeit nichts von seinem Ruhme entgangen, und hat dieselbe gewiß leichter, als die Treulosigkeit Ferdinands verschmerzt.

Wie wenig überhaupt Columbus von solchen Kleinigkeiten Notiz nahm, beweist, daß Vespuccius mit Empfehlungen von Columbus selbst, in denen der große Admiral mit vieler Wärme sich seiner annimmt, im Jahre 1505 nach Spanien kommt, um daselbst in Dienste zu treten. Es scheint nämlich, daß der Verlust der Eskadre, an der Vespuccius, da nicht er der Befehlshaber war, ganz unschuldig war, ihm die Ungnade des Königs Emanuel zugezogen habe. König Ferdinand nahm auch den Empfohlenen in seine Dienste, um geographische Karten zu entwerfen, die Steuermänner zu prüfen, und den Schiffen, die nach der neuen Welt gingen, Instruktionen zu geben. Er starb zu Sevilla im Jahre 1512 am 22. Februar.

Die ersten Entdecker Brasiliens hatten, wie wir gesehen haben, ihre Schiffe mit Färbehölzern beladen und heimgesandt. Diese Waare machte sich in Europa bald beliebt, und wurde ein vortrefflicher Einfuhrartikel. Man sandte mehre Schiffe darnach aus, und entdeckte bei dieser Gelegenheit die Küste von Pernambuko. Dieses Holz, von den Eingebornen Ibirapi-

tanga, und von den Portugalen, wegen seiner schönen, einer glühenden Kohle ähnlichen Farbe, Braza genannt, gab dem Lande seinen heutigen Namen Brazil. Portugal wußte mit Brasilien Anfangs nichts besseres zu thun, als daß es seine Verbrecher, statt an den Galgen zu hängen, dahin sandte, um Holz zu fällen. Auch beschäftigte es Indien zu sehr, und das Mutterland war zu klein, als daß man sich viel um die goldlose Wüste bekümmert hätte. Man vertheilte das Land mit der größten Sorglosigkeit, schenkte ganze Strecken an Abenteurer weg, und erst unter Johann III. fing man an, auf das schöne Land aufmerksam zu werden, und es in Provinzen einzutheilen.

Es wurden nun an mehre portugalische Hofherren Verleihungen gemacht, und einzelnen thatendurstigen Kavalieren Strecken von 30 bis 40 Leguas längs der Küste und landeinwärts, so viel sie wollten, zu Lehen gegeben. Sie sollten sich diese Güter erobern, sie mit vollem grundherrlichen Rechte besitzen, und nur kein Recht über das Leben der Ureinwohner haben. Der erste, welcher von dieser Erlaubniß Gebrauch machte, war Don Martin Alonso de Souza. Er sammelte Kolonisten, rüstete ein Geschwader aus, und segelte nach Brasilien ab. Er landete in der Bai von Ganabra, und gab ihr den Namen der Bai von Rio de Janeiro. Er sah die Vortheile dieses Hafens nicht ein, setzte seine Reise bis zum 14° südlicher Breite fort, und gründete dort auf einer Insel, die er St. Vincent nannte, seine Kolonie. Bald legten mehre Portugalen auf der gegenüberliegenden Küste des Festlandes Ansiedelungen an. Unter den Eingebornen, mit denen man bald in Krieg gerieth, wüthete das Schwert. Doch war es für die Portugalen günstig, daß ihnen der Goldreichthum Brasiliens noch länger verborgen blieb; denn so waren sie gezwungen, Ackerbaukolonien zu gründen, wodurch der sichere Grund zum künftigen Wohlstande gelegt wurde. Es wurde Zuckerrohr eingeführt, europäische Hausthiere wurden überschifft, und der Boden urbar gemacht. Neben der Kolonie des Martin de Souza legte sein Bruder Lopez die zweite Kolonie St. Amaro an. Nach seinem Tode

kam auch Pedro de Goes und Martin Fereira in die Kapitanie Paraiba, und gründeten daselbst Kolonien. Vasco Fernandez Coutinho bevölkerte die Provinz Espiritu Santo, wo er schwere Kämpfe mit den Tupinikos zu bestehen hatte; später gelang es jedoch, dieses Volk zu unterwerfen, ohne ganz auszurotten.

Der Landstrich, welcher heut zu Tage Ilheos heißt, wurde von Figuerero Correa, und Pernambuko von Coelho Pereira in Besitz genommen. Dieser gründete die Stadt Olinda.

Franzesco Pereira Coutinho eroberte den Landstrich zwischen dem Vorgebirge Antonio und dem Flusse Franzisco, und gab der Bai, wo er landete, den Namen St. Salvador. Alles dieses geschah zwischen den Jahren 1500 und 1520. Im Jahre 1516 war der Kapitän Alvarez Correa hieher gekommen, und hatte sich mit seiner Mannschaft, freilich wider seinen Willen, niedergelassen. Er war nämlich durch Schiffbruch an diese Küsten geworfen, wurde aber von den Eingebornen Tupinambas, einem großen kriegerischen Volke, gastfrei aufgenommen. Es war ihm gelungen, sich unter denselben beliebt zu machen, und großes Ansehen unter ihnen zu erlangen. Friedlich lebte die kleine portugalische Kolonie, und fing bereits an aufzublühen, als Pereira Coutinho mit seinen Kolonisten landete und St. Salvador gründete. Da er sich aber nach Europäerweise gegen die Tupinambas benahm, so standen diese mit vereinter Macht auf, und vertrieben die Portugalen. Durch Vermittelung des geliebten Correa wurde er aber wieder zurückgerufen. Sein Schiff scheiterte jedoch bei der Einfahrt in die Bai; ein Theil seiner Mannschaft ertrank mit ihm; die Überlebenden wurden von den gutmüthigen Tupinambas aufgenommen und verpflegt.

2. Fortsetzung.

So weit war die Entdeckung und Kolonisirung durch die Portugalen gediehen, als endlich im Jahre 1549 die Regierung

von Lissabon, nachdem ihre Macht in Indien bereits zu wanken anfing, diese Besitzungen im Westen näher ins Auge faßte. Man sah die Kolonien Brasiliens gedeihen; die Unternehmer wurden reich und mächtig, und die Verbrecher sahen eine Absendung nach Brasilien als Begnadigung an. Inzwischen kamen aber auch Klagen nach Europa. Die Kapitäne mißbrauchten ihre Gewalt gegen die Eingebornen auf eine schändliche Weise, führten unaufhörliche Kriege mit ihnen, und rotteten einen Stamm nach dem andern aus. Manche machten sogar nicht übel Miene, die königliche Oberherrlichkeit für nichts zu achten, und sich für souverän zu halten.

Theils diesen Mißbräuchen vorzubeugen, theils auch um den Handel mit den Produkten Brasiliens, der bedeutend zu werden anfing, zu fördern und zu ordnen, beschloß Portugal, eine Hauptstadt in Brasilien zu gründen, und dieses Land, unter dem Titel eines Königreichs, seiner Krone förmlich einzuverleiben. Es wurden daher unter dem Oberbefehle Thomas de Souza fünf Schiffe mit 600 Freiwilligen und 1500 Verbrechern dahin abgesandt. Souza erhielt den Titel eines General-Statthalters über alle bisher entdeckten Provinzen Brasiliens, und die, welche noch entdeckt würden. Ausgedehnte Vollmachten begleiteten ihn; er sollte die Privilegien der Kapitäne untersuchen und beschränken, überall die königliche Autorität herstellen, und die Eingebornen schützen. Die Hauptstadt wurde nun gegründet, und ist jetzt unter dem Namen Bahia de Todos los Santos bekannt. Dieser Zweck war erreicht, aber die Eingebornen befanden sich um nichts besser, es wurde vielmehr ein förmlicher Vertilgungskrieg gegen sie eröffnet, und nach den abscheulichsten Gräueln, welche kaum in Mexiko und Peru ihres gleichen fanden, wurde der kleine Rest der Tupinambas in die Wildnisse des Innern vertrieben.

Als de Souza von seinem Statthalterposten zurückberufen wurde, folgte ihm Duarde da Costa in seinem Amte nach. Er brachte sieben Jesuiten mit. Die Politik dieser Männer war aber eine ganz andere als die der Statthalter; diese suchten aus-

zurotten, jene zu erhalten. Die Jesuiten blieben daher nicht zu Bahia, sondern begaben sich lieber an das südliche Ende Brasiliens, wo sie ungestört von dem Jammergeschrei der gemordeten Eingebornen ihr Geschäft treiben konnten. Sie wählten, von vielen Auswanderern begleitet, die hochgelegenen Ebenen von Piratiminga, und gründeten daselbst die Mission St. Paulo. Diese später in der Geschichte Brasiliens und der Entdeckung so merkwürdige Mission blühte unter der eben so klugen als väterlichen Leitung schnell und kräftig im Verborgenen auf. Sie erwarb sich bald ein so hohes Ansehen und eine so große Achtung in Brasilien, daß der Name Paulisten beinahe auf der ganzen Erde als Empfehlung galt. Heute noch werden die Paulisten für die ehrenhaftesten, kräftigsten, aufgeklärtesten und schönsten Männer in Brasilien gehalten. Der reichste und angesehenste Brasilianer wird stolz darauf seyn, eine Frau von St. Paulo zu besitzen.

So standen die Sachen, als endlich die Mächte Europas Bedenklichkeit erhoben, zwei Mächte sich in das ungeheure Südamerika theilen zu lassen. Man wollte nicht zugeben, daß eine so ungeheure Ländermasse sich in so wenigen Händen befinde, und verlangte einen Antheil an der Beute. Besonders war es Frankreich, das zuerst versuchte, sich in Brasilien ansäßig zu machen. Die unseligen Religionskriege in Frankreich hatten die Völker dieses schönen Landes entzweit; ein unseliges Vorurtheil machte glauben, daß auf allen Bäumen eines Waldes auch einerlei Rinde wachsen müsse, und daß mithin in einem Lande zweierlei Glaubensgenossen unmöglich neben einander leben könnten. Die Protestanten waren der schwächere Theil, und sahen sich daher nach einem ruhigen Plätzchen auf Erden um, wo sie nach ihrer Weise Gott verehren könnten. Man warf die Augen nach Brasilien, und der Viceadmiral Durand de Villegagnon ging mit einigen Schiffen voll Protestanten nach Amerika ab. Glücklich erreichte er die Bai von Rio Janeiro. Er kannte die vortheilhafte Lage des Ortes, und gründete hier die erste Niederlassung, indem er das Fort Coligny erbaute. Bald

darauf kehrte er nach Frankreich zurück, wo er sich mit dem Hofe versöhnte, und nicht weiter um seine Kolonie bekümmerte. Die Gründung dieser Kolonie gab zu der interessanten Reise de Lery's Veranlassung.

Die günstigen Berichte, welche die aufblühende Kolonie nach Europa sandte, lockte die französischen Protestanten um so mehr zur Auswanderung, je zweideutiger ihre Lage von Tag zu Tage wurde. Admiral Coligny nahm sich der Sache an, und seine sowohl als Calvins Beredtsamkeit bewog einen zu Genf lebenden französischen Edelmann, Namens Philipp de Corguilleray, auch unter dem Namen Dupont bekannt, sich an die Spitze der Unternehmung zu stellen. Unter solche Häupter, unstreitig die ehrenwerthesten, welche bis dahin eine Niederlassung nach Brasilien führten, fanden sich bald eine Menge Theilnehmer und angesehener Personen zusammen, welche sich entschlossen, in Brasilien den Grund zu einer unabhängigen Republik zu legen. Es wurden auch Geistliche erwählt, und alles so veranstaltet, daß mit den Europäern auch ihre Bildung sich nach Amerika verpflanze. So versehen und vorbereitet reiste die Kolonie von Genf ab, um sich durch Frankreich nach Honfleur, dem Einschiffungsorte, zu begeben. Hier bereitete sich die Gesellschaft die Nacht vor der Einschiffung durch Gebet und Gottesverehrung auf die Reise vor. Der Fanatismus herrschte aber damals so sehr in Frankreich, daß die Auswanderer am folgenden Morgen von Bewaffneten überfallen wurden; der Kapitän Denis, ein höchst erfahrner Mann, wurde nebst mehren getödtet, und die übrigen erreichten nur mit Mühe das Meer, um sich einzuschiffen. Unter so schlimmen Vorbedeutungen schiffte man sich auf drei Fahrzeugen ein. Das größte Schiff kommandirte Lery. So reiste man 1556 von Honfleur ab. Die Beschreibung dieser Reise sowohl, als auch die der Schicksale der Kolonie, verdanken wir diesem de Lery. Die Fahrt war nicht glücklich. Gewaltige Stürme beunruhigten durch 12 Tage die kleine Flottille. Da die Genfer kein seefahrendes Volk sind, und nur die Heimtücken ihres kleinen Sees kennen, so standen

sie während der stürmischen Fahrt entsetzliche Angst aus, bis sie am 7. März 1557 in Rio Janeiro anlangten.

Die Niederlassung des Villegagnon empfing die Ankömmlinge mit Freudengeschrei, und die Angekommenen vergaßen alle Beschwerden der Reise, als sie nach ihrer Meinung das Land des Friedens betraten. Auf eine rührende Weise vereinigten sich Angesessene und Ansiedler zu einem Dankgebete gegen Gott. Die Niederlassung blühte nun um so fröhlicher auf, und es ist kein Zweifel, daß sich hier aus diesen kleinen Anfängen, bei den spätern Ereignissen in Frankreich ein mächtiger und blühender Staat entwickelt haben würde, wenn Villegagnon nicht die Fackel des Fanatismus zerstörend in sein eigenes Werk geschleudert hätte. Dadurch entstand Uneinigkeit in der Kolonie selbst; die Protestanten sahen sich auch hier verfolgt, und kehrten nach Europa zurück; und wie beinahe überall in der Welt, ging auch diese französische Niederlassung in Rauch auf. Die zurückgebliebenen Franzosen waren zu schwach, um den Portugalen zu widerstehen. Die Kolonisten von St. Paul trieben sie aus ihrem Fort. Sie flüchteten zu den Wilden Tupinambas, unter denen sie bis 1564 verblieben. Man sah endlich in Lissabon die Gefahr ein, welche durch eine fremde Kolonie drohte. De Sa wurde mit einer bedeutenden Macht abgesandt; er zwang die Franzosen, sich e nzuschiffen, und Brasilien gänzlich zu verlassen.

Correa Salvador de Sa erbaute nun die Stadt St. Sebastian de Rio de Janeiro. Er war ein weiser Administrator, und unter seiner Verwaltung blühte die Stadt schnell zu bedeutender Größe heran. Portugal hatte indessen seinen Einfluß in Indien beinahe ganz verloren, und begünstigte nun desto mehr die Kolonisation Brasiliens. Eine Menge Portugalen wanderten aus, und halfen die Stadt am Rio Janeiro vergrößern. Der Nachfolger von de Sa, Antonio Salema, vertrieb die Eingebornen von der Seeküste, theilte Brasilien in Statthalterschaften, beförderte auf eine höchst geschickte Weise

den Ackerbau, und legte den Grund zu dem Wohlstande des südlichen Brasiliens.

Alle die bisher angelegten Kolonien und gemachten Entdeckungen in Brasilien liegen an der Küste, und in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts hatte noch kein europäischer Fuß das Innere des ungeheuren Landes betreten, um Kunde nach Europa zu bringen. Die unermeßlichen Wälder Brasiliens waren mit wilden Völkern angefüllt, die keineswegs freundlich gegen die Europäer gesinnt waren, welche sie von der Küste vertrieben hatten. Dieser Zustand änderte sich jedoch, als die Kolonie von Piratiminga oder St. Paulo in Aufnahme kam. In dieser Kolonie, welche nicht unmittelbar an der Seeküste, sondern von den klugen Jesuitenvätern im Innern des Landes, auf einer von unermeßlichen Wäldern umgebenen reizenden Hochebene angelegt worden war, entwickelte sich ein kühnes Geschlecht, und bildete hier eine Art Republik, von welcher die gleichzeitigen Schriftsteller berichten: »Es ist eine Art Republik, ursprünglich aus Menschen ohne Religion und Gesetz zusammengesetzt, welche die Nothwendigkeit der Selbsterhaltung, eine Regierform anzunehmen gezwungen hat. Man findet hier Flüchtlinge jeder Art und jedes Volkes; Priester; Mönche, Soldaten, Künstler, Portugalen, Spanier, Kreolen und Farbige jeder Abstufung.« Diese Bevölkerung, welche Anfangs aus kaum 100 Personen bestand, hatte sich innerhalb 20 Jahren außerordentlich vervielfacht, und zeichnete sich durch Kühnheit, Unternehmungsgeist und Hang nach Abenteuern aus. Damit verbanden sie eine schwärmerische Liebe zur Freiheit. Sie duldeten kein anderes Zeichen der Abhängigkeit von Portugal, als daß sie von dem Golde, welches sie auffanden, das Fünftel dem Könige von Portugal entrichteten. Die Gouverneure wagten es nicht, diesen entschlossenen Freistaat zu beunruhigen; die Paulisten dagegen kümmerten sich wenig um die portugalischen Gouverneure, und verwandten ihre Kräfte viel lieber zu Kämpfen mit den Wilden, und zu Reisen nach den entferntesten Gegenden des Innern. Ohne die Paulisten würde die Kunde des innern Brasilien, sammt den Me-

tallschätzen des Landes, noch lange ein Geheimniß geblieben seyn; aber diese unternehmenden Waghälse drangen mitten durch wilde Völker in das Herz des Landes vor, und Sebastian Fernandez Tourinho von Porto Seguro gelang es, den Rio-Doce hinauf zu fahren, und bis Jkuithinonha vorzudringen, und wieder zur Seeküste zu gelangen. Die von ihm entdeckte Landschaft ist nichts geringeres, als die heut zu Tage so berühmte Provinz Minas Geraes. Er brachte von dieser abenteuerlichen Reise so bedeutende Proben von Gold und Edelsteinen mit nach St. Paulo, daß sich die Paulisten dadurch noch mehr aufgemuntert fühlten, ihre Streifereien in das Innere des Landes fortzusetzen.

Eine lange Reihe von Jahren hindurch blühte auf solche Art Brasilien im Stillen fort, und gelangte bald dahin, daß es der Unterstützung des Mutterlandes gänzlich entbehren konnte. Im Jahre 1580 kam Brasilien mit Portugal unter spanische Herrschaft, und mußte nun alle Unglücksfälle theilen, welche die unglückselige Regierung Philipp II. in Spanien heimsuchten. Bei der Sorglosigkeit, womit Portugal bisher Brasilien behandelt hatte, unterhielt dieses leicht freundschaftliche Verbindungen mit England. Jetzt benutzte dieses seine Zwistigkeiten mit Spanien zu räuberischen Einfällen in Brasilien, wodurch manche aufblühende Kolonie beinahe vernichtet wurde. Im Innern dauerten die Kriege der Kolonisten gegen die Indianer fort, und bedrohten diese Armen mit völliger Ausrottung.

Um das Jahr 1611 machten die Franzosen neue Versuche, sich in Brasilien niederzulassen. Es wurden von einer Gesellschaft von Kaufleuten Schiffe ausgerüstet und mit Kolonisten beladen, welche sich auf der Insel Maranhao niederließen. Zu gleicher Zeit beschlossen auch die Statthalter von Brasilien, die Provinzen nördlich dem Äquator untersuchen zu lassen. Albuquerque, ein Urenkel des Siegers in Indien, wurde damit beauftragt. Er drang bis Para vor, und erhielt hier Nachricht von der französischen Niederlassung. Mit Verstärkungen eilte er sogleich dahin, und nach tapferer, aber vergeblicher Ge-

genwehr wurden die Franzosen gezwungen, auf denselben Schiffen, mit denen sie hieher gekommen waren, nach Frankreich zurückzukehren. Hier wurde sodann die Stadt Belem gegründet. Diese neue Niederlassung erhielt einen eigenen Gouverneur unter dem Namen Esdada de Maranhao.

3. Die Holländer in Brasilien.

Die Herrschaft Spaniens über die portugalischen Besitzungen war diesen schon dadurch höchst verderblich, daß sie ihnen die ganze Welt zu Feinden erweckte, und diese feindseligen Expeditionen drohten Brasiliens kaum gegründeten Wohlstand zu vernichten. So segelte 1623 eine holländische Flotte nach Brasilien ab, um sich daselbst bleibend festzusetzen. In den darauf folgenden langjährigen Kriegen, die mit abwechselndem Glücke geführt wurden, faßten auch die Holländer, besonders unter dem Prinzen Moriz von Nassau, festen Fuß, und gründeten ihre Herrschaft. Es war ein glücklicher Gedanke der Holländer, einen Prinzen von Geblüt als Statthalter nach Brasilien zu senden, denn unter dem Auge dieses Fürsten gründete sich die Herrschaft der Holländer fest, breitete sich aus, und Brasilien fing an, auf holländisch aufzublühen. Der mißtrauische Krämergeist der holländischen Handelsgesellschaft scheute aber die wachsende Gewalt eines Fürsten. Der Prinz ward zurückberufen, und ein kaufmännisches Komptoir trat an die Stelle der kräftigen Regierung des Einzelnen. Im Jahre 1640 fiel Portugal unter seine Regenten wieder zurück, und wurde von Spanien unabhängig. Die Brasilianer regten sich, ein Befreiungskrieg begann, und 1655 wurden die letzten Holländer aus Brasilien vertrieben. Die Geschichte dieser Kriege und Expeditionen ist die einzige Quelle geographischer Kenntnisse dieser unermeßlichen Länder. Keine andern Reisen, als um Schätze zu holen und zu plündern, wurden in jener Zeit nach Brasilien unternommen. Von den 130,000 Quadratmeilen, welche Brasilien umfassen, wurde nur dasjenige bekannt, was sich zu-

fälliger Weise enthüllte. An wissenschaftliche Entdeckungsreisen dachte Niemand.

Demungeachtet regte sich im Süden Brasiliens der Entdeckungsgeist. War es den beinahe verwilderten Paulisten auch nicht um Entdeckung der Länder zu thun, so waren sie doch lüstern nach Schätzen. Die Bevölkerung hatte in St. Paulo erstaunlich zugenommen; es gingen also ganze Banden rüstiger Männer in verschiedene Theile der unermeßlichen Wildniß ab, und jede solche Rotte wählte sich einen Anführer, und brachte auf den Streifzügen wohl ganze Monate zu. Die wilden Völker befanden sich sehr übel dabei, wo man sie traf, wurden sie bekämpft, zu Sklaven gemacht oder ausgerottet. Die Sklaven wurden an reiche Pflanzer um hohe Preise verkauft, und auf diese Weise diese wahren Raubzüge so einträglich wie möglich gemacht. Nach dieser Methode entdeckten die Paulisten nach und nach das ganze südliche Brasilien, wurden mit dem Innern des Landes vertraut, und lernten die mineralischen Schätze seiner Flüsse und seines Bodens kennen. Die Paulisten entdeckten zuerst die berühmten Goldminen von Jaragua, und später noch bedeutendere. Eine Kolonie aus St. Paulo ließ sich inmitten dieser Reichthümer nieder, und gründete die Stadt Villa Ricca im Jahre 1710. Der Reichthum dieser Menschen an Gold und Edelsteinen erregte endlich die Aufmerksamkeit der Kolonisten von Rio de Janeiro. Ein Theil der letztern bahnte sich den Weg zu den Paulisten, gerieth mit den letztern in Streit, und es entspann sich ein Krieg, in welchem die Paulisten besiegt, die Hülfe des Statthalters von Brasilien anriefen. Der Statthalter kam auch richtig, unterjochte beide Parteien, und Villa Ricca wurde die Hauptstadt der Provinz Minas Geraes.

Zu gleicher Zeit drang eine andere Partei der Paulisten tiefer noch in das Innere ein, fand eine Menge Goldminen, bekämpfte die Eingebornen, und befreundete sich endlich mit ihnen nach Römerart, indem sie die Töchter des Landes zu Weibern nahmen. Durch sie wurde die Stadt Goyaz, in der Provinz gleichen Namens, gegründet.

Portugal begann endlich, den reichen Schätzen, die aus Brasilien flossen, und selbst die kühnste Erwartung übertrafen, seine Neigung und Aufmerksamkeit im höchsten Grade zuzuwenden. Das Land blieb für jeden Fremden verschlossen, und wurde mit der eifersüchtigsten Sorgfalt bewacht; und obwohl in den Kriegen mit Frankreich, Holland und andern Mächten manche drohende Flotte abging, so gelang es Portugal dennoch, seine Schätze zu hüten. Ja, was noch mehr, es war so glücklich, dieselben vor der ganzen Welt zu verbergen, und Brasilien gewisser Maßen in Vergessenheit zu bringen. Daher kam es denn, daß Europa, nur von Perus Gold und Mexikos Schätzen träumend, Brasilien ganz vergaß, und sich daran gewöhnte, es als ein Land zu betrachten, aus dem man bloß Brasilienholz holen könne. Dahin zu reisen wurde Niemand lüstern, und die Jesuiten-Missionäre, so wie andere Orden, die sich mit der Bekehrung der Indianer zum Christenthume abgaben, hatten zu viele Gründe, die Augen der Europäer nicht zu wünschen, und ihr segensvolles Wirken vor ihrem Einflusse zu schützen, als daß sie sich durch Bekanntmachung dessen, was sie wußten, neugierige Störer ihrer Arbeiten hätten auf den Hals laden sollen.

Wir finden daher in der geographischen Entdeckungsgeschichte Brasilien nur wenig berührt, und bis zur Aufhebung der Jesuiten wüßten wir auch nicht eine einzige Reise nach Brasilien anzuführen. Erst im Jahre 1781 landete eine englische Flotte im Hafen des zur Hauptstadt von Brasilien erhobenen Rio Janeiro. Der Bruder des berühmten Marquis von Pombal hatte nämlich, als Generalstatthalter von Brasilien, im Jahre 1752 seinen Statthaltersitz von Bahia nach Rio de Janeiro verlegt, und dieses zur Hauptstadt von ganz Brasilien erhoben. Auf der daselbst landenden englischen Flotte befand sich auch ein nach Bombay in seinem Berufe reisender Feldprediger, Namens Langstedt. Dieser war ein geborner Hannoveraner, und schrieb mit deutscher Treuherzigkeit und Unbefangenheit einen Bericht über seine Reise, der hauptsächlich Brasilien, so viel er nämlich zu Rio Janeiro davon er-

fahren konnte, berührt. Dieses ist die erste Reisebeschreibung über Brasilien, welche in Europa bekannt wurde. Nach derselben wurde es wieder still. Erst 1802 hören wir wieder etwas von einem Engländer Thomas Lindley. Die Engländer waren nämlich das einzige Volk, welches Portugal einer nähern Freundschaft würdigte, und dem es die Schätze Brasiliens zu gute kommen ließ; aber auch Lindley drang nicht in das Innere des Landes vor, und für Europa blieb Brasilien noch immer unentdeckt. Im Jahre 1805 erhalten wir von Johann Daniel Kuniz, einem Deutschen, der viele Jahre Plantagen-Direktor in Surinam war, die ersten Nachrichten über das bis dahin beinahe ganz unbekannte Surinam, in Guyana, über Guyana selbst, und auch etwas über die Wildnisse Brasiliens. So waren die Kenntnisse von Brasilien beschaffen, als sich für die geographischen Entdeckungen eine neue glänzende Epoche anfing. Das Waffengeräusch Europas verscheuchte die friedlichen Wissenschaften, und diese fanden Begünstigung in den transatlantischen Wildnissen.

4. Der Hof von Portugal in Brasilien, und Enthüllung dieses Landes.

Die Ereignisse des Jahres 1807 trieben die portugalische Königsfamilie aus Europa hinweg, und der Prinzregent von Portugal, sammt der Königinmutter, mit einem Gefolge von etwa 15,000 edlen Portugalen, landete, freilich von keinem Pombal geführt, in Rio de Janeiro. Mit diesem wichtigen Ereignisse ging für Brasilien die Sonne eines neuen Tages auf. Es war das erste Mal, daß ein europäischer Fürst die Wichtigkeit seiner Kolonien zu erkennen sich genöthigt sah. Mit dem ersten Tritte, welchen Johann VI. in die neue Welt that, hatte Brasilien aufgehört, eine in Dunkelheit schmachtende europäische Kolonie zu seyn, und trat in den Kreis welthistorischer Staaten ein. Wie natürlich, nahm durch die Anwesenheit des Hofes in Rio Janeiro alles gar bald eine europäische Gestalt an. Die Brasilianer selbst erstaunten, sich auf einer so nie-

dern Stufe der Civilisation und Bildung zu finden, indem sie sich mit den gebildeten Ausländern, von denen es plötzlich zu Rio Janeiro wimmelte, verglichen; indem sie die fremden Gesandtschaften, die sich von allen Völkern Europas um den neuen Hof von Rio Janeiro versammelten, erblickten, erkannten sie mit Schrecken die schmachvolle Unmündigkeit, in welcher sie bisher von dem Mutterlande gehalten worden waren. Ja sie waren klug genug, einzusehen, daß selbst ihr eigenes Mutterland auf der Stufenleiter europäischer Civilisation einen ziemlich untergeordneten Rang einnahm. Man fing zum ersten Mal in Brasilien zu fühlen an, daß der Mensch außer Nahrung und Kleidung, wohl auch noch geistige Bedürfnisse habe, und nachdem der Stolz des portugalischen Hofes es für nöthig fand, seine bisherige Kolonie zu dem Range eines Königreiches zu erheben, so machte dieses hinwiederum nicht üble Miene, sich durch Aneignung geistiger Bildung diesen Titel zu verdienen. Wenn daher bis jetzt ein allgemeiner Abscheu gegen Fremde, die nicht Portugalen waren, Brasilien isolirt hatte, so verwandelte sich diese Fremdenscheu plötzlich in eine herzliche Hinneigung zu allem was europäisch war. Besonders brachten es die Verhältnisse des Hofes mit sich, daß den Engländern die Häfen Brasiliens geöffnet wurden, und es von diesen gebildeten Insulanern zu Rio Janeiro wimmelte. Die geistige, physische und politische Überlegenheit, welche England über das Mutterland behauptete, konnte den Brasilianern nicht entgehen, und diese fühlten sich um so mehr zu den Engländern hingezogen, als sich nach und nach der Groll gegen das Mutterland, der freilich in dem Benehmen des portugalischen Hofes in Brasilien nur zu viel Stoff fand, zu entwickeln anfing.

Von diesem Augenblicke an wird es in diesem Theile der Erde licht, und schon im Jahre 1809 und 1810 erhalten wir durch den Engländer Henri Koster eine Reise durch Guyana und Brasilien, welche derselbe auf dem Schiffe Lucy vollbracht hatte. Sie kann freilich mit den nachmaligen Reisen der Europäer nach Brasilien nicht verglichen werden, indem sie

im Grunde doch nur eine Art Küstenfahrt war. Demungeachtet erregte sie die Aufmerksamkeit Europas, welche außerdem durch eine Menge hieher gelangender Nachrichten von dem Glanze und Glücke des Hofes zu Rio auf das höchste gespannt wurde.

Die Ereignisse in der politischen Welt nahmen von 1809 bis 1815 die Gemüther Europas in Beschlag, und hätte die Regentschaft in Brasilien diese Zeit der Ruhe und des Friedens wohl benützt, so konnte sie sich daselbst die reichste und mächtigste Monarchie der Erde gründen. Man sollte es jedoch kaum glauben, daß der Hof, zur großen Freude der Engländer, während dieser ganzen Zeit des Friedens und des Glückes, nichts that, als genießen, Schätze sammeln, das Land aussaugen, und eine sardanapalische Hofhaltung einrichten. Die Portugalen, welche dem Könige auf dieser Lustreise nach seiner Goldquelle gefolgt waren, fielen wie blutsaugende Harpyen über das Land her. Alle Monopole wurden beibehalten, undurchdringliche Zolllinien sollten den Höflingen den Zwischenhandel sichern; der Brasilianer wurde von den übermüthigen Kämmerlingen nicht viel besser als einst der Indianer von den Einwanderern angesehen. Damit aber nichts fehlte, so wurde noch wegen der Banda Oriental ein muthwilliger Krieg mit den spanischen Kolonien angefangen.

Bald darauf ereignete sich die Emancipation von Buenos-Ayres. Das ganze spanische Südamerika pflanzte die Fahne der Unabhängigkeit auf, nur zu Rio Janeiro bemerkte man nichts. Indessen ereigneten sich auch in Europa zukunftschwangere Geschichten. Zu Oporto, in Portugal, brach eine Militär-Revolution aus; die Konstitution wurde proklamirt, und die Nachricht davon in Brasilien mit Jubel aufgenommen. Endlich brach in Brasilien selbst die Revolution aus; die bisherige Kolonie erklärte sich von gleichem Range mit dem Mutterlande, und die Konstitution konnte ihr nicht versagt werden. Nur durch die Bewilligung derselben gelang es Don Pedro, das Volk zu beschwichtigen, und der Krone Portugals noch einmal ihr bestes Kleinod zu erhalten.

Am 26. April 1821 kehrte Johann VI. nach Europa zu-

rück. Für Brasilien war es ein Glück, obwohl es mit einer entsetzlichen Summe, die ihm durch die Abreisenden entzogen wurde, diese Purifikation erkaufte. Der König allein nahm an ungemünztem Golde, ohne die Diamanten, 60,000,000 Crusaden mit; Don Pedro, der Kronerbe, blieb als Regent in Brasilien. Die Ereignisse folgten nun Schlag auf Schlag. Portugal wollte, Brasilien sollte in seine alten Kolonialverhältnisse zurücktreten; dieses wies solche Anträge mit gebührender Verachtung zurück; es erklärte sich unabhängig, gab sich eine Konstitution, wurde ein Kaiserthum, und was es noch in Zukunft werden wird, liegt im Schooße der Zeiten verborgen; aber von dem Augenblicke an, wo es sein königlicher Besuch verließ, öffnete es sich allen Völkern der Erde, und nun beginnen die eigentlichen Entdeckungsreisen zum Nutzen der Wissenschaft.

Einer der ersten, welcher die Ruhe Europas zu einer wissenschaftlichen Reise nach Brasilien benutzte, war ein deutscher Fürst, Maximilian Prinz von Neuwied. Humboldts unermeßliche Leistungen im Gebiete der Natur- und Völkerkunde hatten das Gemüth des jungen Prinzen mit einem edlen Enthusiasmus erfüllt. Durch Humboldts Forschungen lag das unermeßliche spanische Amerika vor unsern Blicken enthüllt da; nur über das ungeheure Brasilien hatten sich Humboldts Talente nicht verbreitet; denn, als derselbe in Amerika war, war Brasilien noch so sehr verschlossen, daß man in den ungeheuren Wildnissen am Rio Negro von Seite der brasilischen Behörden bereits alle Anstalten getroffen hatte, um Humboldt und seine Gefährten gefangen zu nehmen, falls sie Lust bekommen sollten, von dem Fort St. Karlos aus das portugalische Gebiet zu betreten. Was daher Humboldt für das spanische Amerika ist, wollte der Prinz von Neuwied für Brasilien werden, was gewiß ein edler und würdiger Entschluß war.

Besonders war es die Naturgeschichte, und hier wiederum die Zoologie, welche die Aufmerksamkeit und das Streben des Prinzen in Anspruch nahm. Der Engländer Mawe hatte bereits Erlaubniß erhalten, den Diamantdistrikt mineralogisch zu

untersuchen. Andere Deutsche, unter andern Eschwege, verweilten bereits in Brasilien; um so leichter erhielt der deutsche Prinz die Erlaubniß, Brasilien besuchen zu dürfen.

Er schiffte sich in England ein, und segelte am 20. Mai 1815 aus Europa ab. Die Schifffahrt ging, einige kleine Stürme an der brasilischen Küste ausgenommen, sehr glücklich von statten. Man erblickte schon am 27. Juni die Küste Brasiliens, und stieg nach sechzigtägiger Schifffahrt am 16. Juli in Rio de Janeiro ans Land. Den Europäern kam, wie natürlich, die prachtvolle Bai von Rio de Janeiro, welche, beiläufig gesagt, die schönste Landschaft unseres Planeten ist, wie eine Feenwelt vor. Nur im Opernhause sind wir gewohnt ein Migniaturbild dieses Gemisches von Wasser und Felsen, von mannigfaltigen Gewächsen und eben so mannigfaltigen Menschen, Trachten und Sitten zu schauen, als sich in Brasilien gleich dem ersten Anblicke des Reisenden darbieten. Nach einiger Erholung, und nachdem sich die Gemüther an das seltsame Schauspiel der transatlantischen Feenwelt einigermaßen gewöhnt hatten, trat der Prinz seine naturhistorischen Wanderungen an. Sie wurden Anfangs längs der Küste unternommen, und der erste Ausflug ging nach Cabo-Frio; weiterhin nach St. Salvador und sodann längs den Küsten nordwärts durch die Provinz Espiritu Santo, an den Rio-Doce, wo man durch einige Zeit verweilte, um sodann die Streifzüge bis nach Rio Grande de Belmonte fortzusetzen.

Am Rio Grande de Belmonte hatte der Prinz Gelegenheit, mit den berüchtigten, und in Brasilien noch immer gefürchteten Botokuden zusammen zu treffen, und über dieses interessante Volk Beobachtungen anzustellen. Noch drang der Prinz längs der Küste bis an den Rio de Ilheos vor, um von hier aus den eben genannten Fluß aufwärts in das Innere zu dringen. Die bisherige Reise war eine Art Jagdzug zu nennen, und obwohl mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden, konnte man doch von Stadt zu Stadt, von Niederlassung zu Niederlassung gelangen. Die Gastfreiheit der europäischen Kolo-

nisten in Amerika erleichtert das Reisen sehr. Demungeachtet hatte man bis jetzt schon viele Beschwerden und Entbehrungen eines halbwilden Landes ertragen müssen; nun aber wandte sich der Prinz mit seiner Gesellschaft landeinwärts von Villa de Ilheos nach St. Pedro d'Alcantara, um von da aus in das Innere der brasilianischen Urwälder vorzudringen. Der Zug wurde auch mit unglaublicher Ausdauer vollendet, und man gelangte wohlbehalten bis an die Grenzen der Kapitania von Minas Geraes. Im Innern der Urwälder ereignete sich indeß ein Vorfall, der die ganze Reise endigte. In den nördlichen Provinzen waren nämlich Unruhen ausgebrochen. Die ganze Reisegesellschaft wurde überfallen, als verdächtig gefangen genommen und fortgeschleppt. Die Art und Weise wie der Prinz mit seinem Gefolge behandelt wurde, ließ ihn jeden Wunsch, tiefer in das Land zu dringen, unterdrücken. Er eilte, als er seine Freiheit wieder erlangt hatte, nach Bahia, um nach Europa zurückzukehren.

Man muß es dem Prinzen zugestehen, daß seine Beschreibung des Gesehenen ein ziemlich mannigfaltiges Gemälde von der Natur des Landes darbietet. Die Schönheit und großartige Kraft der Vegetation ist mit lebendigen Farben geschildert; die höchst mannigfaltige Thierwelt erfreute sich einer ganz besondern Aufmerksamkeit, und auf sie war eigentlich die Vorliebe des Prinzen gerichtet. Seine Reisebeschreibung eröffnet daher ein prachtvolles Rundgemälde des schönen Brasilien, welches um so interessanter ist, als sich auch die vorkommenden Völkerschaften einer besondern Aufmerksamkeit zu erfreuen hatten. Den Prinzen begleiteten auf seiner Reise noch zwei Deutsche, die sich seitdem einen Namen gemacht haben, nämlich Sellow und Freyreiß. Was Humboldt für die spanischen Kolonien ist, das ist nun freilich die Reise des Prinzen für Brasilien nicht geworden; aber die Zoologie Brasiliens verdankt ihr außerordentliche Fortschritte, indem in dieser Hinsicht das Beste geleistet wurde, was wir bis jetzt über Brasilien besitzen. Ein anderer gewiß höchst beachtungswerther Vorzug derselben ist die eben so

einfache als getreue Schilderung des Landlebens in Brasilien; da der Prinz die Scenen, welche sich ihm vom Volksleben der Brasilianer unterwegs darboten, mit treuer Einfachheit in seinem Tagebuche aufbewahrt hat, und auf eine anziehende Manier wieder erzählt.

Für die Kunde Brasiliens und die Enthüllung dieser unbekannten Welt wirkte besonders ein höchst interessantes geschichtliches Ereigniß mit. Im Jahre 1817 ging die Vermählung der Erzherzogin Leopoldine von Österreich mit Don Pedro d'Alcantara, Kronprinzen von Portugal und Brasilien, vor sich. Dieses wichtige Ereigniß zog die Augen der ganzen gebildeten Welt von neuem auf Brasilien, und hat auf dieses höchst bedeutend und sehr wohlthätig eingewirkt. Das Land, welches man bisher so wenig beachtet, und für eine Wildniß gehalten hatte, sollte der Aufenthalt einer Fürstentochter des ältesten und ersten Fürstenhauses von Europa werden. Man sah diese mit allgemeiner Theilnahme ihrer fernen Bestimmung entgegen gehen, und dem Andrange der Deutschen nach Brasilien mag wohl größtentheils diese Theilnahme als Ursache zum Grunde liegen. Für die Kenntniß Brasiliens macht dasselbe unstreitig Epoche. Die erhabene Braut wurde nämlich von mehren gelehrten Kommissionen aus verschiedenen Ländern Europas begleitet; alle hatten den Auftrag: das Land, seine Beschaffenheit und Produkte, die Bewohner, ihre Sitten und Lebensweise, den Himmel und seine Erscheinungen, mit einem Worte, Brasilien zu erforschen und zu beschreiben.

Von Seite Österreichs ging der ausgezeichnete Naturforscher Johann Christian Mikan als Botaniker, Johann Emanuel Pohl als Mineralog, Johann Natterer als Zoolog dahin ab. Ihnen wurden beigegeben Heinrich Schott als Gärtner, Dominik Socher als Jäger, Thomas Ender als Landschaftmaler, Johann Bruchberger als Pflanzenmaler, und Frik und Schüch als Maler und Naturhistoriker. Diese Expedition hat bis jetzt unermüdet an der Erfüllung ihrer Aufgabe gearbeitet. Von den Hauptpersonen derselben wurden

bis 1821 die Provinzen von Rio Janeiro, Minas Geraes, die beinahe ganz unbekannten Gegenden der Provinz Goyaz, und den Maranhao aufwärts bis zu seiner Vereinigung mit dem Araguai, in der mannigfaltigsten Richtung durchreist und durchforscht. Die Karten erhalten durch diese Forschungen eine veränderte Gestalt, und die durchwanderten Provinzen werden im eigentlichen Sinne in die Erdkunde eingeführt. Für die Naturgeschichte des Landes haben diese Männer Unermeßliches geleistet. Die zwei Bände brasilianischer Pflanzen, welche seitdem in Wien erschienen sind, enthalten allein 200 der interessantesten, bisher unbeschriebenen Pflanzenarten Brasiliens, und die von Pohl so eben erschienene Reise im Innern von Brasilien gibt uns ein eben so erstaunenswerthes als überraschendes Gemälde einer in der That neuen Welt. Der erste Band schildert die Reise nach Rio de Janeiro, und die erste Ansicht des Landes auf einem Ausfluge über St. Cruz nach Angra dos Reyes. Nach diesem werden wir in das Innere der berühmten Kapitanie von Minas Geraes geführt. In einer prächtigen Reihe von Naturgemälden überschauen wir die Landschaften von Barbacena, San Joao del Rey, Oliveira, Formiga, Bambuia, St. Pedro d'Alcantara, Patrocinio und Paracatu do Principe. Wir sehen uns vergeblich nach einer ähnlichen Schilderung aus frühern Zeiten um; man kann sagen, daß hier fast jeder Schritt eine neue Entdeckung ist. Dieses gilt noch mehr, wenn wir die Provinz Goyaz betreten, und durch die Wüste von Serro do Cristaes nach St. Lucia, Meia Ponte, Corgo do Jaragua nach Villa Boa oder Cidade de Goyaz geführt werden, um daselbst die Regenzeit zuzubringen. Eine Reihe interessanter Ausflüge von hier macht uns mit dem Städtchen Anikuns, den Meiereien von Kayabos, wo Eingeborne zur Kultur erzogen werden, dann mit dem diamantführenden Rio Klaro bekannt.

Der zweite Band malt uns den nördlichen Theil der Kapitanie Goyaz, und führt uns über Barra, St. Rita, Pe-

dro Terceiro, Pilar, St. Jose, St. Felis, Villa da Palma und die dasigen Wüsten bis Porto Real. Wir schiffen uns hier auf dem Flusse Maranhao ein, um eine wilde Strecke von 92 Meilen durch lauter Wildnisse und Wilde aufwärts und zurückzufahren. Bei Porto Real steigen wir aus, und treten sodann durch die noch kaum von einem gebildeten Europäer betretene Richtung über Karmo, Arayas, Trahiras und Korgo do Jaragua nach Goyaz zurück. Die Reise von Goyaz führt sodann über einen andern Weg bis Kaldas Novas, in die Kapitanie von Minas Geraes über Allegres nach der Real Fazenda da Galena den Rio St. Franzisco aufwärts bis Barra, und sodann nach Minas Novas. Herrliche Exkursionen führen uns an den Rio Jequitinhonha über St. Miguel bis zu dem großen Wasserfalle Salto Grande, welchen die Botokuden umwohnen. Von hier kehren wir durch bekanntere Gegenden über Villa da Fanado Jtambe, Cidade de Mariana Villa Rica nach Rio de Janeiro zurück. Es ist kaum auszudrücken, welche neue Welt sich hier vor unsern Blicken entfaltet, und wir können nicht umhin, unter den Expeditionen, welche zur gelehrten Forschung Brasiliens dahin abgingen, der österreichischen den Vorzug zu geben. Noch haben wir bedeutende Früchte für die Kunde des östlichen Südamerika von diesen Gelehrten zu erwarten, da Hr. Natterer noch immer mit mehren seiner Gefährten für die Naturkunde Brasiliens daselbst rastlos thätig ist.

Außer der österreichischen Gelehrten-Expedition ging mit derselben Gelegenheit auch eine bayerische, schon früher beantragte, nach Südamerika ab. Es war früher im Plane, daß die bayerische Expedition nach Buenos-Ayres gehen, und von da aus Westamerika bis Mexiko besuchen sollte. Die Vermählung der Erzherzogin eröffnete aber das noch wenig bekannte Brasilien, und die beiden gelehrten Akademiker, Johann von Spix und Karl Friedrich von Martius, erhielten den Auftrag, die Reise in Brasilien zum Besten der Naturgeschichte und Landeskunde der neuen Welt zu benutzen.

Glücklicher Weise für die Wissenschaft zeichneten sich die bayerischen Gelehrten für ihre Forschungen eine eigene Richtung vor, und wählten sich eine solche Reiseroute in dem unermeßlichen Fremdlande, daß sie nur auf wenig Punkten diejenige Richtung, welche die österreichischen Gelehrten befolgten, berührten. Dadurch ergänzten die beiden gelehrten Gesellschaften eine die andere. Die bayerischen Naturforscher führen uns aus der Umgegend von Rio de Janeiro nach der so äußerst interessanten Urkolonie Brasiliens St. Paulo, von welcher sie uns eine meisterhafte Darstellung liefern. Von St. Paulo geht die Reise nach Ypanema, dem Eisendistrikte Brasiliens, und von da nach Matto Grosso; sodann über Sorokaba nach Villa Rica, der Hauptstadt des ältesten Goldlandes Brasiliens.

Besondere Aufmerksamkeit erregt die Beschreibung der Stadt und Umgebung von Villa Rica, dessen Boden im eigentlichsten Sinne aus Gold besteht, und der freilich bis jetzt auch bloß in Bezug auf dieses Metall gewürdigt wurde. Von Villa Rica ging die Reise nach Tejuko, der Hauptstadt des bis dahin hermetisch verschlossenen Diamant-Distriktes, wo die Diamanten auf dieselbe liederliche Weise, wie das Gold gewonnen werden. Der außerordentliche Reichthum edler Steine und Metalle, womit der lockere Boden Brasiliens geschwängert ist, macht es so leicht, diese Gegenstände zu gewinnen, daß der eigentliche künstliche Bergbau, der gewöhnlich ein fleißiges und industriöses Volk heranbildet, noch gar nicht versucht wurde. Der eigentliche Berg- und der ihn begleitende Ackerbau sind noch kaum in der Kindheit, und alles bisher gewonnene Gold und alle edlen Steine wurden durch Wäschereien und Ausschlemmen des Bodens und der Flußgerölle gewonnen. Die Gewinnung der Diamanten wurde sehr genau beobachtet; der Itambe bei der Villa do Principe, als der höchste Berg von Minas Geraes, bestiegen, und sodann die Reise über die Hochebene von Serro Frio nach Minas Novas fortgesetzt. So gelangte man durch den Sertao an den Rio St. Franzisco. Man stieg nun die einsamen Ebenen am Rio Karynhanha hinan, und

drang bis an die Grenze von Goyaz und den Tokantins vor. Ein besonderes Verdienst erwarben sich die bayerischen Gelehrten durch ihre Befreundung mit den wilden Stämmen Brasiliens, welche wir durch sie in der That zum ersten Male in einer gewissen Vollständigkeit kennen lernen. Sie begaben sich nach Bahia, und machten von hieraus erfolgreiche Ausflüge in die umliegenden Wildnisse des Innern. Nach einem längern Aufenthalte in diesen Gegenden, drangen sie nach Joazeiro vor, besuchten einen Theil der Provinz Pernambuko, und gingen über Airas und Kachias nach St. Luiz, der Hauptstadt von Maranhao, welche wiederum zum Mittelpunkte für verschiedene Ausflüge in das Innere des Landes benutzt wurde. Eine Seefahrt brachte sie nun nach St. Maria de Belem, der Hauptstadt von Granpara, von wo aus die Krone der Reise, die Fahrt auf dem Amazonenstrome, vollbracht wurde. Mit einer wahrhaft heldenmüthigen Anstrengung wurde von Belem aus die Entdeckungsreise auf dem Riesenstrome der Erde vollbracht. Man fuhr durch das labyrinthische Delta des Amazonenstromes, durch die Flußenge des Obydos nach der Festung da Barra, Hauptort der Provinz am Rio Negro; sodann schiffte man auf dem Solimoes bis nach der Villa de Ega, und von da bis zu dem Grenzposten Tabatinga hinauf, und wieder nach der Barra do Rio Negro, als dem Centralpunkte der Unternehmungen, zurück. Martius machte sodann eine Fahrt auf dem Yupura aufwärts, bis zu den Raudales von Arara-Koara, und Hr. Spix fuhr den Rio Negro bis Barcelos hinauf. Nach einem längeren Aufenthalte in diesen unermeßlichen Wildnissen, und nachdem man einen großen Theil des Stromgebietes untersucht hatte, kehrte die Gesellschaft nach Granpara zurück, und schiffte sich nach Europa ein.

Wir müssen gestehen, die Reiseroute hätte nicht glücklicher gewählt werden können; denn, verbunden mit derjenigen der österreichischen Mission, bildet sie eine Art Netz über das unermeßliche Brasilien, das wir nun in allen seinen Theilen kennen lernen. Ein edler Wetteifer trieb beide Reisegesellschaften

an, ihre Erfahrungen für die Wissenschaften fruchtbar zu machen; sie bilden vereinigt ein großes, ganz Brasilien umfassendes Unternehmen. Die Reise der bayerischen Gelehrten erschien in München in drei Quartbändchen, und bildet ein würdiges Seitenstück zu Humboldts Reisen nach den Äquinoktialländern. Prächtige Atlasse für die Naturgeschichte Brasiliens begleiten sie, und es ist nichts vernachläßigt worden, was das ganze Werk eben so genuß- als lehrreich machen kann. Besondern Dank haben sich aber die bayerischen Gelehrten durch ihre Aufmerksamkeit auf die Ureinwohner Brasiliens erworben, und Martius Abhandlung von dem Rechtszustande unter den Ureinwohnern Brasiliens ist ein höchst dankenswerthes Geschenk für die Menschengeschichte Amerikas.

Diese Expeditionen waren auch noch von einer dritten Gesellschaft, die der Großherzog von Toskana beifügte, begleitet. Von dieser Seite wurde der gelehrte Doktor Radi ausersehen; doch ist uns bis jetzt von den Bemühungen des italienischen Gelehrten noch nichts zu Gesichte gekommen. Nach diesen wichtigen Reisen in Brasilien dürfen wir nicht mehr über Unbekanntschaft mit dem Lande klagen, denn es wurde uns von Meisterhänden aufgehellt.

Außer den bisher genannten öffentlichen Unternehmungen trugen auch noch mehre einzelne Reisende nach Kräften dazu bei, uns über nichts unbelehrt zu lassen. Höchst verdienstvoll in dieser Hinsicht sind die Nachrichten, welche Hr. v. Eschwege, Minendirektor in Brasilien, nach seiner Rückkehr nach Deutschland bekannt machte, und bekannt zu machen noch immer fortfährt. Dieser gelehrte Bergkundige hat bei seinem vieljährigen Aufenthalte im Innern Brasiliens die Konstruktion des Bodens mit der exaktesten Genauigkeit erforscht, und die Mittheilungen, welche er bekannt macht, machen uns mit dem fernen Wunderlande so vertraut, als mit der eigenen Heimath. Seine Beiträge zur Gebirgskunde Brasiliens begründen so zu sagen eine eigentliche Geographie dieses werdenden Reiches.

Schätzbare Beiträge für das Leben in Brasilien enthält

auch die Reise des Engländers Lukok, der zehn Jahre hindurch in Rio Janeiro und der Umgebung zubrachte. Beiträge zur Kunde Brasiliens liefern auch Alexander Caldcleugh's Reisen in Südamerika, welche außer Buenos-Ayres und Chili, vorzüglich Brasilien umfassen. Die Reise wurde in den Jahren 1819 bis 1821 vollbracht, und sind in Bezug auf das bürgerliche Leben, wie es dazumal war, nicht ohne Interesse, leisten aber in Bezug auf Landeskunde nur wenig.

Wichtiger sind Langsdorffs Reisen in Brasilien, da dieser hochverdiente Mann stets von einer Menge Europäer umgeben ist. Er wurde auf seinen zahlreichen Wanderungen immer von Astronomen, Botanikern, Malern und Naturkundigen begleitet. Unter seinen Begleitern darf der berühmte Landschaftsmaler Rugendas um so weniger vergessen werden, als seine prachtvollen landschaftlichen Darstellungen uns Brasilien gleichsam auf unsere Studierstuben bringen. Die einzelnen Bekanntmachungen über Brasilien, welche wir Hrn. v. Langsdorff verdanken, bilden zusammen eine höchst ergiebige Quelle brasilianischer Studien.

Noch haben wir Mathisons, Mollien, Mylius und Walsh Notizen aus Brasilien, welche aber mehr politische als geographische Neuigkeiten bringen. Interessanter ist die Reise des Friedrich von Weech, der mehre Jahre hindurch, und unter verschiedenen Verhältnissen, in Brasilien gelebt hat. Bei dem lebhaften Verkehr, der zwischen Brasilien und Europa Statt findet, häufen sich die einzelnen Nachrichten von dem erstern mit jedem Tage, und wie das rege Streben unter den Menschen heut zu Tage auch das Verborgenste aufhellt, so ist auch seit zwei Decennien das bis dahin in tiefe Nacht gehüllte Brasilien an das helle Licht des Tages hervorgetreten.

5. Das Innere von Südamerika.

Die ersten Entdecker wurden, wie natürlich, bei ihren Unternehmungen mehr auf die Küsten von Südamerika beschränkt, da es etwas schwierig war, mit den geringen Kräften, womit

die meisten ausgestattet waren, in das Innere des Landes einzudringen, und es auch gefährlich schien, sich zu weit von den Schiffen zu entfernen. Wir finden daher die Conquistadoren immer in den Küstenländern, und die ersten Ansiedelungen der Europäer wurden allezeit auf Inseln, oder an Küsten niedergelegt, und wenn man auch nach den vermutheten Schätzen des Innern lüstern war, so boten sich doch wieder so viele Hindernisse dar, daß nur wenige Abenteurer es wagten, in das Innere des Landes einzudringen. Einer der ältesten Reisenden in Südamerika ist ein Deutscher, dessen wundersame Geschichte und Berichte wir unter dem Namen der Abenteuer Huldreich Schmidels kennen. Bei alledem finden wir jedoch bei ihm manche Detailnachricht, die man kaum suchen möchte, und der schlichte deutsche Verstand ließ ihn manche recht gute Beobachtung machen. Ein anderer Deutscher, der um das Jahr 1541 einen Zug in das Innere Südamerikas wagte, war Philipp von Hutten. Er war mit der welserischen Kolonie nach Venezuela gekommen, und wünschte das durch Pizarros Leute berühmt gewordene El Dorado oder Goldland aufzusuchen. Freilich erreichte v. Hutten nach unseligen Mühseligkeiten und Beschwerden nichts, als daß er nach seiner Rückkehr nach Europa einen dicken Band Abenteuer schreiben konnte. Die Entdeckungen beider deutschen Abenteurer sind von keinem Belange.

Wichtiger war allerdings die schon oben erwähnte kühne Fahrt des Orelana auf dem Amazönenstrome, denn sie enthüllte das Innere der unermeßlichen Wildnisse des Kontinents. Der Amazonenfluß nahm seit Orelanas kühner und abenteuerlicher Fahrt die Aufmerksamkeit der entdeckungslustigen Europäer um so mehr in Anspruch, als eines Theils dieser eine natürliche Straße, um in das Innere des Kontinents einzudringen, darbot, anderseits Orelana durch seine Berichte und Fabeln eine Lockspeise hingestellt hatte, nach der die Europäer zu lüstern waren, um nicht angezogen zu werden. Im Jahre 1560 finden wir einen navaresischen Edelmann, Namens Pedro d'Orsua, der sich dem Marquis de Canete, Viceкönig von Peru, zu

einer Reise auf dem Marañon anbietet. Dieses Anerbieten wurde angenommen, und da Orsua's Persönlichkeit Zutrauen einflößte, so fanden sich auch gar bald eine Menge Abenteurer zu ihm, so daß er bald ein Korps von 700 alten Soldaten mit hinlänglichen Pferden und Provisionen um sich versammelt sah. Seine genaue Kenntniß des Landes erleichterte ihm die Unternehmung, und er ging gerade nach dem Flusse Moyabamba, um sich auf demselben nach dem Amazonenstrome einzuschiffen. Orsua wurde auf dieser Reise von seiner Gattin begleitet, und dieses war sein Unglück. Zwei Abenteurer seines Korps, Ferdinand de Gusman und Lopez d'Aguire, faßten für die Gattin ihres Generals eine heftige Leidenschaft. Diese zu befriedigen, zettelten sie eine Meuterei unter den Truppen an, und ermordeten d'Orsua. Diese Rotte erwählte nun Gusman zu ihrem Könige; aber er erfuhr nach wenig Tagen schon das Schicksal seines gemordeten Herrn. Lopez d'Aguire maßte sich nun die Königswürde an, und regierte unter seinen Abenteurern mit einer Furie und Gewalt, die seinen Namen zum Kinderschreck unter den Spaniern Amerikas bis auf den heutigen Tag gemacht hat. Er faßte keinen geringern Entschluß, als den Amazonenstrom hinab zu schiffen, sich in Guyana nieder zu lassen, und von da aus Peru und Neugranada zu erobern. Er versprach seinen Soldaten alle Schätze seiner Widersacher, und es ist noch ein Brief vorhanden voll Drohungen, in welchem er Philipp II. seinen Gehorsam sehr förmlich aufkündigt. Mit einem abenteuerlichen Muthe schifften diese Empörer in dem Amazonenstrom hinab, erreichten mit einem wunderbaren Glücke die Mündungen dieses großen Wassergebietes, fuhren in das atlantische Meer, und landeten auf der Insel Margarita, wo der Hafen noch heut zu Tage der Hafen des Tyrannen heißt. Hier wurde der Gouverneur Andrada, nebst mehren angesehenen Personen, gemordet, die Insel geplündert und mit unerhörten Grausamkeiten befleckt. Endlich verließ man die Insel, und nun erfuhr Kumana, die Küste von Karakas und Venezuela bis St. Martha dasselbe Schicksal. Von hier aus

drangen diese Räuber nach Neugranada ein, und marschirten auf Quito los, in der Absicht, sich Perus zu bemächtigen. Da kamen ihnen aber spanische Truppen entgegen, sie wurden geschlagen, und mußten die Flucht ergreifen. Seine einzige Tochter hatte Aguire auf allen seinen Zügen begleitet. Jetzt, wo ihm jede Hoffnung schwand, stellte er ihr vor, wie sein Wille gewesen sey, sie auf einen Thron zu setzen. Da aber das Glück ihn verlassen, so sey es für die Tochter eines so großen Mannes schicklicher, von der Hand des Vaters zu sterben, als mit dem Namen einer Tyrannen- und Verräther-Tochter unter Feinden zu leben. Er hatte diese Tochter überaus lieb, ermordete sie aber mit eigener Hand; wurde bald darauf gefangen, nach Trinidad abgeführt, und daselbst hingerichtet. Seine Unternehmungen und Reisen waren in der That eben so gewaltig, als seine Verbrechen.

Wir wollen hier noch mehre Unternehmungen auf dem Marañon zusammenstellen, denn die übrigen gleichzeitigen Unternehmungen in das Innere Amerikas nehmen die Aufmerksamkeit weniger in Anspruch. Erst im Jahre 1606 sehen wir die Jesuiten, denen die Enthüllung Amerikas so viel verdankt, wieder von Peru aus an die Flußgewässer des Amazonenstromes hinabdringen. Mehre Väter waren in der Absicht, das Evangelium zu predigen, unter die Kofanes, welche um die Quellen des Koka wohnten, eingedrungen. Sie mußten aber sehen, wie ihr Gefährte, Pater Raphael Ferrier, erschlagen wurde, und die Flucht ergreifen. Aus dem Jahre 1621 ist Nachricht von einer Fahrt des Alonso Miranda auf dem Marañon vorhanden; sie scheint aber, sammt der des Joseph Maldonado, nur wenig Erfolg gehabt zu haben. Einige Jahre später versuchten die Portugalen ihr Glück auf demselben Strome, und Bonito Macul, Gouverneur von Bara, drang in den Strom ein, wurde aber von seinem Hofe abberufen. Der spanische Hof, damals im Besitze von Brasilien, beorderte 1633 den Gouverneur von Para, Franzisco Carvallo, den Amazonenstrom hinaufzuschiffen; doch scheint auch diese Unterneh-

mung keinen Erfolg gehabt zu haben. Glücklicher waren die zwei Franziskaner, Dominik Brito und Andreas v. Toledo, welche mit heroischem Muthe durch feindselige Indianer von Quito aus bis an die Ufer des Marañon vordrangen, sich sodann auf einer elenden Barke einschifften, und 1636 mit wunderbarem Glücke nach Para gelangten. Von ihrer Erzählung begeistert, ergriff der Gouverneur von Para die Gelegenheit, eine kleine Flottille auszurüsten, mit welcher Texeira den Fluß hinaufschiffen sollte.

Am 28. Oktober 1637 ging Texeira mit 47 Kanots verschiedener Größe unter Segel. 60 Soldaten, 200 Indianer, nebst einer Menge Weiber und Diener, zusammen bei 2000 Personen, machten die Equipage aus. Man fuhr in die Mündungen des Stroms ein. Obwohl die zwei erfahrnen Franziskaner als Führer die Reise mitmachten, so halfen diese doch nur wenig, denn die Strömungen waren so schwer zu überwinden, daß man sich bald nach dem südlichen, bald nach dem nördlichen Ufer gerissen sah. Man drang sehr langsam vorwärts, und die Lebensmittel verringerten sich. Dieser Umstand zwang zu mancherlei Landungen, die fruchtlosen Aufenthalt verursachten. Die Indier fingen an zu entlaufen, und Texeira hatte die größte Mühe, den Rest seiner Mannschaft zusammen zu halten. Durch allerlei Künste mußte dem Entlaufen der Indier vorgebeugt werden, und so gelangte man mit vieler Schwierigkeit am 24. Juni 1638 an die Stelle, wo der Pagamino in den Marañon mündet. Man fand hier die Überreste eines spanischen Forts, und schiffte sodann bis zum Rio Napo aufwärts. Endlich gelangte man an einen geschickten Landungsplatz, wo man glaubte, eine Zeit lang sich erfrischen zu können. Man verweilte daselbst 11 Monate, und setzte sodann seine Reise zu Lande nach Quito fort. Das Erscheinen der Portugalen in Quito erregte daselbst das größte Erstaunen. Man nahm die kühnen Reisenden, wie Pater Acuna erzählt, zu Quito mit zärtlicher Bewunderung auf; Dank- und Freudenfeste wurden gefeiert, und man betrachtete nun das ungeheure Binnenland als geöffnet. Es wurde beschlos-

sen, daß die kühnen Portugalen, von einigen Spaniern aus Peru begleitet, dieselbe Reise wieder zurückmachen sollten. Man wollte ihnen allen Vorschub und alle Bequemlichkeit gewähren, deren man fähig wäre.

6. Fortsetzung des Vorigen.

Zu einem so glorwürdigen Unternehmen fanden sich sogleich mehre ausgezeichnete Personen bereit. Unter vielen Männern von Rang und Vermögen, die sich zu diesem Unternehmen erboten, wurde Christoph d'Acuna und Andrea d'Artieda, Professor der Theologie an dem Kollegio von Cuenca, wovon d'Acuna Rektor war, auserwählt. Sie erhielten den Befehl, Texeira auf seiner Rückreise zu begleiten, sich sodann nach Spanien zu begeben, und dem Könige über dieses Unternehmen Rechenschaft abzulegen.

Am 26. Januar 1639 ging die ganze Reisegesellschaft von Quito ab, und fing an, das Hochgebirge hinab zu steigen, an dessen Fuße der Marañon seine Fluthen wälzt. Dem Pater d'Acuna verdanken wir die interessante Beschreibung dieser Reise. Der Amazonenstrom, sagt d'Acuna, durchfließt ausgedehnte Königreiche, und erweist ihnen mehr Wohlthaten als der Ganges, Euphrat oder Nil den anliegenden Ländern. Er nährt eine unzählige Menge von Völkerschaften, und führt seine süßen Gewässer in das weit entlegene Meer, indem er bei weitem mehr Flüsse aufnimmt. Wenn die Ufer des Ganges mit goldhaltigem Sande bedeckt sind, so enthält der Amazonenstrom dagegen reinen Goldsand, und da seine Gewässer aus goldreichen Gegenden kommen, so öffnen sie beständig neue Minen, deren Metall sie in sich bergen. Endlich ist das Land, welches der Strom durchfließt, ein irdisches Paradies, und wenn die Anwohner der Natur nur ein wenig zu Hülfe kämen, so würden die Ufer dieses großen Stromes sich in einen unermeßlichen Garten verwandeln. Die Ablagerungen des Stromes allein würden das Land, ohne anderes Zuthun, befruchten. Überdieß finden sich alle Naturreichthümer in den umliegenden Ländern in uner-

licher Fülle. Der Strom wimmelt von Fischen; in den Wäl-
leben die mannigfaltigsten Thiere, und eine unzählige Menge
rschiedener Vögel. Die Bäume sind mit Früchten beladen, und
der Boden birgt edle Gesteine und reiche Metallschätze. An dem
Strome findet man keine anderen Anwohner als solche, die stark
und wohlgebaut sind, und voll Scharfsinn für alles, was ihnen
als Bedürfniß erscheint. Der gelehrte Jesuite schildert alle Ein-
zelheiten des Landes, alle Zuflüsse des Stromes, die Bewohner,
ihre Sitten, ihre Religion und Gebräuche, mit allen ihm vor-
kommenden Naturgegenständen so ausführlich und richtig, daß
die Beschreibung auch jetzt noch für eine der besten gelten kann,
und nur in Bezug auf wissenschaftliche Genauigkeit, von der Be-
schreibung des Condamine übertroffen wird. Was jedoch
die eingebornen Völker betrifft, so läßt sie nichts zu wünschen übrig.

Texeira kam glücklich zu der Stelle zurück, wo er auf der
Hinreise sein Lager aufgeschlagen, ein kleines Fort erbaut, und
eine Besatzung zurückgelassen hatte. Leider fand man den zurück-
gelassenen Kapitän mit einem großen Theil der Besatzung todt.
Er hatte sich gegen die Eingebornen manches erlaubt, und wurde
von ihnen erschlagen. Pater Acuna rechtfertigt die Eingebor-
nen, und vertheidigt sie gegen den Vorwurf der Grausamkeit
und des Kannibalismus. Er zeigt überhaupt überall ein sehr men-
schenfreundliches Herz, und es scheint, daß er, wie die meisten
Väter seines Ordens, die Kunst, mit rohen Völkern umzugehen,
in einem hohen Grade besessen habe. Wir lernen durch ihn die
Aguas oder Omaguas, die Yorimos, Kuchigaras und
Kuriguires kennen; letztere schildert er uns als eine sehr
schöne, riesenhaft gebaute Nation. Von den Kaupanas und
Kurinas rühmt er ihre Geschicklichkeit in allerlei Schnitzwerk.
Sie bilden mit den rohesten Werkzeugen Thiere und Menschen-
gestalten, so wie eine Menge anderer Schnitzwerke von bewun-
dernswerther Schönheit. Dieses würde freilich die auf den Fel-
sen am Orenoko eingegrabenen Bildwerke auf eine sehr einfache
Weise erklären. Eben so merkwürdig ist sein Bericht, daß er bei
dem Volke der Karaguanas eiserne Waffen fand. Auf die

Frage, woher sie selbe hätten, erklärten sie, daß sie solche von den Stämmen erhielten, die an den Küsten Guyanas wohnten. Sie wurden wahrscheinlich durch Holländer an die Bewohner Guyanas gebracht, und gelangten durch Tausch bis in das Innere des Kontinents.

Am 12. Oktober 1640 befand sich die Flotte in den Mündungen des Rio Negro. Am Rio Kayari traf man das Volk der Tupinambas, über deren Geschichte Acuna geistvolle Aufschlüsse gibt. Einige Portugalen wünschten hier Sklaven zu machen, um sich durch deren Verkauf für die Mühe einer so langen Reise zu entschädigen. Texeira hatte aus Furcht vor einem Aufstande bereits eingewilligt; aber der menschenfreundliche Acuna und sein Gefährte Artieda widersetzten sich mit solcher Standhaftigkeit, daß die Tumultuanten von ihrem Vorhaben abstehen mußten. Ganz waren sie aber nicht im Stande, alle Grausamkeit gegen die nackten Eingebornen zu verhindern. Nach mancherlei Abenteuern gelangte die ganze Flotte glücklich nach Para zurück. Die Reise hatte nach Quito und zurück über drei Jahre gedauert. Der materielle Gewinn war den Anstrengungen keineswegs angemessen; aber die Kenntniß Amerikas erhielt einen Zuwachs, den nicht leicht eine andere Reise vor- oder nachher aufzuweisen hat.

7. Reisen in die la Plategegenden.

Während das oben Angeführte am Amazonenstrome geschah, enthüllte sich auch nach und nach manche der wildesten Gegenden Südamerikas. So drang von Lust nach Abenteuern getrieben der Spanier Juan de Goray in die Wildnisse des Chako am la Platastrome ein, und gründete daselbst die Stadt Chako. Pedro Sarmiento de Gamboa besuchte Patagonien. Ein Deutscher, Johann Georg Oldenburg, und Hans Stade, ein anderer Deutscher, durchwanderten die Wildnisse Brasiliens und Buenos-Ayres, verweilten durch mehre Jahre unter den wilden Völkern, und kehrten reich an allerlei Nachrichten nach Europa zurück.

Die erste Kenntniß des la Platastromes verdanken wir jedoch dem Spanier Juan Diaz de Solis, der 1515 denselben entdeckte, und eine bedeutende Strecke weit hinauffuhr. Er bezahlte diese Entdeckung mit seinem Leben, indem er unter den Pfeilen der Wilden fiel. Auch die Portugalen hatten versucht, durch Brasilien nach Peru vorzudringen, kamen aber ebenfalls unter den Wilden um.

Im Jahre 1526 machte Sebastian Cabot auf dem Schiffe Viktoria, mit welchem Magellan die Erde umsegelt hatte, eine Reise nach den südlichen Gegenden Amerikas, fuhr in den Rio de la Plata ein, und gelangte bis an seine Vereinigung mit dem Paraguay. Er fuhr auch noch den Uruguai eine Strecke hinauf, bis zur Mündung eines kleinen Flusses, den er St. Salvador nannte, wo er ein Fort erbaute, welches jedoch ihn die Indianer bald zu verlassen zwangen. Ein zweites Fort wurde an dem Flusse, der aus den Bergen von Tukuman kömmt, erbaut, und ist unter dem Namen, der Thurm des Cabot, bekannt. Die Indianer zeigten sich auch hier feindselig, aber Cabot richtete eine furchtbare Niederlage unter ihnen an, und rächte den Tod so vieler Spanier, die hier umgekommen waren. Von hier aus sandte er Ferdinand Calderon nach Spanien zurück, um Bericht von seinen Entdeckungen zu erstatten. Er selbst blieb am Paraguay zurück, hatte sowohl mit den Eingebornen, als den aus Brasilien herüberdringenden Portugalen einen schweren Stand, und gerieth, da aus Spanien keine Hülfe kam, in die äußerste Noth. Er kehrte nach Spanien zurück, und starb bald darauf. In der Absicht, eine neue Kolonie zu gründen, ging Pedro de Mendoza im Jahre 1535 aufs neue nach dem la Platastrome ab, und wurde der Gründer von Buenos-Ayres. Um diese Kolonie emporzubringen, wurde 1538 Alfonso de Cabrera mit Kolonisten dahin gesandt. Er fand Buenos-Ayres in dem elendesten Zustande, von Hunger und Indianern gedrängt. Mit seiner Beihülfe wurde das später so schnell emporblühende Buenos-Ayres vom Untergange gerettet, und die Stadt Assump-

tion in Paraguay gegründet. Die kühnen Spanier jener Zeit drangen in den völkerreichen Chako vor, machten sich mit dem Innern des Landes bekannt, und Assumption bevölkerte sich so schnell, daß Buenos-Ayres beinahe ganz verlassen wurde. Erst im Jahre 1580 gründete Ortiz de Zarate das heutige Buenos-Ayres aufs neue.

Die größten Verdienste um die geographische Enthüllung des innern Südamerika haben sich unstreitig die Jesuiten erworben. Diese Väter verdienten an den amerikanischen Wilden diesen Namen. Wir haben schon oben bemerkt, wie der würdige d'Acunha sich der Sklavenjagd am Amazonenstrome widersetzte. Derselbe humane Geist lebte auch in einem großen Theile seiner Brüder; sie stellten dem Könige von Spanien vor, daß das böse Beispiel und die Grausamkeit der Spanier die einzigen Ursachen seyen, warum das Christenthum unter den Wilden Amerikas keine Wurzel fasse. Sie erbaten sich daher einen Strich Landes im Innern des wilden Südamerika, wohin zu kommen keinem andern Europäer gestattet würde, und versprachen, daselbst Missionen zu gründen. Alles was diese Menschen bis hieher geleistet haben, gehört einer unparteiischen Geschichte an; zur geographischen Enthüllung haben sie unstreitig das meiste beigetragen. Genug an dem, der Fortgang ihres Werkes rechtfertigte ihre Voraussetzungen. Die Wildnisse Amerikas wurden gelichtet; in Paraguay erblühte ein mächtiger Staat, und aus ihm kam uns, wie wir später sehen werden, die lichtvollste Kunde des Landes.

Auch von Quito aus drang der bescheidene Fuß der Apostel in die Wildnisse ein, um dieselben zu civilisiren, und in den Kreis der Erdkunde einzuführen. In den Jahren 1535 und 1536 fingen diese Wanderungen der Ordensmänner an. Während der Reise des Texeira und Acunha drangen zwei andere Jesuiten, Kaspar de Cuxia und Lukas Cuebas, in die Provinz Maynas ein, und setzten mit so glücklichem Erfolge ihre Bemühungen durch das ganze Jahrhundert fort, daß am Ende desselben die Wildnisse in glückliche Fluren verwandelt waren. Mit

besonderer Auszeichnung verdient hier der Pater Samuel Friz genannt zu werden. Dieser fing 1686 seine Missionsarbeit mit so viel Glück an, daß er in kurzer Zeit ganze Völker zum Gehorsam des Kreuzes brachte. Seine Missionen erstreckten sich vom Rio Negro bis zum Rio Napo. Er gründete bei 40 Flecken, und reiste später nach Lima, um den Vicekönig von dem Zustande seiner Arbeiten zu unterrichten. Im August 1693 kehrte er in die Mitte seiner Kinder zurück, und nahm seinen Weg über Jaen de Bracamoros, um alle Flüsse kennen zu lernen, die vom Süden in den Marañon kommen. Seine Erfahrungen erlaubten ihm, eine Karte dieses berühmten Stromes zu entwerfen, die auch 1707 in Quito gestochen wurde. Sie ist zwar nicht genau, da ihm die Instrumente zu astronomischen Ortsbeobachtungen fehlten; demungeachtet war sie zu ihrer Zeit eine höchst dankenswerthe Bereicherung der Geographie Südamerikas.

8. Noch einige Reisen in Südamerika im 17ten Jahrhunderte.

Bevor wir zu dem 18ten Jahrhunderte übergehen, müssen wir noch einige Reisen aufführen, welche im 17ten Jahrhunderte zur Aufhellung von Südamerika beigetragen haben. Juan Ladrilleros besuchte die südliche Küste von Chili. Franz Drake gehört zwar unter die Weltumsegler, verdient aber als Entdecker des Kap Horn, der Insel Mocha, im Süden von Chili, und Überbringer der Kartoffeln nach Europa, auch hier mit Auszeichnung genannt zu werden.

Ein anderer Engländer, aus früherer Zeit, ist der berühmte Walter Raleigh, welcher 1595 seine Feldzüge in Guiana und auf dem Orenoko machte. Er segelte von England aus nach der Insel Trinidad, und verweilte zum Schrecken der Spanier in den dortigen Gewässern. Er entdeckte im eigentlichen Sinne Guiana, sandte nach verschiedenen Gegenden Expeditionen aus, und kehrte mit reicher Kunde dieser Länder nach England zurück.

Eine andere Reise nach Guiana fällt in das Jahr 1596. Sie wurde von Lorenz Keymis, einem englischen Abenteurer, ausgeführt Er erreichte glücklich die Mündungen des Orenoko, drang in das Innere ein, und bestand zahlreiche Kämpfe mit den Eingebornen. Auch die Franzosen und Holländer versuchten um jene Zeit Niederlassungen in Guiana zu gründen.

Die eigentliche Ursache, warum Engländer, Franzosen und Spanier nach Guiana strebten, war: weil man in Guiana das oft belobte El Dorado und den goldreichen Parimesee suchte. Alle diejenigen, welche jene Gegenden besuchten, trugen dazu bei, diesen Wahn zu bestätigen, und Walter Raleigh selbst spricht mit einer Art Verzückung von den unermeßlichen Reichthümern Guianas. Dieser Wahn setzte sich so fest in den Gemüthern der goldsüchtigen Europäer, daß noch in der neuesten Zeit Expeditionen zur Aufsuchung des Goldlandes abgeschickt wurden. Übrigens ist nicht zu vergessen, daß wir alles, was wir von Guiana und dem Innern Südamerikas wissen, größtentheils den Missionären und diesen goldsuchenden Abenteurern verdanken.

Die bisherigen Unternehmungen der verschiedenen seefahrenden Nationen Europas in Südamerika hatten so guten Fortgang gehabt, und einen so großen Theil desselben enthüllt, daß dem 18ten Jahrhunderte nur wenig zu thun übrig blieb. Die Nordküsten hatten die Spanier nach und nach besetzt, die civilisirten Staaten von Neugranada, Quito und Peru nebst Chili, waren ein festes Besitzthum der spanischen Krone geworden; die Reichthümer Perus gingen über Buenos-Ayres nach Spanien, und hatten die Entdeckung des Zwischenraumes nothwendig gemacht; die Portugalen waren in Brasilien einheimisch; in Guiana hatten sich Holländer und Franzosen niedergelassen, und die Wälder am Orenoko, Amazonenstrome und den Zuflüssen des la Plata hatten die unermüdeten Missionäre mit der Fackel des Christenthums erhellt.

Der Eifer für neue Entdeckungen fing daher um diese Zeit an zu erkalten, und nur die Franzosen sehen wir beschäftigt, die

geographischen Entdeckungen nicht nur zu erweitern, sondern auch wissenschaftlich zu ordnen, und für die Welt nutzbar zu machen. So sehen wir im Jahre 1712 den französischen Schiffskapitän Henri Frezier an die Küsten von Chili und Peru segeln, und hier geistvolle Beobachtungen machen. Sein Werk, in welchem er seine Reise beschrieb, hat großen und wohlverdienten Ruhm erlangt, und wurde in die meisten Sprachen Europas übersetzt.

Eine gelehrte Frage über die Gestalt der Erde gab im Jahre 1736 Veranlassung zu einer der interessantesten geographischen Entdeckungsreisen, die jemals unternommen wurde. Wir haben schon im ersten Bande jener gelehrten Expeditionen erwähnt, welche Charles Marie de la Condamine im Jahre 1736, behufs geographischer Gradmessungen unternommen, und mit Unterstützung seines Königs vollführt hatte. Condamine gehörte zu der Abtheilung, welche die Aufgabe hatte, einen Längengrad unter dem Äquator zu messen. Aus diesen Gradmessungen sollte nämlich ein Resultat hervorgehen, welches die Frage über die Gestalt unseres Planeten zur endlichen Entscheidung brächte. Ludwig XV. verständigte sich mit Philipp V. von Spanien, und erlangte die damals eben nicht leicht gewährte Erlaubniß, daß einige Akademiker sich nach Peru verfügen, und die projektirten Gradmessungen vornehmen dürften. Von französischer Seite wurde Condamine von dem berühmten Mathematiker Bouguer, dann von Godin, Couplet und dem geschickten Botaniker Jussieu begleitet. Von Seite Spaniens wurden zwei Officiere, Don Juan und Don Ulloa beigesellt. Die Expedition schiffte sich am 16. Mai 1735 in Rochelle ein, und erreichte nach einer glücklichen Fahrt von 37 Tagen Martinique. Von hieraus, wo Condamine eine Krankheit zu überstehen hatte, gelangte man am 31. Oktober über Hayti nach Karthagena, wo die französischen Gelehrten mit den spanischen Officieren zusammentrafen. Vereinigt reisten nun diese Männer über Porto Bello nach Panama. Es war das erste Mal, daß gelehrte Männer mit Instrumenten

diese Gegenden betraten. Condamine machte eine Menge Beobachtungen, verweilte mit seinen Gefährten anderthalb Monate zu Panama, beständig mit gelehrten Arbeiten, Beobachtungen und Aufnahmen beschäftigt. Jussieu faßte hier seine Ideen zur Pflanzenkunde, indem sich zum ersten Male der Reichthum amerikanischer Pflanzenfülle vor seinem kundigen Auge entfaltete. Am 22. Februar 1736 segelte man von Panama ab, passirte am 8. März die Linie, und erreichte am 10ten die Küsten von Quito. Hier beobachteten die Akademiker nach einer neuen Methode die Länge ihres Landungspunktes, und unternahmen eine Menge, ihren Zwecken angemessene, Arbeiten. Auch bestimmte Condamine genau den Punkt, welchen der Äquator schneidet, und bezeichnete denselben auf einer Stelle, die Palma genannt wird, mit einer Inschrift. Zu Manta trennten sich Condamine und Bouguer, indem ersterer sich nach Quito, letzterer aber mit den spanischen Officieren nach Guayaquil begab. Condamine langte am 4. Juni am Orte seiner Bestimmung an, und am 10ten desselben Monats waren auch seine Gefährten daselbst eingetroffen. Aus Mangel an Geld, der die Philosophen überraschte, wurden ihre Arbeiten verspätet, indem Condamine eine sehr beschwerliche Reise nach Lima machen mußte, um welches zu erlangen. Endlich konnten die Arbeiten begonnen werden; sie dauerten bis in das Jahre 1742. Dieser lange Aufenthalt, der von den spanischen Behörden nicht ohne einiges Mißtrauen betrachtet wurde, gab den Akademikern Gelegenheit zu den interessantesten Beobachtungen über diese Länder. Durch ihre Berichte wurde man erst mit den Wundern der Kordilleren bekannt. Die von ihnen gelieferte Beschreibung von Peru enthüllt uns die Wunder einer neuen Welt, und muß als das Motiv betrachtet werden, welches später andere Gelehrte nach diesen Theilen der Erde hinzog.

Nachdem die Gradmessung vollendet war, wurden Monumente errichtet, und mit einer Inschrift versehen, welche der Nachwelt dieses Ereigniß sammt dem Resultate überliefern sollte. Über diese merkwürdige Expedition wurden auch nach der Rück-

kehr der Gelehrten mehre Reisebeschreibungen herausgegeben, unter denen sich das ausführliche Werk des Spaniers Ulloa und das Journal des Condamine auszeichnen. Einen eben so großen Ruhm, als durch die Gradmessung, hat sich aber letzterer durch die Beschiffung des Marañon erworben. Er fand sich nämlich mit Godin und Bouguer im März 1743 zu Tarqui bei Cuenca zusammen. Hier wurde der Plan verabredet, auf verschiedenen Wegen nach Europa zurückzukehren. Condamine wählte auch hier wieder den beschwerlichsten, nämlich die Beschiffung des Amazonenstromes. Man hatte von diesem Strome bis dahin noch keine bessere Karte, als die des Pater Friz, welche noch überdieß nur von wenig Bemerkungen über das anliegende Land begleitet war. Schon während der Arbeiten an der Gradmessung hatte Condamine alles gethan, um die Quellen zu erforschen, und die Arme, aus denen er sich bildet, bis Jaen de Brakamoros zu erkunden. Von Tarquil brach also der kühne Reisende auf, um das Wagstück der Beschiffung des Marañon zu bestehen.

Am 11. Mai 1743 wurde die Reise angetreten; Condamine wählte, um nach Lora zu gelangen, einen bisher ungewöhnlichen Weg über Zaruma. Die hohen Berge wurden überstiegen, gemessen und astronomisch bestimmt. Er fand Lora tiefer gelegen als Quito, und darum auch das Klima milder. Am 3. Juni machte er sich durch die Quinquinnawälder von Lora auf den Weg von Lora nach Jaen, und gelangte nach einer mühevollen Reise an den Marañon. Am 4. Juli schiffte er sich auf diesem Flusse ein, und begann nun seine gefahrvolle Fahrt. Freilich hatten die Ufer des Marañon durch die frommen Bemühungen der Jesuiten eine etwas veränderte Gestalt, als zur Zeit Orelanas. Er traf von Zeit zu Zeit auf Missionen, und konnte sowohl Ruhepunkte als Lebensmittel einnehmen. So schiffte er von einer Flußmündung zur andern, von einer Mission zur andern, überstand eine Gefahr nach der andern, und gelangte endlich nach Pevas, der letzten spanischen Mission, ungefähr 12 Meilen unterhalb der Mündung des Rio Napo.

Er hatte unterwegs Gelegenheit, die Wildnisse des Amazonenstromes mit seinen wilden Völkern zu sehen und zu erforschen. Er sah die ersten Keime der Civilisation, und freute sich der Mannigfaltigkeit im Natur- und Menschenleben, welche sich hier seiner Beobachtung darbot. Glücklich gelangte er nach sieben Tagreisen von seiner Abreise von Pevas in die erste portugalische Mission St. Paul. Auf diesem ganzen Zwischenraume hatte er keine menschliche Wohnung gesehen. Die Inseln des Flusses, welche früher von den Omaguas bewohnt wurden, waren bereits entvölkert, und besonders wird den Portugalen Schuld gegeben, sich des Sklavenraubes schuldig gemacht zu haben, was auch Hr v. Humboldt bestätigt. Der Fluß ist hier außerordentlich breit, mitunter durch Inseln in mehre Arme getheilt, deren jeder nicht selten 800 bis 900 Toisen breit ist. Diese außerordentliche Wasserfläche ist, wie die See, Stürmen unterworfen, und die Wellen gehen alsdann eben so hoch. Vor einem derselben konnte sich Condamine mit seinem Gefolge nur mühsam in eine Flußmündung retten. Eine der größten Gefahren für die Schiffer auf dem Amazonenstrome sind aber die Baumstämme, welche von den Ufern losgerissen, sich durch ihre Äste verschlingen, und natürliche Flöße bilden, die wie schwimmende Inseln auf dem Strome daher treiben, und leichten Fahrzeugen Verderben drohen. Hr. v. Humboldt erwähnt dasselbe auf dem Orenoko. Von der Mission St Paul nahmen sie einen Piloten mit, mit dessen Hülfe Condamine und seine Gefährten glücklich nach Para gelangten. Von hier aus begab er sich nach Oyapok, wo eine französische Niederlassung sich befindet, und von wo aus er über Kayenne nach Europa zurückkehrte.

Der Erfolg dieser höchst mühevollen Reise legte endlich den Amazonenstrom in unsere Karten nieder. Ohne die frühern Verdienste, besonders des würdigen Pater Friz, im geringsten zu verkleinern, müssen wir doch gestehen, daß Condamine den Amazonenstrom im eigentlichen Sinne für die Geographie gewonnen hat. Er war der erste, und bis jetzt einzige, der mit den besten Werkzeugen, welche in jener Zeit zu haben waren,

den ungeheuern Strom hinabschiffte, so oft er wollte landete, und überall astronomische Beobachtungen anstellte. Mit der skrupulösesten Genauigkeit untersuchte er die Ufer des Stromes, ließ keine Mündung irgend eines Zuflusses unbemerkt, nahm die Krümmungen auf, bemerkte die Inseln und Untiefen, und sorgte dafür, daß seine Karte die möglichste Vollendung erlangte. Eben so befuhr er den Amazonenstrom bis zu seiner Mündung, während Pater Friz nur den spanischen Antheil bereiste. Indessen ist die Aufnahme des Amazonenstromes nicht das einzige Verdienst, welches sich Condamine um diesen Theil der Erdoberfläche erworben hat. Seine Beobachtungen über die Natur des Landes und die Völker, welche es bewohnen, und die alle mit einem hohen Sinne für die eigentliche Erdkunde aufgefaßt sind, legen Zeugniß ab für die Verdienste des Mannes, der unter den Entdeckern Amerikas unstreitig eine der ausgezeichnetsten Stellen einnimmt.

9. Die Verdienste der Missionäre um die Entdeckung Amerikas.

Wenn auch der Physiker und Naturhistoriker an den Berichten der Missionäre dasjenige vermißt, was den eigentlichen Mann vom Fache anzieht, so ist doch für die Kenntniß des Landes der schlichte Bericht des Missonärs oft von größerem Nutzen, als manche mit einer Fülle von Namen ausgestatteten Reisen, in der das eigentlich Menschliche, und was den Menschen anzieht, fehlt. Eine solche anziehende Untersuchung über einen ziemlich wenig bekannten Theil der Erde liefert uns der Pater Joseph Quiroga, welcher 1745 mit einer spanischen Expedition das sogenannte Magellanien, das heut zu Tage Patagonien heißt, durchforschte. Die Absicht des spanischen Hofes bei Absendung dieser von Joachim Olivarez kommandirten Expedition war, dieses Land nach dem Muster von Paraguay mit Missionen zu bedecken, und einen tauglichen Hafen zu einer spanischen Niederlassung zu suchen. Von Paraguay aus sollten sich zu Pater Quiroga noch der Deutsche, Mathias Strobel, und

Joseph Cardiel, beide erfahrne Heidenapostel, gesellen. Man segelte im Januar 1746 bis 46° 48′ südlicher Breite hinab, und gelangte sodann zu dem Hafen, der unter dem Namen Port Desiré bekannt ist. Es wurden verschiedene Landungsversuche gemacht, die Küsten aufgenommen, die Gewässer untersucht, und auf diese Weise sehr vieles für die Kunde des Landes gethan. Port Desiré wurde als ein köstlicher Hafen erkannt; bleibende Niederlassungen kamen jedoch nicht zu Stande, da man das Land beinahe ganz von Einwohnern entblößt fand. Man segelte sodann noch tiefer hinab, und untersuchte das Land nach allen Richtungen. Pater Cardiel landete in dem Hafen von St. Julian, und nahm Exkursionen nach dem Innern vor, so daß man eine ziemliche Kunde dieser ganzen Küstenstrecke erlangte. Pater Quiroga hinterließ ein Gemälde der ganzen Küstenstrecke vom la Plata unter 36° 40′, bis zur magellanischen Meerenge unter 52° 20′ S. Br. Vom Kap St. Anton, wo die Mündung des la Plata beginnt, hat die Küste eine südwestliche Richtung bis Kap Blank. Von hier bis zur Königsinsel geht die Küste von Nord nach Süd, und von da bis Rio Gallejos in süd-südwestlicher Richtung. Dieser Zwischenraum hat eine Menge Baien und Einbuchten. Vom Rio Gallejos bis zum Jungfrauenkap läuft die Küste gegen Südost. Bis zum 40° der Breite ist die Küste außerordentlich flach, so daß sie von den Schiffen aus erst ganz in der Nähe gesehen wird; tiefer hinab werden die Ufer steil und hoch, verflächen sich aber wieder an verschiedenen Stellen. Man fand die ganze Küste unbewohnt, und die Missionäre fanden keine Nahrung für ihren Bekehrungseifer. Die einzige Frucht dieser mit vielem Eifer und Geschick vollbrachten Expedition erntete die Geographie.

Der Schwede Peter Löffling machte im Jahre 1751 eine für die Naturgeschichte Südamerikas bedeutende naturhistorische Reise nach den spanischen Kolonien. Nun tritt eine Pause in den Entdeckungen Südamerikas ein, welche erst später einer glänzenden Geschäftigkeit zur Erkundung dieses Erdtheils Platz macht. Für die Küstenaufnahme im atlantischen Ocean war jene berühmte

Expedition, welche 1771, von dem geschickten Astronom Borga angeführt, in Afrika und Amerika thätig war. Die beste Kunde verdanken wir jedoch, wie schon gesagt, den Missionären, die gerade in dieser Zeit am thätigsten waren. Es ist eine bekannte Thatsache, daß schwerlich irgend eine Gesellschaft auf Erden ihre Mitglieder für ihren speciellen Zweck tüchtiger ausbildete, als dieses bei den Jesuiten der Fall war. Es wurden daher immer sehr tüchtige Männer in die Wildnisse Amerikas gesandt, um daselbst Niederlassungen zu gründen, und die wilden Völker zur Civilisation zu erziehen. Es fordert die Gerechtigkeit, zu gestehen, daß ohne das Eingreifen dieser so vollkommen organisirten Gesellschaft, die Wilden Amerikas zwar ausgerottet worden wären, aber nie vielleicht wäre eine ausführliche Kunde von ihnen zu uns gelangt. Seit dem Jahre 1634 arbeiteten diese thätigen Menschenregierer im Stillen an Unterwerfung der Heiden. Sie gründeten durch das ganze Südamerika Missionen, die schnell aufblühten, wohlhabend wurden, und die Wildnisse in einen angenehmen Aufenthalt thätiger Völker verwandelten. Alle diese Niederlassungen standen unter einander und mit dem Generale in Rom in enger Verbindung. Vortreffliche Berichte über Länder und Völker strömten durch diese Anstalten nach Europa herüber. Aus ihnen schöpfte Pater Gili sein geistvolles Werk: »Orenoco illustrato,« das in Hinsicht auf genaue Beschreibung des innern Südamerika nur wenig zu wünschen übrig läßt. Nach der in Bezug auf die Völker Amerikas beklagenswerthen Aufhebung der Jesuiten, kehrten viele ausgezeichnete Köpfe mit genauer Kenntniß des Landes nach Europa zurück, und machten Nachrichten über das Land, in dem sie so lange gelebt hatten, bekannt. Eines der ausgezeichnetsten Werke dieser Art ist das von Pater Martin Dobrizhofer, der 18 Jahre lang in Buenos-Ayres und Paraguay gewirkt hat. Sein Bericht trägt so sehr den Stempel der Wahrheit an sich, und ist mit solcher einfacher und rührender Naivität geschrieben, daß wir ihm unbedenklich unter allem, was wir über das Innere Südamerikas besitzen, die erste Stelle einräumen. Der Hauptgegenstand seines Werkes ist die

Nation der Abiponier, ein mächtiger Stamm, welchen unter die Glocke zu bringen Dobrizhofer 7 Jahre hindurch beschäftigt war. Mit der größten Genauigkeit wird dieses Volk, seine Sitten, Gebräuche, Kriegszucht, Aberglaube und Schicksale geschildert. Aber außerdem war das Gemüth des redlichen Paters zu sehr von dem Bilde des Landes erfüllt, in welchem er so viele Jahre seines Lebens zugebracht hatte, als daß er es hätte vermeiden können, dasselbe nach dem Leben zu schildern; und wir gestehen, daß es ihm vollkommen gelungen ist. Selbst *jetzt noch*, wo wir mit ganzen Schiffsladungen von Reisebeschreibungen durch die spanischen Kolonien begabt werden, wissen wir uns keiner zu entsinnen, die uns eine so vollendete Genugthuung gewährte. Die Ebenen von Buenos-Ayres, die völkerreichen Wildnisse des Chako, das Mesopotamien Amerikas, das glückliche Paraguay, alles wird durch den erfahrnen Mann mit Feuer und wahrhafter Genialität geschildert Nicht nur die Menschen, sondern auch die Thiere und Pflanzen, erfreuen sich der sorgfältigsten Beobachtung. Die Kenntniß der Landessprachen, welche diese Missionäre sich zu erwerben für Pflicht hielten, machte auch Dobrizhofer desto geschickter, über alles Gesehene Bericht zu erstatten. Dabei erkennt man überall den feinen, klassisch gebildeten Menschenkenner, so daß wir unbedenklich den bis heute noch unübertroffenen Dobrizhofer als den Entdecker, oder wenigstens Enthüller Amerikas südlich dem Gleicher betrachten.

Sein mit herodotischer Einfalt und Schönheit geschriebenes Werk theilt uns zuerst eine geographische Beschreibung von Paraguay und Buenos-Ayres mit, bemerkt die Fehlerhaftigkeit der bis dahin bekannten Karten dieser Länder, und verbessert dieselben, so weit es in seinen Kräften steht. Er gewährt uns sodann einen Überblick der spanischen Besitzungen am Flußnetze des la Plata, führt uns nach Buenos-Ayres, Montevideo, in die Bai von Maldonado und sodann nach dem Städtchen St Fe, und endlich nach Korrientes, an den Grenzen von Paraguay. Wir werden mit den 30 Kolonien der Guaranier bekannt, sodann mit den übrigen Niederlassungen im

Innern des Landes, bis St. Cruz de la Sierra. Das Gemälde der Statthalterschaft von Paraguay schildert den Zustand desselben unter den Jesuiten. Wir werden in die innere Haushaltung einer unter dem Schutze des Kreuzes keimenden Civilisation eingeführt; sodann werden wir in die Wildnisse des Chako und Maynas zu den berittenen Wilden geführt; die Natur des Landes, seine Produkte und nützlichen Pflanzen werden geschildert. Höchst ausführlich ist die Beschreibung der Zubereitung des Paraguay-Thee. Sodann wird über den Handel jener Gegenden, ihre natürlichen Schätze und Bedürfnisse Auskunft ertheilt. Eine Menge Nachrichten über die Beschiffung der Binnenflüsse werden aufbewahrt, und so der ganze Bericht zu einem Lichte gemacht, welches jene Gegenden auf eine überraschende Weise erhellt. Den größten Theil der zwei folgenden Bände nimmt die Geschichte der Abiponier ein; mit ihnen werden aber auch noch andere Völker, als: die Mokobier, Tobis und andere wilde Völkerschaften geschildert. Wie schon erwähnt, besitzen wir keine so ins Einzelne gehende Beschreibung irgend eines amerikanischen Stammes, als diese ist. Im Verlaufe seiner Erzählung findet er Gelegenheit, auch die Thiere, vom Tieger bis zur Sandfloh, zu schildern; und seine, der Lebensweise dieser Geschöpfe abgelauschten Nachrichten sind wenigstens eben so viel werth, als ob er allen systematische Namen gegeben hätte. Das Vorurtheil, welches man zur Zeit, da seine Nachrichten erschienen, gegen den Rock des Verfassers hegte, verschaffte diesem gehaltvollen Werke nicht jene Aufnahme, die es verdient hätte.

Glücklicher in diesem Bezuge war ein anderes, sehr achtungswerthes Buch, welches aus dem Innern Südamerikas Nachrichten brachte. Felix de Azara, aus Aragonien in Spanien gebürtig, hatte das Glück, frühzeitig nach Amerika zu kommen, und von 1781 bis 1801 von der seinem Stande als spanischer Obristlieutenant zukommenden Autorität begünstigt, in den Kolonien zu verweilen. Als geschickter Ingenieur wurde er beordert, im Vereine mit portugalischen Officieren die Grenzberichti-

gungen zwischen Portugal und Spanien in den amerikanischen Besitzungen auszuführen. Da bei dieser Gelegenheit eine Menge Leidenschaften ins Spiel kamen, so wurde dieses Geschäft äußerst schwierig und langweilig. Azara beschloß daher, während die Kanzleien sich zankten, eine Karte des weiten Landes zu entwerfen, dessen Grenzen er aufzunehmen hatte. Dieses Geschäft war äußerst schwierig, da die spanischen Vicekönige und andere Behörden so viel als möglich alle Nachrichten aus jenen Ländern zu unterdrücken strebten. Er mußte daher dieses schwierige Werk auf seine eigene Gefahr und Kosten ausführen, ungeheure Reisen machen, und gleichsam sein Leben an seine Unternehmung setzen.

Azara brauchte 13 Jahre, um sein großes Werk auszuführen. Er war der erste, der mit Instrumenten versehen, in das Innere dieser schönen Wildnisse eindrang, und es gehörte der ganze Enthusiasmus für die Wissenschaft dazu, um unter den tausend sich darbietenden Schwierigkeiten nicht zu ermüden. Die wilden Völker mußten durch Geschenke an Branntwein, Glaswaaren, Bändern, Messern u. dgl. gewonnen werden. Ganze Monate lang mußte man von Paraguay-Thee und gedörrtem Fleische leben; wilde Thiere drohten Gefahr, und Schlangen der giftigsten Art waren nicht selten die Schlafgenossen der ermüdeten Wanderer. Unter solchen Schwierigkeiten nahm Azara die Vermessungen des Landes vor. Er beschränkte sich aber nicht allein auf diese mathematischen Arbeiten, sondern zeigte sich auch als sehr talentvollen Naturforscher und Beobachter. Nach seiner Rückkehr nach Europa machte er seine Reisen in drei Bänden bekannt, und ließ denselben ein großes Werk über die Naturgeschichte der Vögel am Paraguay und la Platastrome folgen. Wir werden dadurch mit der physikalischen Beschaffenheit des Landes, dem Klima, Boden, Flüssen und Häfen, Natur- und Kunst-Produkten bekannt; die Menschen sehen sich in einem besondern Abschnitte gewürdigt, und die Haushaltung der wilden und zahmen Völker jener Gegenden, so wie die Geschichte der Eroberung durch die Spanier und ihrer Niederlassung daselbst, erhält viele Aufklärung.

Das Werk Dobrizhofers und der Reisebericht des Azara können als sich gegenseitig ergänzend betrachtet werden. Azara hat durch seine wissenschaftliche Bildung und seine mathematischen Kenntnisse für die Geographie und Naturgeschichte klassischen Werth und entschiedenen Vorzug vor Dobrizhofer. Dagegen ist letzterer in Bezug auf Ethnographie voranzustellen. Beide zusammen bilden aber die gemeinschaftliche Quelle, aus welcher wir die erste und vornehmste Kunde jener Länder geschöpft haben.

10. Neuere Reisen in Südamerika.

Die neuere und neueste Zeit hat es an Reisebeschreibungen nicht fehlen lassen, wiewohl der Werth derselben sehr verschieden ist, und nur wenige wirklich neue Gegenden enthüllen. Wir werden sie daher hier auch nur in sofern aufführen, als sie die Reiseliteratur vervollständigen, und frühere Nachrichten berichtigen. So haben wir vom Jahre 1772 die Reise des Engländers Penrose nach den Falkslandinseln nachzutragen. John Skinners Schilderung von Peru ist eine gestohlene Arbeit, da sie aus den Papieren gezogen ist, welche ein englischer Kaper einem spanischen Schiffe abnahm; sie enthält jedoch manche gute Nachricht, aber die Kupfer können eben so gut auf den Mond, als auf Peru bezogen werden, da sie sich auf gar nichts gründen. Stevenson's Reise, die er nach einem Aufenthalte im westlichen Südamerika, der von 1805 bis 1820 dauerte, herausgegeben hat, schildert den Westen Amerikas von Arauko bis Quito, und liefert in Bezug auf das südliche Chili in der That ganz neue, und sehr interessante Nachrichten. Dieses unbesiegte Volk steht noch in seiner ganzen Kraft da, und wurde durch die dreihundertjährigen Kämpfe mit den Spaniern mehr gestärkt als ausgerottet. Stevenson führt uns in die Haushaltung und das Leben dieses interessanten Volkes ein. Es ist das einzige in Amerika, welches durch seinen Umgang mit den Spaniern an Civilisation gewonnen hat, ohne seine Nationalität einzubüßen. Manches Neue und Interessante enthalten noch fol-

gende Reiseberichte: Geofroy de S. Hilaire Reise nach Brasilien von 1816; Brakkenridges des Nordamerikaners Reise nach Südamerika im Jahre 1817; des Obersten Hippesley Beschreibung einer Fahrt auf dem Orenoko und Apure, ebenfalls im Jahre 1817, in welches Jahr auch die Wanderungen Weiller's, eines Deutschen, durch Chili und Buenos-Ayres fallen. Im Jahre 1820 besuchte und berichtigte der französische Robbenfänger Gautier die Küste von Patagonien, und der berühmte Basil Hall besuchte die Küsten Westamerikas, von Chili bis Mexiko. Auch Lord Cochrane machte eine Reise in Südamerika bekannt, und Waterton's abenteuerliche Wanderungen haben sich berühmt gemacht. Von 1820 an erscheint eine wahre Sündfluth von Tagebüchern aus jenen Ländern. Wir glauben genug zu thun, wenn wir auf Hamiltons ausgezeichnete Nachrichten über Columbien, und Rengger's höchst interessante Beschreibung von Paraguay aufmerksam machen.

Unter allen Reisenden in Südamerika, welche die neueste Zeit aufzuweisen hat, nimmt wohl keiner die Aufmerksamkeit mehr in Anspruch, und erregt mehr und gerechtere Erwartungen, als der höchst berühmte Gefährte und Freund Alexanders von Humboldt, der berühmte Bonpland. Nach seiner Rückkehr nach Europa reiste dieser unermüdliche Freund der Natur nach Buenos-Ayres ab, um das, was er früher für das nördliche Südamerika in Vereinigung mit seinem hochberühmten Freunde geleistet, nun auch für den südlichen Theil zu thun. Sein bekanntes Schicksal, welches ihn in Gefangenschaft nach Paraguay brachte, erregte die größte Theilnahme der ganzen gebildeten Welt; so wie seine Freilassung die innigste Freude derselben. Mit Sehnsucht sieht Europa der Heimkehr dieses Mannes entgegen, von welchem es mit Recht die wichtigsten Enthüllungen über die la Plategegenden erwartet. Es ist eine höchst schmeichelhafte Idee, der sich der Freund der Wissenschaft und der Menschheit so gerne hingibt, daß der ganze südamerikanische Kontinent, von Humboldt und Bonpland durchforscht und

bearbeitet, der Welt zur Belehrung überliefert werde. Wer die frühern Leistungen dieser Gelehrten kennt und weiß, daß durch dieselben der nördliche Theil Südamerikas gleichsam neu entdeckt wurde, kann von der Rückkehr des Herrn Bonpland nur das Höchste erwarten. Wir wünschen ihm fröhliche Rückkehr und ein hinreichend langes Leben, um alle seine gesammelten Schätze und Erfahrungen der Menschheit nutzbar machen zu können.

Um die Übersicht der geographischen Entdeckungen in Amerika vollständig zu machen, dürfen wir eine der wichtigsten nicht übergehen. Es ist die Magellanische Straße. Sie wurde von Magellan im Jahre 1520 und 1521 auf seiner Fahrt um die Erde entdeckt. Da wir von dem ersten Weltumsegler in der Entdeckungsgeschichte Australiens ausführlich zu sprechen gedenken, so begnügen wir uns hier, der berühmten Fahrt Magellans nur im Vorbeigehen zu gedenken. Auch der Straße von le Maire gedenken wir hier bloß als eines Theils der wichtigen Seefahrt dieses Mannes. Im Jahre 1539 wurden vom Engländer Hawkins die Falklandsinseln, die eine Zeit lang Hawkinsmaidenland genannt wurden, entdeckt. Den Namen Falklandsinseln verdanken sie dem Engländer Strong, der sie 1689 besuchte. Erst 1764 erhielten sie vom Engländer Pore den Namen Malouinen. Um die magellanische Meerenge haben sich später verschiedene Seefahrer verdient gemacht; vorzüglich wählten mehre Erdumsegler die gefahrvolle Straße. Kapitän Byron, später Cook, und Bogainville erwarben sich große Verdienste um die Aufnahme, durch die Durchfahrt nach dem stillen Meere.

Eine höchst interessante Beschreibung der Magellanstraße verdanken wir Don Antonio de Cordova, der nach Wiederherstellung Spaniens, in der neuesten Zeit, mit einer Fregatte von 36 Kanonen zur Untersuchung der südlichen Meerenge von Kadix aus unter Segel ging. Er drang glücklich nach Süden vor, erblickte das Kap Virgines, und ging in der Straße vor Anker. Eine höchst gediegene Beschreibung dieses Landes, und sehr vortreffliche Aufnahme der Meerenge, war

die Frucht dieser Expedition. Ein nicht geringes Verdienst um die Menschheit erwarb sich Cordova dadurch, daß er durch seine unbefangenen Beobachtungen und seinen einfach schlichten Bericht die Feuerländer oder Pescheräh's, welche alle seine Vorgänger tief unter die Thiere des Feldes hinab verläumdet haben, wieder zu Menschen machte, und uns mit ihnen versöhnte.

Ein neues und großes Verdienst um die Enthüllung jener, von der Natur so stiefmütterlich behandelten Gegenden erwarben sich in neuester Zeit die Engländer, indem sie im Jahre 1826 eigens zwei Schiffe ausschickten, um die Magellanstraße, welche bisher der Schrecken der Seefahrer war, genau aufzunehmen und zu untersuchen. Die zwei Schiffe, Adventure und Beagle, segelten nach Montevideo, und langten am 23. Dezember in der Magellanstraße an, wo sie im Januar im Port Famine vor Anker gingen. Hier theilten sich beide Schiffe; die Adventure, unter Kapitän Kings Befehl, beschäftigte sich bis Anfang April mit dem östlichen Theile der Meerenge. Kapitän Stockes dagegen nahm mit der Beagle die westliche Einfahrt auf. Die ganze Meerenge ist eigentlich ein Felsenspalt, dem es deutlich abzumerken ist, daß er durch eine gewaltsame Erhebung des Bodens entstand. Da das Meer an den 1000 bis 3000 Fuß hohen senkrechten Küsten sehr tief ist, so gewährt die ganze Meerenge nur wenig Ankerplätze. Große Schiffe nahen sich daher nur mit Schwierigkeit den Küsten, da zu den übrigen Gefahren häufige Windstillen kommen, die in dem nächsten Augenblicke durch die entsetzlichsten Orkane, welche man sich denken kann, abgelöst werden. Die Aufnahme dieser Meerenge konnte daher nur mit der größten Schwierigkeit ausgeführt werden. Dennoch gelang sie den erfahrnen, und durch ähnliche Arbeiten bewährten Britten. Auch mit den Eingebornen, sowohl von Patagonien als dem Feuerlande, kam man in freundschaftliche Verbindung, wodurch die früheren Nachrichten theils berichtigt, theils bestätigt werden.

Um daher Südamerika genau zu kennen, fehlt uns nichts

mehr, als daß erfahrne Naturhistoriker diese Gegenden fleißig besuchen, um uns mit dem Naturreichthume und der Beschaffenheit genauer bekannt zu machen. In Bezug auf Geographie im engsten Sinne dürfen wir annehmen, daß Südamerika vollkommen entdeckt sey.

Siebentes Buch.

Entdeckungen in Nordamerika.

1. Sebastian Cabot.

Kaum war die Kunde von der glücklichen Fahrt des Columbus nach Europa gelangt, als alles, was auf Bildung Anspruch machte, seine Augen nach der neuen Welt richtete. Diejenigen Mächte, welche früher das Anerbieten des Columbus zurückgewiesen hatten, bereuten es nun bitter, ein Geschenk der Vorsehung verschmäht zu haben, welches der Macht, die es vollendet hatte, außer unsterblichen Ruhm in der Geschichte, auch noch unermeßliche Vortheile für den Eigennutz versprach. Besonders war es Brittanien, welches bedauerte, ein Unternehmen von der Hand gewiesen zu haben, das ihm bei weitem mehr Vortheil als der erschöpfende Kampf zwischen der rothen und weißen Rose gebracht haben würde.

Um das Versäumte einigermaßen einzubringen, dachte Heinrich VII. auf Mittel, wenigstens Theil zu nehmen an dem glücklichen Ruhme, dessen Spanien und Portugal sich in so hohem Grade erfreute. Man ist in unserer Zeit gewohnt, mit dem Namen brittischer Schifffahrt so hohe Begriffe zu verbinden, daß man es schwer glauben kann, daß erst drei Jahrhunderte verflossen sind seit jener Zeit, wo der brittische Löwe kaum seine Klauen in den Fluthen des Oceans zu baden wagte. Und dennoch war es so, denn Heinrich fand in seinem Reiche keinen Unterthanen, welchem er eine Unternehmung zur Entdeckung neuer Länder hätte anvertrauen können. Es wurde daher ein zu Bristol

verweilender Venetianer, Namens Giovanni Caboto, mit seinen drei Söhnen gewonnen, und mit Freibriefen versehen, welche ihm das Recht ertheilten, unter englischem Schutze und englischer Flagge nach allen Weltgegenden auszusegeln, um Länder, die noch kein christlicher Staat besetzt hätte, zu entdecken, und davon im Namen Englands Besitz zu nehmen. Er sollte berechtigt seyn, mit allen Völkern Handelsverbindungen anzuknüpfen, und keine andere Verpflichtung haben, als von dem reinen Ertrage einer jeden Reise das Fünftel der englischen Krone zu bezahlen. Diese Vollmacht ward am 5. März 1495 ausgestellt. Erst zwei Jahre später ward aber zu Bristol ein Fahrzeug auf königliche Kosten in den Stand gesetzt, um die Reise unternehmen zu können. Die Stadt Bristol rüstete noch außerdem vier kleine Fahrzeuge aus, und Cabot, wie er sich in England nannte, schiffte sich mit seinem zweiten Sohne Sebastian auf seine Reise ein. Auch Cabot ging mit der Idee um, die er von Columbus angenommen hatte, und welche darauf hinausging, einen westlichen Weg nach Ostindien zu finden. Er glaubte, wenn er nordwestlich steuerte, so würde er Indien auf einem kürzern Wege als Columbus erreichen, vielleicht auch nach China und Kathay gelangen, daselbst landen und reiche Beute machen können.

Drei Wochen hindurch befolgte er die eingeschlagene Richtung, indem er immer gegen Abend segelte, und zwar in gerader Linie von dem Hafen seiner Abreise. Er gelangte endlich an eine große Insel, welche er mit dem italienischen Namen Prima Vista belegte, die aber von seinem Schiffsvolke New-foundland benannt wurde. Eine kleinere Insel nannte man St. John. Cabot landete auf beiden, machte Beobachtungen über den Boden und die Produkte des Landes, raubte drei Eingeborne und segelte weiter. Er gelangte bald an das feste Land Nordamerikas, und segelte sodann gegen Süden herab, von 56° bis 33° n. Br. So erreichte er Virginien. Da seine Hauptabsicht war, eine Durchfahrt nach Indien zu entdecken, so merkte er sehr wenig auf das von ihm entdeckte Land,

und kehrte, ohne eine Niederlassung zu gründen, nach England zurück.

Die Lage Englands und die innere Verwirrung, welche in der damaligen Zeit daselbst herrschte, benützte Ferdinand von Spanien, um gegen Heinrich von England seine Ansprüche, der päpstlichen Demarkationslinie gemäß, geltend zu machen. Die Entdeckungen Cabots wurden so wenig benutzt, daß 61 Jahre vergingen, bevor es die Engländer wagten, von ihrer Entdeckung Nutzen zu ziehen, und den unermeßlichen Ländern Nordamerikas einige Aufmerksamkeit zu schenken. Der talentvolle Sebastian Cabot ging 1516 in spanische Dienste über, und vollbrachte seinen denkwürdigen Entdeckungszug nach den Küsten Brasiliens und dem la Plata. Erst allmählich ermannte sich England, und die erste Regung seines Schifffahrtgeistes zeigt sich in der Benutzung der Bank von Newfoundland, deren einträgliche Fischereien ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Trotz der Eifersucht Spaniens, fingen sich demungeachtet an, auch andere Nationen in die Schifffahrt nach Westen einzumischen. Obwohl man sich scheute, gerade nach den Antillen zu fahren, so hielt dieses doch nicht vom Norden ab. Es ist gewiß, daß schon im Jahre 1504 Fischer aus der Normandie und Bretagne auf der großen Bank von Newfoundland fischten. Im Jahre 1506 machte schon Johann Denis aus Honfleur eine Karte bekannt, auf welcher die Küsten Newfoundlands verzeichnet sind, und zwei Jahre später brachte Thomas Hubert aus Dippe einen wilden Kanarier nach Frankreich. Zu derselben Zeit segelte ein spanischer Kapitän, Namens Velasco, den Lorenzstrom hinauf, und setzte seine Entdeckungen vom Labrador bis zum Rio Nevado fort.

2. Verazzani und seine Nachfolger.

Der eigentliche Entdecker Nordamerikas, welchem wir zugleich eine ausführliche und gründliche Belehrung über jene Län-

der verdanken, ist Verazzani, ein Florentiner, der in den Diensten Frankreichs am 17. Januar 1524 auf Entdeckungen ausfuhr. Es beweist unendlich viel für die hohe Kultur der Italier in jener Zeit, daß sich ihrer beinahe jede Nation, die nach Entdeckungen geizte, bediente. Spanien hatte den Genueser, Portugal den Florentiner, England den Venezianer, und Frankreich abermal einen Florentiner zu diesem Zwecke in Dienste genommen. Man verdankt daher die Entdeckung Amerikas den Italiern.

Verazzani ging Madera vorüber, und fuhr 25 Tage lang nach Westen. Ein ungeheurer Sturm bereitete ihm die größte Gefahr, worauf er abermal 25 Tage fortschiffte, und endlich eine flache Küste entdeckte, der er sich näherte. Eine Menge Feuer belehrten ihn davon, daß diese Küste bevölkert sey; er versuchte zu landen, fand aber auf 50 Lieues abwärts keinen Hafen, und war gezwungen, sich wieder gegen Norden zu wenden. Da er auch hier nicht glücklicher war, so ankerte er in der offenen See, und nahte sich mit einer Schaluppe dem Festlande. Das Ufer bedeckte sich sogleich mit Wilden, welche beim Anblick der Landenden Zeichen des Staunens, der Freude und der Furcht von sich gaben. Nach und nach gewann man ihr Vertrauen so sehr, daß sie Lebensmittel brachten. Diese Wilden waren, mit Ausnahme der Lenden, nackt; eine Schürze aus prächtigen Fellen war ihre einzige Kleidung; eine Menge Schweife verschiedener Thiere hingen ringsherum, und reichten bis auf die Knie. Ihre Hautfarbe war die der übrigen Indier; ihre Haare waren lang und schwarz, in Zöpfe geflochten; sie trugen Mützen aus bunten Federn; ihr Wuchs war proportionirt, von mittlerer Größe; ihr Gesicht angenehm und belebt; ihre Augen schwarz und scharfblickend. Sie schienen nicht besonders stark, aber lebendig und sehr beweglich. Das Land war schön, von Wasseradern durchfurcht, eben mit schönen Wiesen und Forsten bestanden. Man fand eine Menge schöner Bäume, von denen man sich Gewürze versprach, und der Boden schien der Vermuthung, daß hier Goldminen seyen, nicht zu widersprechen. Eine beson-

dere Verwunderung erregte aber die Menge der mannigfaltigen Thiere, deren Fülle ein eigenes Schauspiel darbot.

Es ist schwer zu beurtheilen, auf welchem Punkte die eigentlichen Entdeckungen der Franzosen anfangen, und wo sie endigen. Man glaubt, daß es zwischen dem 30 und 40° n. Br. falle. Das Klima war außerordentlich angenehm, der Himmel beständig heiter, das Meer ruhig, und obwohl kein Hafen zu finden war, so konnte man doch überall sicher vor Anker liegen. Das Volk war überall von sanften Sitten, und nahm die Europäer liebreich auf. Die Franzosen setzten ihre Reise gegen Norden fort, und fanden das Land durchaus schön. Die Eingebornen lieferten Lebensmittel unentgeldlich, ohne dagegen etwas in den Tausch anzunehmen. Endlich gelangten sie an eine Küste, die in geringer Entfernung mit Bergen eingefaßt war, und nach Verazzanis Rechnung unter dem 50° n. Br. lag. Da ihm die Lebensmittel auszugehen anfingen, so nannte er das entdeckte Land Neu-Frankreich, und kehrte nach Europa zurück. Das entdeckte Land ist offenbar das jetzige Georgien, und die östlich davon gelegene Insel Nantuket; den von Verazzini ihm beigelegten Namen Neu-Frankreich hat aber die Entdeckung nicht behalten.

Das Ergebniß dieser Reise, so wichtig es gewesen ist, entsprach den Erwartungen Franz I. von Frankreich keineswegs. Man wollte nicht Länder für den Ackerbau, sondern Gold für die Kassen haben. Verazzani wurde auf eine zweite Reise ausgesandt, verschwand aber mit Mann und Maus für immer. Einigen unverbürgten Nachrichten zufolge, wurde er von den Kanadiern erschlagen, und sammt seiner Mannschaft aufgefressen. Es trat nun in den Fahrten nach Nordamerika ein zehnjähriger Stillstand ein, und erst 1534 erscheint wieder ein entdeckender Europäer an den nordamerikanischen Küsten. Es war Philipp Cabot, der den König von Frankreich bewog, eine Kolonie in der neuen Welt anzulegen. Jakob Cartier wurde ernannt, um in Neu-Frankreich diese Niederlassung anzulegen. Mit zwei Schiffen von 60 Tonnen und 122 Mann reiste Cartier

am 20. April 1534 von St. Malo ab. Er nahm seine Richtung gegen Nordwest, und hatte eine so glückliche Fahrt, daß er schon am 10. Mai Kap Bonavista auf Newfoundland erblickte. Das Land war noch mit Eis und Schnee bedeckt, und nöthigte Cartier, weiter zu fahren, wo er dann in den Hafen von St. Katharina einlief. Von hier aus drang er noch weiter nach Norden vor, bis nach der Vogelinsel, wo er zum großen Erstaunen seiner Mannschaft einen Eisbären von der Größe einer Kuh erblickte, der auch getödtet wurde. Das Land war felsig und rauh, weder Bäume noch Gras war zu sehen, nur Moos bedeckte die Felsen; die Menschen waren demungeachtet wohlgebaut und stark. Nachdem er ganz Newfoundland umsegelt hatte, ohne die Meerenge gegen Norden passiren und sich überzeugen zu können, daß es eine Insel sey, kehrte er wieder gegen Süden um, durchsegelte den Golf von St. Lorenz, und landete in einer Bai des Festlandes. Er war entzückt von der Schönheit des Landes, und knüpfte einen Tauschhandel mit den Wilden an, der ihm prachtvolles Pelzwerk eintrug. In dieser Bai war auch schon früher der Spanier Velasco gelandet. Die spanischen Wörter Aca Nada, welche man von den Wilden hörte, gaben zu dem Irrthume Anlaß, daß das ganze Land Kanada heiße, welcher Name denn auch geblieben ist bis auf den heutigen Tag. Die Bai de Chaleurs ist ein vortrefflicher Hafen, in welchem den Sommer über eine Menge Robben geschlagen werden. Cartier nahm vom Lande im Namen seines Königs Besitz, spannte die Segel auf, und langte am 5. September wieder in Frankreich an. Sein Bericht überzeugte die Franzosen von der Möglichkeit, in Nordamerika Kolonien anzulegen. Im Jahre 1535 reiste Cartier mit einer neuen Expedition von drei Schiffen nach dem Norden ab. Ein Sturm trennte die Schiffe, welche sich erst im Nikolaushafen von Newfoundland wieder vereinigten. Dieser Hafen liegt an der Nordseite des Flusses. Cartier richtete am Ufer ein Kreuz auf, und dieser Hafen ist der einzige unter allen Entdeckungen Cartiers, welcher den Namen, den dieser gab, behalten hat. Am 10. Au-

gust fuhren die Schiffe in den Golf von St. Lorenz ein, und näherten sich der Insel Antikosti, welche von den Indiern Natiskotek genannt wurde. Von hieraus fuhr Cartier den Fluß aufwärts, berührte mehre Inseln dieses gewaltigen Stromgebietes, und entdeckte am 14. September einen kleinen Fluß, den er St. Croix nannte, der aber jetzt der Cartierfluß heißt. Mit den Wilden dieser Gegenden wurden nun Verbindungen angeknüpft, zwei Schiffe in der Mündung des Cartierflusses zurückgelassen, und der Entschluß gefaßt, daß der Admiral mit der Hermine und zwei Schaluppen nach Hochelaga aufwärts segeln sollte. Dieses Hochelaga war eine Art Indianerfestung von runder Form, mit dreifachen Palisaden umgeben, innerhalb deren sich etwa 50 Hütten befanden, jede derselben war etwa 50 Schritte lang und 14 bis 15 breit. Sie waren aus Balken roh gezimmert; eine einzige Pforte führte in diese Festung, welche mit den Festungen der Neuseeländer viele Ähnlichkeit hatte. Innerhalb der ersten Einfassung befand sich eine Art Gerüste mit Steinen angefüllt, um sie gegen die Feinde zu schleudern. Die Bewohner redeten die Huronensprache, und nahmen die Franzosen sehr gastfrei auf. Auf der Stelle dieser Festung liegt jetzt Mont-Réal. Nach mancherlei Abenteuern wurden die Franzosen durch Krankheit genöthigt, an die Heimkehr zu denken. Cartier erreichte Frankreich glücklich, und stattete dem Könige einen glänzenden Bericht über die von ihm besuchten Länder ab. Er rühmte die Schönheit des Landes, die Gesundheit des Klima und die Fruchtbarkeit des Bodens, und machte auf die Vortheile eines reichen Pelzhandels aufmerksam. Die Reisebeschreibung Cartiers ist indessen mit mancherlei Fabeln und Mährchen vermischt; es ist aber nicht schwer, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden.

Die Idee, Entdeckungen im Nordlande Amerikas zu machen, fand bei den leicht erregbaren Franzosen schnell Eingang, und veranlaßte sie zu mancherlei Unternehmungen in diesem Sinne. Besonders war es ein Edelmann aus der Pikardie, der für sich den Auftrag erbat, Entdeckungen im Norden Amerikas machen

zu dürfen. Er hieß Franz de la Roque von Roberval, und erhielt am 15. Januar 1540 die Würde eines Vicekönigs und Generalkapitäns von Kanada, Hochelage, Saguenay, Terre-Neuve, Belle-Isle, Karpom, Labrador u. s. w. Zugleich erhielt er in jenen Ländern dieselbe Vollmacht, welche der König selbst hatte. Jakob Cartier erhielt nun den Auftrag, 5 Schiffe zu bewaffnen, und mit allem Nöthigen zu einer Niederlassung zu versehen. Er selbst ging mit zwei Schiffen am 23. Mai 1540 unter Segel, und langte glücklich in Kanada an. Da die Franzosen, als die höflichste Nation von der Welt, die Wilden gut und freundlich behandelt hatten; so wurden sie von diesen wiederum sehr freundlich und mit großer Freude aufgenommen. Die Franzosen waren von der Schönheit des Landes entzückt, und die Menge von Weinreben, welche sie im südlichen Theile des Landes fanden, vermehrte ihre Freude. Verschiedene Sämereien, die man dem Boden anvertraute, keimten innerhalb acht Tagen. Man erbaute nun das erste Fort, unter dem Namen Karlburg, machte sich nach und nach mit dem Lande bekannt, fand verschiedene Anzeichen von Metallen, und zuletzt sogar Gold. Diese glückliche Entdeckung begeisterte die Ansiedler für das Land. Man besuchte nun auch Hochelaga, und beschloß, in das Innere des Landes vorzudringen. Vor allen Dingen wollte man sich den Fluß aufwärts, nach den Wasserfällen begeben, jenseit welchen Saguenay lag. Man drang daher vorwärts, so weit man mit Schaluppen konnte, und beschloß sodann, die Reise zu Lande fortzusetzen. Man fand hier einen gebahnten Weg, welcher in eine Niederlassung der Wilden führte, wo man die Fremden höchst liebreich aufnahm. Kaum hörten die Eingebornen, daß sich die weißen Männer über die Wasserfälle nach Saguenay begeben wollten, als sie sogleich vier der ihrigen zu Führern hergaben, mit welchen man zu einer zweiten Festung, dem zweiten Wasserfalle gegenüber, vordrang. Die Eingebornen erklärten nun, daß die Fremden bis Saguenay noch einen dritten Wasserfall zu überwinden hätten; indessen waren

die Lebensmittel ausgegangen, und der Mangel derselben zwang zur Rückkehr.

Nach manchen Abenteuern, welche Cartier bestand, begab er sich auf den Rückweg nach Frankreich. Im Jahre 1542 langte Roberval mit drei großen Schiffen, 200 Männern, Weibern und Kindern in Kanada an. Er war im April 1542 von Frankreich abgesegelt, und langte nach einer stürmischen Fahrt in demselben Augenblicke in Amerika an, als Cartier aus Mangel an Lebensmitteln im Begriffe stand, dasselbe zu verlassen. Roberval baute nun ebenfalls ein sehr schönes Fort, machte auf einer Expedition nach Saguenay sich mit dem Lande bekannt, und sandte seinen ersten Piloten, Namens Alfonso de Xantoigne ab, um eine Durchfahrt nach Ostindien zu finden. Dieser geschickte Portugale segelte bis zum 52° nördl. Breite, ohne die gesuchte nordwestliche Durchfahrt zu finden. Den sparsamen Nachrichten nach scheint Roberval noch mehre Reisen nach Kanada gemacht zu haben. Seine letzte unternahm er 1549 in Gesellschaft seines Bruders. Man hat nie wieder etwas von diesen Brüdern gehört; sie gingen auf dieser Reise zu Grunde, ohne daß wir über ihr Schicksal die geringste Auskunft zu geben im Stande wären. Nach dem Tode dieser Männer wurde Frankreich durch innere und äußere Kriege zerrissen; man vergaß während dieser und der folgenden Regierung beinahe gänzlich auf Kanada. So große Dienste auch die Franzosen der Entdeckung und Enthüllung des Erdballs geleistet haben, für dauerhafte Kolonisationen scheinen sie nicht geeignet zu seyn.

3. Die Engländer in Nordamerika.

Angereizt durch die unermeßlichen Reichthümer, welche Spanien aus Amerika zog, wandten auch die Engländer lüsterne Blicke nach dem Westen. Cabots Entdeckungen hatten bereits auf den Norden aufmerksam gemacht, als der erfahrne Walter Raleigh im Jahre 1583 beschloß, auf seine eigenen Kosten Entdeckungen zu machen. Er erhielt von der Königin Elisa-

beth am 25. März 1584 einen Gnadenbrief, wodurch ihm erlaubt wurde, eine Gesellschaft zu bilden. Alle Vortheile, welche eine Entdeckung neuer und reicher Länder zur Folge haben konnte, wurden der Gesellschaft zugesichert. Unter Philipp Amidor und Artur Barlow gingen zwei kleine Schiffe nach Norden unter Segel. Nach einer glücklichen Fahrt gelangten sie an den Eingang einer tiefen Bucht, welche die Eingebornen Ronekoe nannten, und die heut zu Tage zu Nordkarolina gehört. Zugleich entdeckten sie unter 34° n. Br. die Insel Wokoken, an der Küste von Wingandakao. Mit den Eingebornen wurde einiger Verkehr angeknüpft; man tauschte von ihnen Korallen, Perlen und andere Kostbarkeiten ein, raubte zwei Eingeborne, und kehrte nach England zurück.

Die Beschreibung des Landes, das man entdeckt hatte, konnte nicht anders, als höchst glänzend ausfallen. Das milde Klima, die sanften Bewohner, die herrliche und mannigfaltige Vegetation, der fruchtbare Boden, die Fülle und Verschiedenheit der Thiere, alles begeisterte die Engländer, von denen ihre Landsleute daheim wieder begeistert wurden. Die Jungfrau-Königin fand sich durch diese Entdeckung so geschmeichelt, daß sie mit Freuden einwilligte, das Land Virginien zu nennen.

Schon im Frühjahre des folgenden Jahres wurde daher von der Gesellschaft eine neue Expedition, aus sieben Schiffen bestehend, ausgerüstet, um in Virginien eine Niederlassung zu gründen. Sir Richard Greenville, ein Mann von hoher Geburt, und eines der reichsten Mitglieder der Raleighgesellschaft, bekannt durch seinen unerschrockenen Muth, übernahm das Kommando. Da die königliche Jungfrau gerade in einem erbitterten Kriege mit Philipp II. von Spanien begriffen war, so benutzte Greenville diesen Umstand, um eine Zeit lang in Westindien zu kreuzen. Er nahm mehre spanische Schiffe weg, und langte Ende Juni auf der Insel Wokoken in Virginien an. Von hieraus machte er einige Streifzüge in das umliegende Land, drang aber nicht weit genug nach Norden, um die schöne Chesapeakbai zu entdecken. Er legte daher am 25. August

1586 seine Kolonie auf der Insel Roenoke an. Die Lage war äußerst unbequem, und der Geist der Kolonisten nach Gold gierig. An den Anbau des Landes scheinen die Engländer so wenig, als die Spanier bei ihrer Ankunft in Amerika gedacht zu haben. Da man also nur metallene Schätze suchte, so war die Folge davon, daß Hungersnoth unter den Kolonisten einbrach. Die Kolonie war bereits in der äußersten Noth, und auf dem Punkte, Hungers zu sterben; als der mit Recht berühmte Franz Drake mit einigen Lebensmitteln zu ihrer Hülfe kam, und sie auf ihr einmüthiges Ersuchen nach England zurückführte.

So wenig auch der Erfolg den Hoffnungen der Unternehmer entsprach, so viel hat doch die Wissenschaft dieser Reise zu danken. Unter den ersten Kolonisten Virginiens befand sich auch Hariot, ein sehr talentvoller und gebildeter Mathematiker. Dieser hatte seinen Aufenthalt in Virginien dazu angewendet, um den Boden, das Klima, die Produkte und Bewohner seines Landes zu beschreiben. Dieses ist die erste genaue und richtige Beschreibung aus Nordamerika, und zeichnet sich durch Wahrheit und Schärfe der Beobachtungen, so wie durch Fülle der Notizen aus. Mit den rückkehrenden Engländern kam aber auch eine der abscheulichsten Unsitten nach Europa, die sich schnell durch alle Erdtheile verbreitete, und einen höchst verderblichen Einfluß auf das Menschengeschlecht ausgeübt hat, und leider noch immer ausübt. Hunger und Langeweile bewog die Engländer, manche Gebräuche mit den Indianern in Virginien mitzumachen; ein böser Geist der Unterwelt bewog sie, auch an dem verderblichen, Leib und Geist vernichtenden Giftdampfe des Tabaks Geschmack zu finden. Sie brachten dieses pestilenzialische Kraut mit nach Europa; der Übermuth einiger müßiger junger Herren von London versuchte dieses ekelhafte Laster der Wilden nachzuahmen, und wie die menschliche Natur immer geneigt ist, das Widernatürliche sich anzueignen, so wurde auch diese Ekel erregende Sitte bald unter allen Leuten von sogenanntem gutem Tone Mode, und verbreitete sich nach Norden und Süden.

Wenig Tage nach der Abreise der Kolonie von Roenoke

landete ein kleines Fahrzeug, welches Raleigh, mit Lebensmitteln befrachtet, der Kolonie zu Hülfe gesandt hatte. Da es aber das Land verlassen fand, so ließ er 15 Europäer auf der Insel, und kehrte nach England zurück. Diese Hand voll Menschen wurde aber von den Wilden in Stücke gehauen.

Eine dritte Kolonie wurde 1587 von Raleigh nach Virginien gesandt. Sie war stärker als die erste, kam aber vor Hunger um. Raleigh hatte in diesen Unternehmungen sein Vermögen beinahe erschöpft; er vertauschte daher seine Ländereien in Virginien gegen Güter in Irland, und trat alle seine Rechte auf Amerika an eine Gesellschaft Londoner Kaufleute ab, an deren Spitze Sir Thomas Smith stand. So verflossen abermal zwanzig Jahre; und 106 Jahre nach Cabots Entdeckung Nordamerikas hatte daselbst noch kein Europäer festen Fuß gefaßt.

Im letzten Jahre der Königin Elisabeth segelte Bartholomäus Gosnold in einer kleinen, mit 32 Mann besetzten Barke nach Amerika ab. Er segelte so sehr westlich, daß er von England aus auf geradem Wege Nordamerika erreichte. Diese Fahrt war bei weitem kürzer, als die seiner Vorgänger, welche alle nach Westindien und von da nordwärts segelten. Das erste, was er entdeckte, war die jetzige Massachusetsbai, deren Spitze er den Namen Kap Kod gab. Weiterhin entdeckte er zwei Inseln, die er Marthas Weinberg und Elisabeth-Inseln nannte; sodann besuchte er das Festland, und wurde von dem Anblicke desselben so entzückt, daß ihn nur die Furcht, Hungers zu sterben, abhielt, mit seinen Gefährten sogleich hier zu bleiben. Er kehrte daher nach England zurück. Diese Reise hatte nur vier Monate gedauert, und war unstreitig die erste Reise nach Amerika, welche in so kurzer Zeit vollbracht wurde. Sie war für die folgende Zeit von großer Wichtigkeit, indem Gosnolds Bericht die Engländer zu weitern Unternehmungen ermunterte. Er machte eine überaus vortheilhafte Schilderung von der Schönheit des Landes, und lenkte, der erste, die Aufmerksamkeit der Engländer auf die Fruchtbarkeit des Bodens,

als die wahre Goldquelle der Kolonien. Zugleich machte er auf die vortheilhaften Einbuchten in das Land aufmerksam, und zeigte, daß das Mißlingen früherer Niederlassungen der unzweckmäßigen Wahl des Platzes zugeschrieben werden müsse. Nun fing man in England ernstlich auf Anlegung zu Kolonien zu denken an; man sandte zwei kleine Schiffe aus, um zu untersuchen, ob Gosnolds Bericht der Wahrheit gemäß, oder nur eine dichterische Verschönerung des Entdeckers sey. Beide Schiffe kehrten, die Wahrhaftigkeit Gosnolds bestätigend, zurück, und bestärkten den Wunsch, sich in Amerika anzusiedeln. Es vereinigten sich nun besonders auf Antrieb Hakluyt's mehre wohlhabende Bürger und Edelleute, um in Amerika Kolonien anzulegen. Der König Jakob theilte Nordamerika zwischen den 34 und 45° der Breite in zwei Theile, wovon er den südlichen Theil, die Südkolonie von Virginien, den andern, die Nordkolonie nannte. Die Südkolonie schenkte er einer Gesellschaft von Edelleuten, an deren Spitze Georg Summers und Richard Hakluyt standen. Ihr Recht dehnte sich auf einen Küstenstrich von 50 Meilen gegen Norden und Süden ihrer Niederlassung aus; 100 Meilen sollten sie in das Innere des Landes greifen dürfen. Den nördlichen Theil überließ er, unter denselben Bedingungen, verschiedenen Edelleuten und Kaufleuten zu Bristol. Diese Bewilligungen geschahen im Jahre 1606, und man ahnte schwerlich, daß nach 180 Jahren sich hier die größte Republik, welche die Erde gesehen hat, zu einem schnell steigenden Wohlstande erheben würde.

Von diesem Augenblicke an begannen die Auswanderungen aus England nach Nordamerika. Schon im Jahre 1606 wurden die ersten Kolonien in Virginien und Neu-England gegründet. Kapitän Neuport segelte mit 105 Menschen, unter denen viele vornehme Personen waren, aus. Man entdeckte mit Entzücken die prachtvolle Chesapeakbai, steuerte gerade in sie hinein, segelte den Jamesfluß hinauf, und legte an demselben in einer anmuthigen Umgebung den ersten Pflanzort an, welchem man den Namen Jamestown gab. Mancherlei

Trübsal und Kämpfe mit den Eingebornen brachten die Kolonie an den Rand des Verderbens. Ein gewisser Kapitän Smith, den man aus Neid zurückgesetzt hatte, war der Retter der Kolonie. Er befestigte die Niederlassung, gewann die Wilden durch seine Klugheit und einnehmendes Betragen, schlug feindselige Stämme und verschaffte der Kolonie dadurch so viele Lebensmittel, daß sie bis zum nächsten Frühjahr vor Hunger gesichert war. Auf einem seiner Streifzüge gegen die Wilden hatte er das Unglück, von den Wilden gefangen zu werden. Er war nämlich bis an den Hals in einen Sumpf versunken, und nicht im Stande sich zu wehren. Durch seine Geistesgegenwart machte er sich sogar die Wilden geneigt, die ihn mit einer Art Ehrfurcht behandelten, und im Triumphe durch das ganze Land führten. Endlich brachten sie ihn zu Powhatan, dem obersten Häuptling von Virginien, der ihn zum Tode verurtheilte. Schon war sein Haupt geneigt, um den Todesstreich zu empfangen, als Powhatans geliebteste Tochter hervorsprang, sich zwischen den Henker und sein Opfer warf, und mit ihren Thränen das Leben desselben sich erflehte. Endlich verschaffte sie ihm seine völlige Freiheit, und half ihm mit einem Vorrathe von Lebensmitteln in die Kolonie zurückzukehren.

Er fand die Kolonie bis auf 38 Personen zusammengeschmolzen, und nur mit Mühe gelang es ihm, diese von ihrer Rückkehr nach England zurückzuhalten. Endlich langte ein Schiff aus England mit 100 Kolonisten, Ackerbaugeräthen, Sämereien und Vorräthen an. Unglücklicher Weise entdeckte man eine glänzende metallische Substanz, die man für Gold hielt. Statt den Boden zu bebauen, grub nun alles nach den vermeinten Reichthümern, und die unglückliche Folge davon war, daß Mangel und Elend bald wieder einrissen. Ohne des entschlossenen Smiths kühnen Unternehmungsgeist würde der gänzliche Untergang der Kolonie die natürliche Folge ihrer metallsüchtigen Thorheit gewesen seyn. Diesem Manne gebührt aber nicht nur der Ruhm, die Kolonie erhalten zu haben, sondern auch die Ehre höchst wichtiger Entdeckungen auf dem nordamerikanischen Festlande.

Die Lebensmittel waren nämlich wieder ausgegangen, und Smith sah kein anderes Mittel der Rettung vor sich, als in das Innere des Landes vorzudringen, und mit den entfernten Stämmen einen Verkehr zu eröffnen. Er stellte sich daher selbst an die Spitze dieses kühnen Unternehmens, und schiffte sich mit weniger Mannschaft und einem geringen Vorrathe von Lebensmitteln auf einem offenen Boote ein. Er fing seine Untersuchungen bis Kap Charles an, und in zwei verschiedenen Streifzügen, die über vier Monate dauerten, drang er bis an den Susquehannah vor, der sich in den Meerbusen ergießt. Er besuchte alle Gegenden an der Ost- und Westküste, und befuhr die bedeutendsten Buchten, segelte in den großen Flüssen bis zu ihren Fällen hinauf, handelte mit einigen Stämmen, kämpfte mit andern, erforschte den Boden, das Land und seine Bewohner; und kehrte endlich nach Jamestown zurück. Auf einem elenden Fahrzeuge hatte er bei 600 deutsche Meilen durchsegelt, und seine Ausdauer und Tapferkeit darf den Unternehmungen der kühnsten spanischen Entdecker an die Seite gesetzt werden. Die Nachrichten, welche er mitbrachte, umfassen die zwei Staaten Virginien und Maryland, und sind so vollständig und genau, daß sie auch jetzt noch von Wichtigkeit sind. Seine Karte, die er von diesen Ländern entworfen hat, ist vollkommen richtig. Zum Glücke für die Kolonie lieferten auf Smith's Bemühungen die Eingebornen hinreichende Lebensmittel ein, und da der König Jakob einen neuen umfassenden Freibrief spendete, so wurden eine Menge Männer von Stand und Vermögen nach der Kolonie gezogen. Lord Delaware war der erste Gouverneur von Virginien; Gates und Georg Summers gingen mit 9 Schiffen und 500 Pflanzern dahin ab; aber das Admiralschiff wurde verschlagen, kam erst spät in der Kolonie an, und fand die ganze Niederlassung in der fürchterlichsten Anarchie. Der tüchtige Smith war nämlich durch eine Pulverentzündung jämmerlich verbrannt, und mußte nach England zurückkehren, um sich den Händen der Ärzte zu überlassen. Als Lord Delaware endlich ankam, fand er die Kolonie im Begriffe, nach England

zurückzukehren. Seiner Macht und Klugheit gelang es, die Kolonie wieder zu organisiren; er verwaltete sein Amt bis zum 28. März 1611. Nach mancherlei Unfällen ertheilte der König der Gesellschaft für Kolonisation Amerikas 1612 so ausgedehnte Privilegien, daß sie beinahe souverän wurde. Die Gesellschaft nahm nun auch von den Bermudasinseln, welche Gates und Summers entdeckt hatten, Besitz. 30,000 Pfd. Sterling wurden auf die Kolonie verwendet, strenge Gesetze eingeführt, und auf solche Art durch Zwang der Ackerbau emporgebracht.

Endlich hatte man das Mittel gefunden, der Kolonie eine feste Dauer zu verleihen. Durch Verträge mit den Eingebornen wurden an die Kolonisten große Landstrecken abgetreten, und Lebensmittel, besonders der so wichtige Mais, in die Magazine der Kolonie eingeliefert. Man verfiel nun auf den Tabakbau, der bei der zunehmenden Thorheit Europas den Kolonisten so reichen Gewinn brachte, daß der Anbau der Lebensmittel darüber versäumt, und der Kolonie neues Verderben bereitet wurde. Man mußte Zwang anwenden, um die Pflanzer dazu zu bewegen, daß sie einen Theil ihrer Ländereien mit Lebensmitteln bebauten. Eine höchst wohlthätige Folge für die Ausbreitung der Engländer in Amerika hatte eine Anzahl von Weibern, welche von der Gesellschaft nach Amerika gesendet wurden. Dadurch wurden die Abenteurer zu ansäßigen Bürgern, die Gewaltthätigkeiten gegen die Eingebornen verminderten sich, wie sich zweckmäßige Auswanderungen aus Europa vermehrten, und die Kolonie blühte jetzt so schnell auf, daß im Jahre 1619 auf einer gesetzgebenden Versammlung zu Virginien bereits eilf Ortschaften durch Bevollmächtigte vertreten wurden.

4. Allmähliche Bekanntwerdung Nordamerikas.

Die aufblühenden englischen Kolonien hatten indessen mit noch manchen Schwierigkeiten zu kämpfen. Furchtbare Kriege mit den Eingebornen, Uneinigkeit zwischen den Unternehmern, und Gewaltthätigkeiten von Seiten der Regierung, brachten die Kolonie mehr als einmal an den Rand des Verderbens, bis

William Berkeley zur Regierung der Kolonien gelangte. Die Revolution in England brachte auch in den Kolonien blutige Auftritte hervor, und unter Cromwell hatte sie, ihrer Anhänglichkeit an den König wegen, manches zu erdulden. Troß allen diesen ungünstigen Umständen, blühte Virginien auf, und 1688 legte sie bereits ein bedeutendes Gewicht in die politische Wagschale von Großbrittanien.

Außer der Kolonie von Virginien wurden auch noch sowohl durch die Plymuth-Kompagnie, als durch andere Privatleute, Versuche zur Kolonisation Amerikas gemacht. Besonders war es die Reformation, welche Nordamerika seine ehrbarsten und fleißigsten Kolonisten zutrieb. Die vielen Gränel des Fanatismus bewogen eine Menge Menschen zur Auswanderung, und an verschiedenen Orten wurden Niederlassungen angelegt. So wurde 1628 im Spätjahre die Massachuset-Kolonie gegründet. Freiheit der Religion und des Glaubens war die Grundlage aller dieser Niederlassungen. 1627 kauften die sogenannten Brownisten von der Plymuth-Kompagnie alles Land, welches sich drei Meilen nordwärts vom Flusse Merrimak, bis drei Meilen südlich zum Charlesfluß, und vom atlantischen bis zum stillen Oceane hinzieht. Sie gründeten nun eine eigene Gesellschaft, und stifteten Kolonien. Diese Zeit muß als diejenige betrachtet werden, in welcher die weisen Institutionen Nordamerikas geboren wurden. Es wanderten in Folge politischer und religiöser Ereignisse immer neue Schaaren nach Amerika, wo jede Meinung und jeder Glaube Zuflucht und Aufnahme fand. In den Wildnissen Amerikas, die sich dadurch immer mehr lichteten und aufhellten, fing man an zu begreifen, daß nicht an allen Bäumen einerlei Rinde wachsen, und daß verschiedene Bäume mit verschiedenen Rinden gar wohl in demselben Boden wurzeln könnten. So wurde die Massachusetbai-Kolonie angesiedelt; 1634 wurde durch eine neue religiöse Sekte die Kolonisation von Rhode-Island in der Naragansetbai vorgenommen; 1636 langte eine große Anzahl englischer Familien am Konnetikut an; in demselben Jahre wurde in Neuhamp-

shire und Main eine Niederlassung angelegt. Die Eingebornen wurden durch Kriege und Verträge immer weiter in das Innere des Landes gedrängt, und so sehr nahm die Auswanderungslust der Engländer überhand, daß man ihr durch königliche Verbothe Einhalt thun mußte.

Die englischen Kolonisten hatten sich bereits in den bedeutendsten Theilen Nordamerikas festgesetzt, blühende Städte angelegt und gezeigt, daß in der neuen Welt auch auf eine andere Weise, als durch Bergbau, Reichthum und Wohlstand erworben werden könnte. Aber auch bei den Franzosen regte sich die Lust, Niederlassungen in Kanada zu gründen, und Entdeckungen zu versuchen. Unter den kanadischen Ansiedlern finden wir um das Jahr 1668 einen Bürger, Namens de Groiselie, der mit den kanadischen Wilden längs dem Flusse Outanoas so weit vordringt, daß er von dem großen Binnenmeere der Hudsonbai Nachricht erhält. Er kehrt nach dem damals schon gegründeten Quebeck zurück, bewegt mehre seiner Landsleute, eine Barke auszurüsten, um die Entdeckung zu vollenden. Glücklich landen sie innerhalb eines Flusses, der von den Wilden der reißende Strom genannt wird; dringen in das Innere des Landes vor, und kehren mit eingetauschtem Pelzwerke befrachtet nach Quebeck zurück. Ungefähr um dieselbe Zeit wurde auch die Kolonie von Baltimore durch den Lord gleichen Namens gegründet; wie sich denn Nordamerika eines wunderbar schnellen Aufblühens erfreute. Die Reise des Baron de la Hontan, eines Franzosen, bringt uns die erste Nachricht von den wilden Stämmen Westamerikas, und Pater Charlevoix unternimmt 1720 eine Missionsreise in die nordamerikanischen Länder.

Die außerordentliche Ausdehnung der Niederlassungen in Amerika zwang die Kolonisten, sich mit dem Innern des Landes genauer bekannt zu machen. Theils die allmähliche Verbreitung der Ansiedelungen, theils Kriegszüge gegen die Wilden, theils endlich der Wunsch, neues Ackerland aufzusuchen, reizte die Kolonisten zu immer neuen Entdeckungen. Allmählich bevölkert sich Neu-England, wo Boston die Hauptstadt wird; der berühmte

William Pen gründet mit seinen Quäkern die Kolonie von Pensilvanien, wo Philadelphia die Hauptstadt wird. Auf ähnliche Weise bevölkert sich Karolina, und Neu-Georgien wird mit Europäern bedeckt. Die Zeit der Gründung Neu-Georgiens, wo Savannah die Hauptstadt wird, fällt in das Jahr 1733. Man war bereits so weit gekommen, daß Virginien und andere Staaten einer neuen Organisation bedurften, in Grafschaften abgetheilt wurden, und die werdende Weltmacht verkündeten.

Die Kolonie Neu-Georgien wurde unter Anführung des Kompagnie-Direktors Oglethorpe angelegt. Dieser Mann war ein äußerst thätiger, einsichtsvoller Anführer, der nicht nur die Kolonie gründete, sondern auch für ihr Gedeihen kräftig zu sorgen wußte. Mit weiser Vorsicht suchte er sich die eingebornen Stämme zu befreunden. Savannah blühte unter seiner Leitung schnell auf, und schon 1738 war die Kolonie so weit gediehen, daß eine zweite Stadt mit Namen Augusta im Innern des Landes, 230 engl. Meilen tief, gegründet werden konnte. Um diese Zeit wanderten auch viele Deutsche, besonders aus Salzburg, in Amerika ein. Oglethorpe stand der Kolonie bis 1739 vor. Nach seinem Abgange traf dieselbe ein großer Unfall durch den Krieg, der sich zwischen England und Spanien entzunden hatte; die Spanier landeten, und verheerten die Niederlassung mit Feuer und Schwert.

Verschiedenen Nachrichten gemäß waren die Engländer um diese Zeit bereits über 100 Meilen tief von den Küsten in das Innere des Landes vorgedrungen, hatten Städte, Burgen, Dörfer und Landhäuser gegründet, und der Spanier Ulloa gesteht, daß dieses fleißige Volk das fruchtbare Land bereits überall zu einem hohen Ertrag gebracht habe. Die unermüdete Thätigkeit der Engländer sey der Fruchtbarkeit des Landes zu Hülfe gekommen. Boston, die Hauptstadt von Neu-England, sey so groß, so schön gebaut, und so wohlhabend, daß sie jeden Vergleich mit den blühendsten Städten Europas aushält. Die englischen Kolonien blühten auch darum so schnell auf, weil sie im

Gegensatze mit den Spaniern und Portugalen, alle Völker der Erde zu Mitbürgern aufnahmen. Daher rühmt **Ulloa** die starke Bevölkerung dieser ausgedehnten englischen Besitzung, wo man dieselbe Toleranz, mit welcher man alle Völker Europas aufnahm, auch auf die religiösen Grundsätze ausdehnte. Zugleich kam der Reichthum des Landes dem Fleiße der Kolonisten zu Hülfe. Zum Glück für die englische Kolonie blieben ihnen die reichen Gold- und Silberminen **Karolinas** bis auf unsere Tage verborgen. Sie beuteten daher mit besserem Erfolge und heilsameren Wirkungen die Schätze eines fruchtbaren Bodens aus, wodurch sie Wohlstand ohne Üppigkeit, und Bürgertugend ohne Egoismus bezweckten. Die Meerbusen, welche sich in den atlantischen Ocean öffnen, wurden mit Schiffen belegt, wozu die prachtvollen Urwälder Nordamerikas ihre gewaltigen Stämme lieferten. Die Institutionen Englands erstreckten ihre heilsamen Gesetze auch über Nordamerika, wo die Kolonisten als Mitbürger des Mutterlandes, und nicht als seine Sklaven betrachtet wurden. So entwickelten sich diese neuen Staaten, deren Gesetzgeber ein **Pen**, ein **Locke**, ein **Shaftesbury** und ähnliche Männer waren, zu einem Vaterlande der Bürgertugend, dem die Menschheit ihren **Franklin** verdankt.

5. Genaueres Bekanntwerden Nordamerikas durch Reisen.

Sobald der Verkehr mit den englisch-amerikanischen Kolonien ein Bedürfniß für Europa wurde, so fing auch das Land selbst ein Gegenstand europäischer Forscher zu werden an. Und da die Engländer ihre Kolonien nicht wie die Spanier hermetisch verschlossen, so fehlte es auch zu keiner Zeit an Männern, welche uns Nachrichten davon zurückbrachten. Die Ehre, Nordamerika durchforscht zu haben, gebührt hauptsächlich den Kolonisten selbst, welche hier mit nicht geringerem Muthe, als die ersten spanischen Entdecker, sich mitten durch Wildnisse und ungeheure Urwälder Bahn brachen, und in das Innere vordrangen. Wir sind leider zu wenig mit den kühnen Unternehmungen der Anglo-

Amerikaner in diesem Bezuge bekannt; die einzelnen Abenteuer jedoch, welche zu verschiedenen Zeiten bekannt wurden, geben den romantischen Feldzügen der Spanier im tropischen Amerika nichts nach. Die europäischen Reisenden, welche nach ihrer Rückkehr Berichte bekannt machten, zeichneten sich mehr durch Verbreitung bereits erworbener Kenntnisse, als durch neue Entdeckungen aus. Wir werden dieselben daher mehr in chronologischer Ordnung, und nur der Kürze nach hier anführen.

In den Jahren 1737 vertheilten sich die Schüler Linnées nach allen Theilen der Erde, in der Absicht, die Pflanzendecke unseres Planeten zu enthüllen. Kalm, Löfling, Solander u. s. w. begaben sich nach Amerika. Besonders war es Kalm, der in den nordamerikanischen Kolonien den Naturreichthum zu enthüllen sich bestrebte. Seine Verdienste verbreiteten sich über alle drei Reiche der Natur, und machten uns mit höchst interessanten Beiträgen zur allgemeinen Naturgeschichte bekannt. Vor Linnée hatte man sich überhaupt mit den Naturschätzen gar nicht bekannt gemacht. In anderer Hinsicht hat sich der Franzose de Chabert um die Kunde Nordamerikas verdient gemacht. Ihm gebührt der Ruhm, die Küsten von Akadien und Terre-Neuve mathematisch aufgenommen zu haben. Er brach durch seine verdienstvollen Arbeiten den genauen Aufnahmen die Bahn. Ein Jahr später besuchte Thomas Bertram, ein Engländer, den amerikanischen Norden, und acht Jahre später unternahm sein Landsmann Burnaby große Landreisen im Innern des nordamerikanischen Kontinents. Diesen beiden Engländern verdankt die Völkerkunde Nordamerikas große Aufschlüsse. Außer Oglethorpe hat uns kein Reisender mit so viel einheimischen Stämmen bekannt gemacht, als diese beiden Engländer. Sie hatten das Talent, sich das Vertrauen der Wilden zu erwerben, unter ihnen zu leben, ihre Denkweise zu studieren, und die interessantesten Seiten dieses Völkerlebens aufzufassen. Wenn wir bedenken, daß diese Völker theils bereits ausgestorben sind, theils dem unvermeidlichen Aussterben entgegen gehen, so müssen wir jede Schilderung dieser Menschheit als ein heiliges Vermächtniß be-

trachten, welches in dem Archiv der Geschichte der Menschheit niedergelegt ist.

Auch die Keim- und Blüthenzeit eines großen Staates ist wichtig, und von diesem keimenden Zustande des nordamerikanischen Freistaates, welcher dazumal seiner Emancipation von England bereits entgegen reifte, gibt Thomas Hutchinson im Jahre 1769 ein anziehendes Gemälde. Es umfaßt den größten Theil der 13 Kolonien, welche bald darauf den Kampf um ihre Freiheit begannen.

Höchst wichtig in der Geschichte der Entdeckungen ist die Landreise, welche der Engländer Hearne in den Jahren 1769 und 1772 nach dem Polarmeere unternahm. Die Engländer hatten bereits die Vortheile des Pelzhandels kennen gelernt, und ihrer Industrie öffnete sich sogar im eisigen Norden ein Schauplatz und eine Quelle des Gewinnes. Der kühne Hearne drang mit englischer Verwegenheit tief in dem Westen Nordamerikas vor. Wer einiger Maßen mit den Schrecken eines eisigen Landes bekannt ist, wird der kühnen Ausdauer Hearnes diejenige Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche ihm gebührt. Es ist wahrlich keine Kleinigkeit, sich mit so geringen Mitteln versehen in ein Land zu wagen, welches mit Urwäldern bedeckt, zum Theil in Schnee und ewiges Eis begraben, von stehenden und rinnenden Gewässern durchfurcht, keine jener Bequemlichkeiten darbietet, deren ein gebildeter Europäer auf seinen Wanderungen zu finden gewohnt ist. Das Land, welches Hearne zu Fuß durchwanderte, wird in der rauhen Jahreszeit sogar von den eingebornen, auf der niedrigsten Kulturstufe stehenden Menschen geflohen, und nur während des kurzen Sommers, der oftmals durch Schneegestöber getrübt wird, wandern die halbverhungerten Eingebornen, der Jagd wegen, nordwärts. Hearne drang, der erste, an den Arathapescowsee vor; von da aus ging er nordwärts bis zum Eismeere, wohin der von ihm entdeckte Kopermine fluß sein Führer war. Wir werden dieser Reise noch einmal bei der Gelegenheit gedenken müssen, wenn wir die Reisen erzählen werden, welche durch Aufsuchung einer nordwestlichen

Durchfahrt veranlaßt wurden. Weniger folgenreich waren die Reisen des Abée Robin durch das civilisirte Nordamerika. Auch Warville gewährt nur in so fern Interesse, als er 1788 die kaum noch frei gewordenen Staaten von Nordamerika schildert, und ein politisches Gemälde von denselben entwirft. Interessanter als beide, ist Isaak Weld, der während der Jahre 1795 bis 1797 durch die vereinigten Staaten von Nordamerika, und die englischen Besitzungen von Kanada reiste. Sein Werk gibt eine lebhafte Schilderung dieser ungeheuern Länder, und befriedigt die Neugierde auf eine höchst angenehme Weise. Sein Gemälde würde noch lebendiger und schöner seyn, leitete nicht der eifersüchtige Geist der Engländer seine Feder, und machte ihn gegen die Republikaner parteiisch. Neue geographische Entdeckungen erhalten wir durch diese Reise nicht. Im Jahre 1795 führte die französische Revolution einen der geistvollsten ihrer vertriebenen Söhne, den höchst genialen Volney, nach Nordamerika. Wenn Weld den Nordamerikanern oftmals Unrecht thut, so ist dagegen Volney mit glühender Begeisterung ein Verschönerer alles dessen, was er in Amerika sah. Sein enthusiastisches Gemüth, wie sein Dankgefühl für die gastfreie Aufnahme im fremden Lande, reißt ihn oft hin. Als Freund Franklins und Washington's konnte er nicht anders, als mit Liebe empfangen werden. Abgesehen von dieser Hinaufstimmung seines Gemüths, bleibt Volneys Reisebeschreibung immer ein höchst werthvolles Archiv für die Kunde Nordamerikas. Seine ungeheure Gelehrsamkeit, vereinigt mit einer Auffassungs- und Beobachtungsgabe, welche durch große frühere Reisen geübt wurde, stellt uns eine Gallerie von Gemälden auf, welche den Philosophen, wie den Biographen gleich neu und werthvoll sind. Durch seine Arbeit wurde die im Jahre 1796 unternommene Reise des berühmten Grafen la Rochefoucault, zwar nicht verdunkelt, aber doch einiger Maßen in den Schatten gestellt.

Das 19te Jahrhundert, welches man den Tag der Ernte nennen könnte, überschüttete die gelehrte und ungelehrte Welt mit einer solchen Menge von Reisejournalen, daß es bei dem

besten Willen kaum möglich ist, das Verdienstvolle von dem Überflüssigen zu unterscheiden. Eine namentliche Aufführung der bekannt gewordenen Reisen in Nordamerika soll den Zweck der Vollständigkeit erreichen. Perrin du Lac durchreiste die Provinz Ohio, drang durch die Wildnisse Nordamerikas an den Missouri vor, und an den Ufern dieses Flusses bis nach Louisiana. Bei weitem wichtiger sind jedoch die Verdienste des berühmten französischen Naturforschers F. A. Michaux, der, ein Märterer der Naturkunde, auf Madagaskar starb. Er drang 1801 über die Alleghanygebirge nach Westen vor, untersuchte die Staaten Ohio, Kentuky und Nordkarolina. Seine Beobachtungen sind Zeugen seines außerordentlichen Scharfsinnes. Ganz besonders viel verdankt ihm aber die Naturgeschichte Nordamerikas, indem er mit Kennerblick Gegenden durchforschte, die bis dahin kein Fuß eines gebildeten Europäers betreten hatte. Übrigens wird ihm ein Fehler vorgeworfen, den nur sehr wenige Reisende mit ihm theilen; seine Nachrichten sind außerordentlich kurz und gedrängt, was man so manchem andern wünschen möchte.

Die Reisen des John Drayton, eines Nordamerikaners, aus dem Jahre 1802, sind wenigstens interessant; aber reich an Entdeckungen für die Erdkunde ist die auf Befehl des Präsidenten der vereinigten Staaten von Nordamerika unternommene Reise nach dem Westen, welche die Kapitäne Lewis Merryweather und Clarke ausführten. Der Zweck war, die noch unerforschten Westgebiete der Republik zu erforschen, Handelswege nach der Südsee zu eröffnen, und der Civilisation den Weg nach jenen unbekannten Gegenden zu bahnen. Der Erfolg entsprach der Absicht vollkommen; die talentvollen Ausgesandten enthüllten hier eine völlig unbekannte Welt. Eine Menge unbekannter Gegenden wurden besichtigt, viele Seen und Flüsse, deren Daseyn man kaum geahnt hatte, aufgefunden, und in die Karten eingetragen; neue Gebirge, riesenhafte Fortsetzungen der gewaltigen Andeskordillere, von ganz unbekannten Völkern bewohnt, traten in den Kreis unserer geographischen Kenntnisse

ein. Diese Reise dauerte volle zwei Jahre. Eines der wichtigsten Ergebnisse derselben ist die Entdeckung und Erforschung des Columbiastromes, eines Flußgebietes, dessen ungeheure Wichtigkeit für die Zukunft nur geahnt werden kann. Dieser große Strom verspricht künftigen Generationen eine Verbindung der östlichen Gewässer mit den westlichen, und läßt einen Flor des Landes zu, wie er noch schwerlich irgend wo auf Erden in dieser Ausdehnung gesehen wurde. Diese wichtige Entdeckungsreise kann jeder andern unsers Jahrhunderts mit Ehren an die Seite gesetzt werden, und dürfte unter allen amerikanischen Reisen der neuesten Zeit diejenige seyn, welche von den bedeutendsten Folgen begleitet ist.

Für die Sittengeschichte Kanadas verdient das Gemälde dieser Kolonie angeführt zu werden, welches der Engländer Boulton im Jahre 1805 entwarf. John Melish bereiste von 1806 bis 1811 die vereinigten Staaten von Nordamerika. Als ein Schottländer von Geburt, sah er nicht durch die englische Brille, und ist daher in seiner anziehenden Beschreibung beflissen, mit rühmlicher Unparteilichkeit das Gesehene zu schildern. Robert Steele machte eine Reise nach Neufoundland bekannt, und Edward Chappel nahm einen Theil der nordamerikanischen Ostküste im Jahre 1814 auf. Von 1817 bis 1819 schrieb William Tell Harris eine Reihe von Briefen aus den vereinigten Staaten von Nordamerika an seine Freunde in England, unter denen er aber alle seine Landsleute verstand, weil er sie drucken ließ. Sie vermehren unsere Kenntnisse bei weitem weniger, als die gehaltvolle Beschreibung der vereinigten Staaten, welche der schwedische Baron Axel von Klinkowström auf einer 1818 nach Nordamerika unternommenen Reise entwarf. In demselben Jahre reiste auch der Irländer Talbot von 1818 bis 1823 in Kanada und den benachbarten Ländern. Sein Werk erweitert das Gebiet der Geographie. John Duncan hielt sich von 1819 an durch zwei Jahre in Nordamerika auf, besuchte bisher gänzlich unbekannte Gegenden, nahm mehre Punkte geographisch auf, und gab einer Reihe von Vorgebirgen Namen.

Die meisten der hier aufgeführten Reisenden wurden von dem Engländer Schoolcraft übertroffen. Er besuchte 1820 das Innere Nordamerikas, sammelte höchst wichtige Notizen über die so merkwürdigen Landseen von Kanada, und die Quellen des Missisippi. Die Schilderung dieser Wassergebiete verbreitete ein völlig neues Licht über die Hydrographie Nordamerikas. Nach ihm sind die Seen, welche unter den Namen Sandy, la Busch und Schildkrötensee bekannt sind, die eigentlichen Quellen des Missisippi. Es liegen dieselben 1330 Fuß über dem Meere, was für den ungeheuren Lauf des Riesenstromes ein nur mittelmäßiges Gefälle gibt. Da er auch ein höchst geschickter Mineraloge ist, so haben wir ihm über die Struktur des nordamerikanischen Kontinents vortreffliche Aufschlüsse zu verdanken. Seine Reise reiht sich daher mit vollkommenem Rechte den erfolgreichsten Entdeckungsreisen an. Eine ebenfalls sehr wichtige Reise, welche, so wie die vorigen, die Regierung der vereinigten Staaten von Nordamerika anordnete, wurde von dem Major Long und dem Mineralogen James ausgeführt. Sie wurde von Pittsburg nach den Rocky Mountains oder Felsengebirgen, einer nördlichen Fortsetzung der merikanischen Andeskette, unternommen. Wichtige Belehrungen über die Beschaffenheit des unermeßlichen, vom Missuri und seinen Nebenflüssen bewässerten Thales krönten diese Unternehmungen; Gebirge wurden gemessen, ihre Konstruktion erforscht, und für die künftige Civilisation dieser Gegenden der Weg gebahnt. Um dieselbe Zeit lieferte der Missionär West bedeutende Beiträge zur Ethnographie Nordamerikas, indem er sich durch mehre Jahre an dem rothen Flusse oder Redrivier, mit Bekehrung der Indianer beschäftigt hatte.

Sehr reich an Entdeckungen wurde eine zweite Reise des Major Long, welche im Jahre 1823 demselben durch die nordamerikanische Regierung aufgetragen wurde. Der Petersfluß war aus frühen Reisesagen nur unvollständig bekannt, und doch war ein so bedeutender Fluß im nördlichen Theile der Freistaaten diesen von höchster Wichtigkeit. Die Regierung, welche

keinen Vortheil für die Industrie des Landes aus den Augen setzt, beschloß daher, genaue Erkundigungen über die vom rothen und Petersflusse bewässerten, bis zum 49° n. Br. sich ausdehnenden Landschaften einzuziehen, und die Natur des Landes längs der Nordgrenze der vereinigten Staaten näher erforschen zu lassen. Der Befehl über diese Expedition wurde, wie schon gemeldet, dem Major Long übertragen. Herr Say begleitete ihn als Zoolog und Alterthumsforscher, und Herr Keating als Mineralog und Geognost. Auch war der Expedition ein Maler und Landschaftzeichner beigegeben, und die Herren Say und Keating sollten das Tagebuch führen. Am 30. April gingen die Reisenden von Philadelphia ab, und erreichten glücklich Pittsburg. Von da aus ging der Marsch weiter gegen Nordwesten nach den kanadischen Seen, bald durch Wüsten und Wildnisse, bald durch civilisirte Gegenden, welche die ganze Stufenleiter der Kultur, von der niedrigsten bis zur höchsten Sprosse, darbieten. Die Resultate dieser höchst merkwürdigen Reise waren überraschend. Das so merkwürdige Wassergebiet, welches dem von Südamerika an wunderbarer Verzweigung noch voransteht, wurde durch diese Reise völlig bekannt, und läßt künftigen Forschern nur wenig zu erforschen übrig. Aber nicht allein die Hydrographie wurde durch die interessantesten Entdeckungen bereichert, sondern auch die Geographie im strengsten Sinne gewann neues, bisher unbekanntes Land. Keating hat diese interessante Reise beschrieben und bekannt gemacht.

Auch die neueste Zeit hat die Reise-Literatur Nordamerikas beträchtlich vermehrt. Unter den Reisenden in Nordamerika treten auch nunmehr erlauchte Personen auf, welche hinlänglich beweisen, wie sehr die aufblühende Civilisation der werdenden Welt die Aufmerksamkeit gebildeter Denker in Anspruch nimmt. Wir nennen darunter den Prinzen Bernhard von Sachsen-Weimar, den seligen Marquis von la Fayette, und den bekannten naturforschenden Prinzen Max. von Neuwied, der so eben auf einer naturforschenden Reise in Nordamerika die Wildnisse des Missisippi durchforscht hat, und im Begriffe

nach Europa zurückzukehren ist. Auch Chateaubriand hat uns manche idealisirte Scene von seiner Verbannungsreise aus jenem Lande mitgebracht, wo sich der Mensch in so höchst mannigfaltigen Gestalten zeigt.

6. Die Nordwestküste Amerikas.

Diese höchst interessante Küste hat erst in der neuern Zeit, besonders auf Antrieb des berühmten Kapitän Cook, Wichtigkeit erhalten. Die Spanier, nachdem sie den reichsten und besten Theil Amerikas besetzt hatten, kümmerten sich nur wenig um diejenigen Länder, welche ihnen dasjenige, was in ihren Augen für einen Schatz galt, nur in geringer Menge oder gar nicht darboten. An Erweiterung menschlicher Kenntnisse und den Ruhm geographischer Entdeckungen dachte höchstens ein Columbus. Die Spanier verwahrlosten aber die ganze Küste. Es zeigt sich überhaupt in der Tendenz der Land- und Seereisen, welche den Erdkreis enthüllten, eine dreifache Verschiedenheit. Bei den Spaniern und Portugalen gab die Bekehrung der Heiden den Vorwand, der Goldburst aber die Kraft und den Muth zu Unternehmungen. Nachdem die Schätze in ihrem Besitze waren, traten die Holländer auf den Schauplatz; ihnen folgten die Engländer und Franzosen; die Losung dieser Völker war Handel und Verkehr, Industrie und Schifffahrt. Je mehr der Erfolg die Handelsunternehmungen krönte, desto thätiger wurde man, neue Handelswege und Absatzplätze aufzufinden. Der neuesten Zeit gebührt der Ruhm, endlich erkannt zu haben, daß die Wissenschaft alle diese Zwecke erfülle, und sowohl den Golddurst sättige, als auch den Handel fördere, sowohl das Christenthum verbreite, als auch der Industrie und dem Völkerverkehr neue Kanäle eröffne. Man fing also an, die Wissenschaft zu pflegen, und in ihrem Interesse werden seit 70 Jahren von den thätigsten Nationen die zahlreichsten Entdeckungen unternommen.

Der Küstenstrich, dessen Entdeckung wir hier erzählen, erstreckt sich an der Westküste Amerikas vom 5° bis 70° n. Breite. Der große Ocean bespült dieselbe. Es ist nicht wohl möglich,

daß nicht schon die ersten spanischen und portugalischen Seefahrer diese Küsten beschifft, und hin und wieder berührt haben sollten. Die meisten dieser Reisen sind aber in Vergessenheit gerathen. Wir haben schon bei der Entdeckung Mexikos bemerkt, daß Cortez im großen Ocean an der Westküste Amerikas hinaufschiffen ließ. 1534, 1536 und 1537 gingen Expeditionen dahin ab.

Im Jahre 1540 schickte der Vicekönig Mendoza, der Nachfolger des Cortez, den Franzisco de Vasquez de Coronada zu Lande, den Kapitän Franzisco de Alarçon aber zur See, mit einigen Schiffen aus, um das gesittete Land Quivira, welches einige Missionäre gesehen haben wollten, zu erobern. Alarçon hatte überdieß den Auftrag, die Küste aufwärts bis zum 53° Breite zu segeln, um die Straße Anian, unter welcher man sich eine nordwestliche Durchfahrt dachte, aufzusuchen. Schon Cortreal suchte diese Straße auf der Ostseite. Woher aber dieser fremdklingende Name gekommen sey, ist nicht zu ermitteln. Die Expedition mißglückte. Der Vicekönig ließ im Jahre 1542 wieder zwei Schiffe ausrüsten, mit denen ein Portugale, Juan Rodriguez de Cabrilho, seinen Weg nach Norden nahm. Er bestimmte die Lage verschiedener Vorgebirge, von Cabo Enganno unter 32° n. Br. bis Cabo de Fortuna unter dem 41°. Als er unter den 44° der Breite gelangte, zwang ihn die Kälte, da es eben im März war, zur Rückkehr.

Dreizehn Jahre später, ungefähr um das Jahr 1555, wurde eine höchst merkwürdige Reise gemacht, deren Resultate jedoch aus Ursache der dazumal herrschenden Geheimnißkrämerei höchst räthselhaft, und beinahe unbekannt sind. Martin Chake oder Chaque, ein Portugale, wurde mit seinem kleinen Fahrzeuge durch einen Sturm von der aus Indien rückkehrenden Flotte getrennt, und weit nach Norden verschlagen. Er kam an einer Menge Inseln in der Nähe von Newfoundland vorüber, erlangt den Meerbusen unter 59° n. Br., schifft sodann den Meerbusen selbst vorbei, und sieht kein Land mehr, bis er die

Nordwestseite von Irland erreicht. Das Buch, in welchem Martin Chake seine Reiseabenteuer beschrieb, wurde konfiscirt. Man kann nicht entscheiden, was hier unter Newfoundland verstanden werde, und welcher Meerbusen von Inseln bedeckt gemeint sey. Die Fahrt ist keineswegs unwahrscheinlich, da jedoch die ganze Nachricht bloß auf Hörensagen beruht, so ist es unmöglich, ein Endurtheil darüber zu fällen. Eben so beruht auch die Auffindung einer nordwestlichen Durchfahrt, durch den Franziskanermönch Urdanietta auf einer bloßen Sage. Ungefähr um das Jahr 1580 schickte die Königin Elisabeth den berühmten Sir Franzis Drake nach der Nordwestküste Amerikas. Er beschiffte dieselbe bis zum 48° nördl. Breite, ohne weiter zu kommen. Den ganzen Länderstrich nannte er Neualbion, den er auch auf allen Karten behalten hat. In dem Hafen, der seinen Namen trägt, und unter 38° 30′ n. Br. liegt, nahm er im Namen Großbrittaniens von der Küste Besitz. Durch diese Fahrt fühlte sich der spanische Hof höchlich beleidigt, und in seinen, durch die bekannte Bulle Alexander VI. gewisser Maßen geheiligten Rechten gekränkt. Auch fürchtete man englische Niederlassungen oberhalb Kalefornien, da dieselben Mexiko äußerst gefährlich werden konnten. Man beschloß daher, im Jahre 1582 die Entdeckungen in jenen Gegenden fortzusetzen, und sandte zu dem Ende Don Franzisco Gualle an die Nordwestküste ab. Wie weit derselbe gegen Norden vorgedrungen sey, ist nicht zu ermitteln; merkwürdig bleibt aber: daß er zwischen dem festen Lande von Amerika und Asia einen Kanal vermuthete, und die später aufgefundene Behringsstraße ahnte. Er schloß auf diese Durchfahrt aus den Strömungen, welche aus Norden herabkommen. Eine der merkwürdigsten, aber leider bisher nicht konstatirten Seefahrten, ist diejenige, welche ein Grieche, Valerianos Apostolos, bekannt unter dem Namen Juan de Fuca, um das Jahr 1592 ausgeführt haben soll. Nur unverbürgte, wiewohl auf ehrenwerthen Aussagen beruhende mündliche Nachrichten sind über diese merkwürdige Fahrt vorhanden. De Fuca erzählte seine

Reiseabenteuer dem sehr angesehenen englischen Handelsmanne Lok in Venedig, und dieser, welcher beauftragt war, Juan de Fuca für England anzuwerben, schrieb die Erzählung desselben an die Königin Elisabeth, ihren Günstling Cecil und Walter Raleigh. Juan de Fuca verlangte den Ersatz von 60,000 Dukaten, welche ihm Thomas Candish an der Küste von Neuspanien im Akapulkoschiffe weggenommen hatte. Unter dieser Bedingung machte er sich anheischig, den Engländern die von ihm 1592 gemachten Entdeckungen einer nordwestlichen Durchfahrt zu zeigen. In diesem Jahre hatte ihn, nachdem er durch 40 Jahre als Seemann und Pilot im spanischen Westindien gestanden, der Vicekönig von Mexiko mit zwei kleinen Fahrzeugen auf die Entdeckung der Straße Anian ausgesandt. Zwischen dem 47° und 48° n. Br. will er eine weite Einfahrt gefunden haben, in welcher er 20 Tage lang fortschiffte. Das Land hatte bald eine nordwestliche, bald eine nordöstliche, auch an einigen Stellen eine südöstliche Richtung. Die See innerhalb der Einfahrt ward immer breiter. Nachdem er nun so weit gekommen war, und bereits das nördliche Meer erreicht hatte, hielt er es für rathsam, zurückzukehren, und Bericht von seinen Entdeckungen abzustatten. Der Vicekönig beachtete seine Verdienste nicht, und gab ihm endlich den Rath, nach Spanien zu gehen, und daselbst seine Belohnung nachzusuchen. Er ward am Hofe von Madrid zwar gut aufgenommen, erhielt aber für seine Verdienste keinen Ersatz.

Die Einwohner der von ihm besuchten Länder waren in Thierfelle gekleidet; das Land war fruchtbar und reich an Gold und Perlen. Dieser Zusatz scheint eine stehende Formel der Entdecker gewesen zu seyn, und zwar wohl das einzige Mittel, sich Gehör zu verschaffen. Merkwürdig ist der Umstand, welcher sehr viel für den Bericht de Fuca's beweist. Am Eingange seiner Straße an der Nordwestküste liegt nach ihm eine große Landspitze oder Insel, auf welcher ein außerordentlich hoher, thurmähnlicher Felsen wie ein Pfeiler steht. Rechnet man die Folgerungen

ab, welche man dazumal aus dieser Erzählung zog, so scheint es, daß derselbe in ein großes Mittelmeer gerathen sey, welches sich hinter dem großen Archipel des Königin Charlottensundes hinzieht. Er konnte darin ganz wohl 20 Tage lang fortsegeln, und an das nördliche Eismeer gelangen, ohne den amerikanischen Kontinent nach Osten hin zu durchschneiden. Ihn geradezu einer Lüge zu beschuldigen, ist um so weniger Grund vorhanden, als selbst eine Durchfahrt mittelst nördlicher Seen in die Repulsebai gar nicht unmöglich wäre.

Weniger Zweifeln ist die Fahrt des Sebastian Vizcaino und Martin de Aguilar unterworfen. Philipp III. lag der Handel von Akapulko nebst der Bekehrung der Kalefornier außerordentlich am Herzen. Man wünschte daher an jenen Küsten einen guten und sichern Hafen zu finden, wo die Gallionen eine Zuflucht und frische Vorräthe suchen könnten. Vizcaino hatte schon 1596 eine kleine Expedition nach Kalefornien glücklich ausgeführt. Im Jahre 1602 wurde ihm noch ein zweites Fahrzeug unter Martin de Aguilar beigegeben; beide liefen von Akapulko nach Norden aus. Unter 36° 40′ n. Br. entdeckte er einen Hafen dicht an der Punta de Pinos, welchen er Monterey nannte. Unter 40° fand er das Kap Mendozino, und weiterhin das durch seine Weiße auffallende Vorgebirge St. Sebastian. Im 43° fand er das Cabo Blanco, und nahe dabei einen großen Fluß, dessen Strömung die Landung verwehrte. Dieser Fluß ist die berühmte Einfahrt des Martin de Arguilar, von der man jedoch schon früher wissen wollte, daß sie nach Quivira führe. Auch wird von einem holländischen Schiffe berichtet, daß es schon früher dieselbe Einfahrt befahren habe. Vizcaino erreichte den 43° der Breite; da man aber unbegreiflicher Weise in Neuspanien zu allen diesen Fahrten den Winter gewählt hatte, so hatte auch Vizcaino keinen einzigen gesunden Mann mehr. Er mußte seine Rückkehr, auf welcher Martin de Aguilar nebst mehren Officieren am Scharbock starben, nach Neuspanien antreten.

7. Fortsetzung.

Eine eben so wenig bestätigte, und wenn sie konstatirt würde, noch bei weitem wichtigere Fahrt, als die des Juan de Fuca, ist diejenige, welche der Admiral Bartholomão de Fonte im Jahre 1640 vollbracht haben soll. Die verschiedenen Versuche, eine nordwestliche Durchfahrt zu suchen, welche von Seite Englands unternommen wurden, veranlaßten die spanische Regierung, vier Schiffe ausrüsten zu lassen, um von einer andern Seite her diese Durchfahrt zu versuchen. Der Admiral Bartholomão de Fonte kommandirte die Expedition, welche am 3. April 1640 aus dem Hafen von Kallao in Peru aussegelte. Nach einem sehr verstümmelten Berichte des Admirals, welcher im Jahre 1708 in einer schlechten englischen Übersetzung bekannt geworden ist, befand sich die Flotte am 10. April zu Raleo oder Realejo, wo sie bis zum 26sten verweilte. Am 10. Mai langten die Schiffe unter dem 26° n. Br bei Kalifornien an. »In der Gegend des Kap Abel, an der Südwestseite von Kalifornien, in 26° n. Br., 160 Seemeilen N. W. b. W. von der Insel Chamily, setzte sich der Wind fest in S. S. O., so daß ich vom 26. Mai bis zum 14. Juni den Fluß Los Reyes unter 53° n. Br. erreicht hatte. Hier steuerte ich 260 Seemeilen in krummen Durchfahrten, zwischen Inseln, die ich den Archipelagus von St. Lazarus nannte, wo meine Schiffsboote viele Meilen weit voraussegelten, um das Senkblei zu werfen.« Am 22. Juni ließ der Admiral Pedro de Barnarda einen schönen Fluß hinaufsegeln; er gelangte in einen großen inselreichen See, den man Velasko nannte. Eine große Halbinsel war mit sanften Menschen bevölkert, unter denen Barnarda landete, und sodann auf drei großen indianischen Booten weiter segelte. Er gelangte bis 77° nördl. Breite.

Der Admiral selbst segelte in nordöstlicher Richtung einen Fluß, den er Rio de los Reyes nannte, aufwärts, und erhielt von Barnarda einen Brief, daß dieser sein Schiff im sichern Hafen gelassen hätte, und weiter gefahren wäre. Ein vom See ausfließender Strom falle im 61° Breite in das tarta-

rische Meer; er würde thun, was ihm möglich sey, um seine Entdeckungen zu vollenden; mit Mundvorrath sey er trefflich versehen. Die Beschreibung, welche de Fonte von seiner fernern Fahrt gibt, paßt ganz auf das Innere des nördlichen Amerika. Aus dem See Velasko gelangte er nach Überwindung mehrer Wasserfälle in einen zweiten See, den er Fonte nannte. Auch dieser See ist inselreich; das Wasser enthält köstliche Fische, das Land jagdbare Hirscharten, unter denen das Moosthier, Rehe und Damhirsche genannt werden. Die Fülle der Wasser- und Landvögel, der mannigfaltigen Beeren, der vortrefflichen Wälder mit kolossalen Baumstämmen, gewähren ein naturgetreues Bild jener nördlichen Gegenden. Aus dem See Fonte segelten sie am 14. Juli durch einen engen, nur 20 Faden breiten Kanal Diese Fahrt dauerte nur 10 Stunden, und hier beginnt das Merkwürdige des Berichtes. »Den 17ten kamen wir an einen indianischen Wohnort, und die Indianer sagten unserm Dolmetscher, Herrn Parmentiers: daß in geringer Entfernung von uns ein großes Schiff läge, wo noch nie eins zuvor gewesen wäre. Wir segelten hin, und fanden nur einen bejahrten Mann und einen Jüngling. Der Mann war, in Absicht auf angewandte Mathematik, der geschickteste Mann, den ich noch je gesehen habe. Mein zweiter Steuermann war ein Engländer, ein vortrefflicher Seemann, und mein Konstabel desgleichen, der mit dem Sohne des Schiffers zu Kampeche in Gefangenschaft gerathen war. Sie sagten mir, das Schiff käme aus Neu-England, aus einer Stadt, welche Boston genannt wird. Den 30sten kam der Eigenthümer mit der ganzen Mannschaft an Bord, und der Befehlshaber des Schiffs, Kapitän Shapley, sagte mir, der Eigenthümer wäre ein vornehmer Herr und Generalmajor der größten Kolonie in Neu-England, welche Massachusets heißt. Ich empfing ihn also auch wie einen Mann vom Stande, und sagte ihm, mein Auftrag laute zwar dahin, daß ich alle diejenigen, die ich mit Aufsuchung einer westlichen oder nordwestlichen Durchfahrt in das Südmeer beschäftigt fände, gefangen nehmen sollte; allein ich wollte sie als Kaufleute an-

sehen, die mit den Eingebornen einen Handel um Biber, Ottern und anderes Pelzwerk trieben.« Am 6. August trat Fonte seine Rückreise an. Von Barnarda erhielt er aber einen Bericht, daß er keine Durchfahrt in den atlantischen Ocean gefunden habe, obgleich er bis zum 79° n. Br. gesegelt sey. Da jedoch de Fonte gefunden hatte, was er suchte, kehrte er im September wieder zurück. Daß es einen Admiral de Fonte wirklich gegeben habe, ist nicht zu bezweifeln; aber merkwürdig ist, daß der große Franklin ermittelt hat, daß zu jener Zeit zu Boston wirklich ein höchst geschickter Seemann, Nikolaus Shapley, gelebt habe, von dem auch im brittischen Museum noch eine handschriftliche Karte der Ostküsten Neu Englands vorhanden ist. De Fonte nennt den Schiffseigenthümer, welchen er antraf, Seymor Gibbons; und in der That lebte zu jener Zeit ein Generalmajor Gibbons zu Boston, welcher den Thomas Button auf seiner Entdeckungsreise nach der Hudsonsbai begleitet hatte. Eben so geben spanische Berichte vom Jahre 1770 den Fluß de los Reyes als die Grenze der spanischen Entdeckungen gegen Norden an.

Die Fahrt des Fuente kann also nicht wohl bezweifelt werden, um so weniger, als in seinem Berichte kein innerer Grund der Unwahrscheinlichkeit vorhanden ist. Fuente selbst behauptet, daß keine nordwestliche Durchfahrt vorhanden sey, was auch ganz richtig ist; denn er selbst erzählt, daß er im See Belle seine Schiffe zurückgelassen, und auf Booten nach der Enge Ronquillo geschifft sey. Auf dem Parmentieresflusse fand er acht Stromschnellen, wo das Wasser bei jeder ungefähr vier Fuß fiel, mithin für Schiffe unfahrbar war. So viel scheint uns aber aus diesem Berichte hervorzugehen, daß in Nordamerika allerdings ein hydrographisches Räthsel vorhanden ist, zu dessen Lösung Fuentes Entdeckungsfahrt einen sehr wichtigen Beitrag geliefert hat. So interessant eine solche Entdeckung einer Wasserverbindung beider Oceane mittelst der kanadischen Seen wäre, so wenig würde sie uns überraschen. Der nordamerikanische Kontinent besteht im Grunde aus dem einzigen

großen Missisippithale, welches sich gegen Norden erweitert und verflächt. Die Kette der unzähligen Binnenseen dieses ungeheuren Flachlandes des amerikanischen Sibirien ist noch bei weitem nicht erforscht; und es wäre gar nicht unmöglich, daß der Fluß de los Reyes mit dieser Seenkette in Verbindung stünde, und der Parmentierfluß des Fuente ein aus einem See kommender Zufluß dieses Stromes wäre. Wäre einmal die Reise Fuentes konstatirt, so würde es in den nordamerikanischen Staaten wenig Schwierigkeit finden, eine Durchfahrt herzustellen.

Von dieser Zeit an scheint es, daß die Nordwestküste Amerikas die Aufmerksamkeit der europäischen Völker nur sehr wenig in Anspruch genommen habe. Wir finden bis auf die neueste Zeit kaum einige dunkle Spuren, daß Schiffe nach jener Küste ausgelaufen wären. Erst im Jahre 1773 ging von Kallao in Peru eine neue Expedition nach dem Nordwesten ab. Sie soll bis 55° n. Br. gekommen seyn. Im Jahre 1775 schiffte Don Bruno de Hereda bis 57° 57′ n. Breite. Auch von einer spätern, 1779 durch Don Juan Franzisco de la Quadra unternommenen Fahrt haben wir Nachricht. Das ist aber auch alles, was die Spanier bis 1780 vollbrachten.

Mehr als die Spanier, haben die Engländer für die Aufhellung der Nordwestküste Amerikas gethan. Des Franz Drake haben wir schon gedacht; eigentlich war es aber der berühmte Cook, welcher die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf den Reichthum, welchen die Nordwestküste darbot, lenkte. Seine dritte Reise hatte die Erforschung dieser unbekannten Gegenden zum eigentlichen Zwecke. Er sollte gleich, wie er das Problem eines südlichen Kontinents gelöst hatte, auch dasjenige der nordwestlichen Durchfahrt lösen. Eine widersinnige Instruktion aber, welche ihm das Admiralitäts-Kollegium zu London ausfertigte, verhinderte ihn an der genauen Erforschung und Aufnahme jener Küsten. Erst unter 59° der Breite berührte er den amerikanischen Kontinent, und begann eine genauere Untersuchung der Küsten. Das Jahr war aber ungemein ungünstig zur Entdeckung

der gesuchten Durchfahrt; er war daher genöthigt, von 60° 15′ nördl. Br. an, südwärts Untersuchungen vorzunehmen. Er entdeckte daselbst den merkwürdigen Arm der See, welcher sich zwischen Kap Elisabeth und Kap Douglas von 59° bis 61° 30′ n. Breite erstreckt, und seitdem in England der Cooksfluß genannt wird. Es ist in der That ein Meerarm, der die Gewässer eines der größten, aber noch unbekannten Ströme der bekannten Welt aufnehmen soll, und von welchem der scharfsinnige Forster erwartet, daß er eine Verbindung zwischen der Ost- und Westwelt vermitteln werde. Vom Eingange dieses Busens oder Flusses an, erstreckt sich die nordamerikanische Küste bis an die Südspitze der Halbinsel Alaschka. Nachdem sich Cook auf der Insel Unalaschka mit Wasser versehen hatte, umschiffte er den schmalen Landstrich, und gelangte in eine tiefe Bucht, in welche ein Fluß mündete, den er Bristolfluß, die Bai aber Bristolbai nannte. Weiter konnte Cook die Küste nicht untersuchen. Er fuhr daher in die Behringsstraße, und erblickte das Eiskap, den nördlichsten von ihm gesehenen Punkt.

Nach seiner Rückkehr aus den nordischen Gewässern fand er auf den Sandwichinseln seinen Tod, und auch Clerke, der Kommandant des zweiten Schiffes, kam um. Gore und King führten nun die Schiffe nach England zurück, und berührten auf ihrer Rückreise Makao in China. Die Matrosen hatten hier Gelegenheit, ihr in Amerika eingehandeltes Pelzwerk, besonders die Seeotterfelle, um einen außerordentlich hohen Preis zu verhandeln. Durch diesen Umstand wurden die Engländer auf die Vortheile eines Handels zwischen China und der Nordwestküste Amerikas aufmerksam; ein Umstand, welcher für die geographische Entdeckung dieser bis dahin völlig verwahrlosten Küsten von außerordentlicher Wichtigkeit wurde. Eine Menge Schiffe wurden sowohl in Indien, als in England ausgerüstet, um den Pelzhandel zu eröffnen. Dadurch war man genöthigt, den von Cook eingeschlagenen Weg zu verlassen, und die Küste auf allen Punkten zu berühren, um von den Eingebornen das gesuchte Pelzwerk einzutauschen. Nun wurde die Küste genau

erforscht; jeder Seefahrer, der es wagte, ein Schiff in jene Gegenden zu führen, brachte von da geographische Entdeckungen mit zurück. Eine Menge Tagebücher wurden bekannt gemacht, und ein jedes bereicherte die Geographie jener Gegenden mit neuen Entdeckungen.

8. Fortsetzung des Vorigen.

Einer der ersten, welchen der Gewinn nach jenen bisher vernachläßigten Gegenden lockte, war James Hanna, welcher im Jahre 1785 im April mit einer kleinen Brigantine von Makao aus nach Amerika segelte. Er besuchte den Nutkasund oder König-Georgshafen, wo er eine Ladung Seeotterfelle einsammelte, und nach Makao zurückkehrte. Der gute Erfolg dieses Unternehmens machte ihm Muth, im folgenden Jahre mit einem größeren Fahrzeuge, der Schnau, an die Küste von Amerika zu segeln, und daselbst bis zum Februar 1787 zu verweilen. Dießmal segelte er vom Nutkasunde aus nordwärts, und es gelang ihm, hier die große Bai zu finden, welche südostwärts von den Königin-Charlotteninseln liegt. Einen großen Sund in der Nordostgegend dieser Bai nannte er Fizhughsund; weiter nordwärts fand er die Makintosh-einfahrt. Das Land nahm hier eine W. N. W. Richtung, und endigte sich in einen schönen runden Berg, der wie ein kleiner doppelter Pik aussieht, und die Nordspitze der Bai bildet; er führt jetzt den Namen Kap Kox. Ein heftiger Sturm trieb ihn zur Bai hinaus, aus welcher zugleich eine sehr starke Strömung kam. Die ganze See war mit Bäumen, Blättern und Gras bedeckt, welche die Strömung aus dem Sund herabflößte. Erst am 14. September gelang es ihm, in den Sund einzulaufen. Er fand den Eingang 6 bis 7 englische Meilen breit; seine Richtung ging gerade nach Norden, wo man nichts als Luft und Wasser sehen konnte. Das westliche Ufer ist hohes Land, welches sich in rundlichen Hügeln hinzieht, und eine Menge Buchten bildet. Die Ostseite besteht aus unzähligen Inseln, zwischen denen sich viele Häfen und andere Ankerplätze wahrnehmen lassen.

Die Inseln bilden einen sehr ausgedehnten Archipelagus, und sind bis auf den Gipfel der Berge mit Fichten bewachsen. Die starke Strömung flößte eine ungeheure Menge Holz vom Norden herab, und kam dem Entdecker wie ein Fluß vor.

Im Juli 1786 ging dasselbe Schiff an der Kupferinsel im kamtschatkischen Meere zu Grunde. In demselben Jahre führten die Kapitäne Lowrie und Guise zwei Schiffe von Bombay nach dem Nutkasunde. Sie gingen längs der Küste bis zum Prinz-Wilhelmssund, und sahen zum ersten Male die Gestade, welche hernach von Kapitän Dixon als Inseln erkannt, und mit dem Namen der Königin-Charlotteninsel belegt wurden In demselben Jahre noch wurden die Kapitäne Meares und Tipping von Bengalen aus auf den Pelzhandel gesandt. Meares machte südwärts vom Cookflusse mehre Entdeckungen, wagte eine furchtbare Überwinterung im Prinz-Wilhelmsund, und erlebte eine Menge Abenteuer an diesen Küsten. Kapitän Tipping ging verloren; Meares aber vollendete glücklich seine Reise, und kam nicht bloß mit Seeotterfellen, sondern auch mit interessanten geographischen Entdeckungen beladen nach Indien zurück.

Diejenigen Kaufleute, welche in Indien ihre Schiffe ausrüsteten, hatten, wie natürlich, große Vortheile vor ihren Landsleuten in England voraus. Demungeachtet blieben auch letztere nicht unthätig, und besonders waren es die Gebrüder Etches, welche zwei Schiffe ausrüsteten, um Seeotterfelle einzuhandeln, nach China zu führen, und von da eine Ladung Thee für Rechnung der ostindischen Kompagnie nach England zurück zu bringen. Die Kapitäne Nathanael Portlok und Georg Dixon führten ihre zwei Schiffe, König Georg und Königin Charlotte, nach der Südsee. Sie liefen im September 1785 aus, und vollbrachten innerhalb dreier Jahre ihre Reise um die Erde. Wir werden diese Reise in der Entdeckungsgeschichte Australiens noch einmal zu erwähnen Gelegenheit haben. Hier führen wir nur an, daß dieselben am Eingange in den Cooksfluß anlangten, jene Gewässer erforschten, und mehre Entdeckungen

machten. Besonders war es Kapitän Dixon, welcher die Admiralitätsbai, den Norfolksund, das Kap Edgecumbe, den Bankshafen und die Königin Charlotteninsel zwischen 54° 30′ und 51° 45′ n. Br. in die Karten niederlegte. Kapitän Portlok entdeckte den Portlokshafen unter 57° 47′, untersuchte den Salisburysund unter 57° 37′, und fand, daß das Kap Edgecumbe eine Insel sey, hinter welcher die Norfolk- und Salisburysunde zusammenhängen.

Im Anfange des Jahres 1786 rüstete dieselbe Gesellschaft, in deren Dienst die eben genannten Kapitäne waren, noch zwei Fahrzeuge aus, und stellten sie unter die Befehle der Kapitäne James Colnett und Karl Duncan, welche beide unter Cook gedient hatten. Sie langten im März 1788 auf der Nordwestküste Amerikas an, wo sie sich, um ihren Handel desto zweckmäßiger betreiben zu können, trennten. Kapitän Duncan war so glücklich, eine große Anzahl neuer Entdeckungen zu machen; durch ihn wurde man mit einer Menge Hafen bekannt, wodurch die Karten Amerikas große Berichtigungen erhielten. Seine wichtigsten Entdeckungen vollbrachte er aber in jenem großen Busen, welcher die Königin-Charlotteninseln von dem gegenüber liegenden Festlande trennt. An diesen Inseln fand er zwei Hafen, wovon der eine unter 52° 7′, der andere unter 52° 27′ n. Br. liegt. Den letztern nannte er Etchessund. Von diesem steuerte er nach dem gegenüber liegenden Festlande, und erblickte am 1. Juni 1788 die Prinzes-Royalinseln. Am folgenden Tage gelangte er in die Mündung eines Flusses, den er Aitonfluß nannte. Von hier segelte er weiter an der Küste aufwärts, und entdeckte unter 53° 30′ den Hafen Stephens. Er steuerte nun zwischen dem Festlande und den Inselketten hin und her, entdeckte den Milbanksund unter 52° 15′, dann die Calverts-Inseln, endlich den Middletons-Sund. Im August segelte er abwärts bis zum 49°, ankerte vor der muthmaßlichen Einfahrt Juan de Fuca, und eilte nun nach den Sandwichinseln und von da nach China zurück.

Im Jahre 1787 schiffte Kapitän Barclay nach der Nordwestküste Amerikas. Er durchforschte die Küste vom Nutkasunde bis zum 47° der Breite genau. Wichtig ist die Entdeckung eines Felsen, der, wie ein Thurm gestaltet, unter 47° 47′ der Breite liegt; also bis auf wenige Minuten genau in der Lage, wo Juan de Fuca den Eingang seines inländischen Meeres, und einen eben solchen Kirchthurm ähnlichen Felsen gefunden haben will. Barclay ist aber der Meinung, daß die Einfahrt, welche er unter 48° 26′ gesehen, und wo ebenfalls solche Felsen neben einer Insel stehen, für die Einfahrt Fucas gehalten werden müsse. Unter 49° n. Br. wurde ein tiefer Sund entdeckt, und Barclay-Sund genannt.

Im Jahre 1787 finden wir den Kapitän Meares in Gesellschaft des Kapitän Douglas mit zwei Schiffen abermal an der Nordwestküste Amerikas. Er untersuchte die Küste südwärts vom Nutkasunde bis 45° 30′ n. Br. In dieser Breite liegt das Vorgebirg Lookout, und nebenan reihen sich die drei Brothers-Inseln hin. Nordwärts des Vorgebirges wölbt sich die Quiksandbai, Deceptionbai und Shwalwaterbai ein; alle drei sind große Baien voll Untiefen. Die Entdeckungen des Kapitän Douglas, der das Schiff Iphigenia führte, liegen nördlich vom Nutkasunde. Er durchforschte den von Cook gesehenen Croß-Sund, in welchem er ungeheure Eisinseln fand. Nordwärts von den Charlotten-Inseln entdeckte er den Seeotterhafen, die Mearesbai, Hainescove- und Buckleugh-Sund, und an der Nordseite der Königin-Charlotten-Inseln die tiefe Mac-Intiresbai. Er überwinterte auf den Sandwichinseln, und kehrte nach mancherlei Verdrießlichkeiten mit den spanischen Kriegsschiffen im Jahre 1789 zurück.

Eine sehr wichtige Entdeckungsreise nach jenen Gegenden wurde von einer andern Seite her unternommen. Den nordamerikanischen Freistaaten entging keineswegs die Wichtigkeit des englischen Pelzhandels; auch waren sie nicht gesonnen, dem Treiben fremder Völker an den Westküsten ihres Gebietes ruhig

zuzusehen. Unter dem Schutze des Kongresses that sich daher eine Gesellschaft zusammen, welche zwei Schiffe unter den Namen Columbia und Washington ausrüstete; das erstere Schiff wurde dem Kapitän John Kendrik, das zweite dem Kapitän Grey anvertraut. Beide verließen im Jahre 1787 Boston, segelten um das Kap Horn, und wurden unter 59° südl. Breite durch einen Sturm getrennt. Grey gelangte zuerst in den Nutkasund; das andere Schiff kam auch nach. Sonderbarer Weise wurde von den fernern Unternehmungen dieser Anglo-Amerikaner nichts bekannt, und der Erfolg dieser Reise auf eine höchst inkonsequente Art verheimlicht. Meares traf mit Kapitän Grey zusammen. Nach ihm hätte dieser Nordamerikaner in Washington eine höchst wichtige Entdeckung gemacht. Meares behauptet nämlich, Kapitän Grey sey in die Juan de Fuca's-Einfahrt eingelaufen, habe ein weitläufiges Meer erreicht, in welchem er nordwärts und ostwärts steuerte, und Verkehr mit den verschiedenen Stämmen hatte, die hinter Nutkasund die daselbst befindlichen zahlreichen Inseln bewohnen. Diese Stämme sprechen mit geringen Abweichungen die Nutkasprache. Durch den Lauf dieses kleinen Fahrzeuges wäre also augenscheinlich dargethan, daß sowohl das Land worin der Nutkasund liegt, als die angrenzenden Länder aus lauter Inseln bestehen, und einen Theil des großen nordischen Archipelagus ausmachen. Die See ostwärts von diesen Inselgruppen soll von ansehnlicher Weite seyn. So viel ist gewiß, daß nach der Rückkehr des Kapitän Grey und Kendrik nach Boston daselbst verschiedene Fahrzeuge für den nordwestlichen Pelzhandel ausgerüstet wurden. Auch der unglückliche la Peyrouse besuchte die Nordwestküste Amerikas, und nahm an ihr mehre seiner verdienstvollen Arbeiten vor. Der zahlreiche Besuch der Nordwestküste Amerikas wurde plötzlich unterbrochen, als die spanische Regierung, welche bisher sich um jene Gegenden nicht im geringsten bekümmert hatte, erwachte, und ihr Recht auf die Küsten nördlich von Kalifornien mit den Waffen in der Hand geltend zu machen suchte. Zu dem Ende wurde im

Jahre 1788 Don Estevan Martinez mit einem Kriegsschiffe von 26 Kanonen, und einem kleinern von 16 Kanonen nach dem Nutkasunde gesandt. Er hatte Befehl, die englischen Fahrzeuge wegzunehmen, und die Mannschaften derselben feindlich zu behandeln. Wie es scheint, war man sogar Willens, eine Niederlassung zu gründen. Die von Kapitän Douglas befehligte Iphigenia wurde auch sogleich weggenommen, die Mannschaft in Fesseln geschlagen und mißhandelt. Hierauf wurde die spanische Flagge auf das Haus, welches die Engländer erbaut hatten, aufgepflanzt, und die ganze Küste, vom Kap Horn bis zum 60° nördl. Breite, für ein Eigenthum seiner katholischen Majestät erklärt. Es wurden nun Batterien errichtet, Magazine erbaut und nach Erzen geschürft. Die gefangenen Engländer mußten sogar Handarbeiten leisten. Bald darauf wurden mehre Fahrzeuge, welche sich mit dem Pelzhandel beschäftigten, weggenommen; nur die amerikanischen Schiffe Columbia und Washington, welche zu gleicher Zeit im Nutkasunde lagen, wurden nicht belästigt. Spanien glaubte sich plötzlich in die Zeit der ersten Entdeckung Amerikas zurückgesetzt, und gab sich einen Augenblick der angenehmen Täuschung hin, die Sprache vergangener Jahrhunderte führen zu dürfen. Allein die Lage der Dinge in der Welt hatte sich geändert, und als es in Europa zwischen den beiden Höfen von London und Madrid zu Erklärungen kam, in England aber gewaltige Kriegsrüstungen gemacht wurden, mußte man sich in Madrid zu Entschuldigungen und Entschädigungen bequemen, welche den spanischen Hof belehrten, daß die Zeiten nicht stille stehen.

Von Makenzies 1789 vollbrachter Reise nach der Nordsee, so wie von Vancouvers Aufnahme eines Theiles der nordwestlichen amerikanischen Küsten, werden wir in der Folge noch zu sprechen Gelegenheit haben. Die Weltereignisse brachten mit Anfang der neunziger Jahre einen Stillstand in den Entdeckungsreisen hervor. Man hatte zu viel in Europa selbst zu schaffen, um sich mit entfernten Weltgegenden beschäftigen zu können. Bis in die neueste Zeit wurde daher die Erforschung jener Gegen-

den, von denen wir bisher handelten, ganz aus den Augen verloren; erst als der allgemeine Friede wieder hergestellt, und die Feindseligkeiten von den Meeren verschwunden waren, sehen wir wieder Entdeckungsschiffe den Ocean durchkreuzen, und entfernte Gegenden im Interesse der Wissenschaft durchforschen.

Otto von Kotzebue ist der erste, dem wir nach langer Unterbrechung wieder einige Nachrichten und Entdeckungen von der Nordwestküste Amerikas verdanken. Um eine Nordwestdurchfahrt zu entdecken, schiffte er auf seiner Erdumseglung im Jahre 1816 nach der Behringsstraße, und fand nördlicher als bisher irgend ein Seefahrer gekommen war, einen tiefen Sumpf, den er mit seinem unharmonischen Namen beschenkte. Er ist indessen nicht der einzige Russe, welcher sich um jene Gegenden Verdienste erworben hat. Schon in ferner Vorzeit haben russische Abenteurer die Meerenge zwischen beiden Erdtheilen übersetzt, und sich mit den Völkern Amerikas bekannt gemacht. Es ist gar kein Zweifel, daß der Verkehr zwischen Kamtschatka und Alaschka so alt ist, als vielleicht die Erdtheile selbst. Als eine Frucht dieses Verkehrs müssen die Nachrichten betrachtet werden, welche wir 1821 von Schabelsky aus jenen Gegenden erhalten. Eben so verdient Chromtschenko einer ehrenvollen Erwähnung, indem wir ihm einen ausführlichen Bericht über die russischen Niederlassungen im nordwestlichen Amerika verdanken. Nicht sowohl als Entdecker, als vielmehr Erforscher von Westamerika, muß David Douglas genannt werden, der von 1824 bis 1827 in Nordwestamerika, und namentlich am Columbiastrome verweilte, und mit reicher Ernte für die Wissenschaft zurückkehrte. Auch Doctorow erwarb sich Verdienste um jene Gegenden, welche noch manches kühnen Forschers bedürfen, um in voller Klarheit in den Kreis menschlichen Wissens einzutreten.

Achtes Buch.

Entdeckungen im nördlichen Eismeere.

---

1. Anfang der Nordfahrten.

Eines der wichtigsten geographischen Probleme, an deren Lösung sich der menschliche Geist gewagt hat, ist unstreitig die nordwestliche Durchfahrt oberhalb Amerika. Eine Geschichte aller der Bestrebungen, welche die seefahrenden Nationen zur Lösung dieses Problems gemacht haben, würde ein eigenes, für sich bestehendes und umfangreiches Werk fordern. Die Entzauberung des innern Afrika etwa ausgenommen, sehen wir uns vergebens in der Kulturgeschichte der Menschheit nach einem Gegenstande um, welcher sowohl die Aufmerksamkeit als Anstrengung des ganzen Menschengeschlechts in einem so hohen Grade in Anspruch genommen hätte. Der Geist des Menschen besitzt die besondere Eigenschaft, stets das Fernliegende dem Nahen, das Schwierige dem leicht zu Erringenden vorzuziehen. So gerecht auch dieser Vorwurf ist, der eine Verkehrtheit einzuschließen scheint, so sehr große und wichtige Erfolge haben wir ihm aber auch zu verdanken.

Die Geschichte der nordischen Entdeckungen umfaßt beinahe ein volles Jahrtausend. Freilich war das Streben der Menschen nach dem Norden vor der Entdeckung Amerikas mehr den ritterlichen Abenteuern im Kampfe mit Drachen und Zauberern vergleichbar, als mit einem regelmäßigen planvollen Streben nach einem gewissen Ziele. Die Skandinavier erscheinen zuerst auf dem Schauplatze, und die Entdeckung Grönlands wird ihnen Niemand streitig machen können. Zufall und Waghalsigkeit führten sie weit nach Norden, und manchmal nach Gegenden, welche weit jenseit der Grenze unserer heutigen Entdeckungen liegen. Die isländischen Sagen nennen uns Naddodd, einen kühnen Seeräuber, als den ersten, der jenseit des Polarkreises Entdeckungen machte. Ein anhaltender starker Ostwind soll ihn um das Jahr 861 nach einer unbewohnten Küste getrieben haben,

die ganz mit Schnee bedeckt, von ihm Schneeland genannt wurde. Flocke fuhr 14 Jahre später nach dieser Insel, welche er auf eine sehr sinnreiche Art wieder aufgefunden haben soll. Er nahm nämlich Raben mit, ließ dieselben ausfliegen, und folgte der Richtung ihres Fluges; so erreichte es Island. Da aber isländische Chroniken berichten, daß die ersten Norweger, welche sich in Island ansiedelten, daselbst bereits hölzerne Kreuze und Kunstarbeiten brittischen Ursprungs gefunden haben; so folgt daraus wohl, daß Island schon vor dem 9ten Jahrhunderte besucht worden sey. Im 10ten Jahrhunderte war Island der Sitz der Industrie und Gelehrsamkeit. Gun Biörn entdeckte westlich Island, ein großes ausgedehntes Land, das später ein flüchtiger Norweger, Erik Rauda, von Island aus besuchte, und im Jahre 986 kolonisirte. Die Kolonie fand, unwidersprechlichen Nachrichten zufolge, freudiges Gedeihen, und Grünland oder Grönland enthielt 12 Kirchspiele, 190 Dörfer, einen Bischofssitz, 2 Klöster, und zahlte Wallroßzähne an die päpstliche Kammer als Peterpfennige. Anfangs des 15ten Jahrhunderts häufte sich das allmählich herabdringende Nordeis so sehr an, daß jede Gemeinschaft mit Europa unterbrochen wurde, und der 17te Bischof von Grönland im Jahre 1406 unverrichteter Dinge zurückkehren mußte, ohne seine Heerde erreicht zu haben.

Daß Grönland eine Insel sey, und von Amerika durch das Eismeer getrennt werde, ahnte man kaum; daß aber von Grönland aus mit dem Festlande Amerikas ein Verkehr Statt gefunden habe, leidet wohl kaum einen Zweifel. Die isländischen Nachrichten von dem Leben und Weben der Skandinavier in den nordischen Gewässern geben zu bestimmte Kunde von den Seefahrten zwischen Island oder Eisland, Grönland und Winnland. Auch glaubt man an den Küsten Neu-Englands, in den Bewohnern der Indianerdörfer, die Nachkommen der Skandinavier wieder erkannt zu haben.

Um desto weniger ist es zu verwundern, wenn die Aufmerksamkeit Europas unmittelbar nach Amerikas Entdeckung nach dem Nordmeere gelenkt wurde. Die Italiener, welche so zu sagen

allen Nationen der Erde die Pforten neuer Welten eröffnet haben, ohne selbst hinein zu gehen, hatten Spanien und Portugal in den Besitz des besten Theiles der Westfeste gesetzt. Dadurch war der Entdeckungsgeist geweckt, und die ganze Menschheit schien vom Entdeckungsfieber ergriffen. Der entfesselte Ocean lockte die Ruhmsucht auf seine Fluthen, und befriedigte in der That sehr häufig auch die kühnsten Erwartungen. Freilich waren nur die Portugalen so glücklich, gerade das zu finden, was sie suchten. Columbus und alle seine Nachfolger fanden eine halbe Welt, die bei weitem mehr als das Gesuchte werth war, sie aber nicht befriedigte, eben weil es nicht das Gesuchte war. Marco Polo muß als der Grundstein aller Entdeckungen betrachtet werden. Seine glühende Beschreibung von Katay und den Schätzen des Tartar-Khan, noch mehr die zurückgebrachten Schätze, erregten die Begierde der Europäer; und die Bereitwilligkeit, womit vom römischen Hofe die Erlaubniß, alle heidnischen Nationen zu bekehren, oder zu berauben, ertheilt wurde, lockte die geldbedürftigen Fürsten zu Unternehmungen. Dieses Indien und Katay zu erreichen, war Columbus ausgesegelt; er fand sich durch die neue Welt in seinem Laufe aufgehalten, wähnte aber bis an das Ende seines Lebens, sich in der Nähe des goldreichen Hoflagers von Ostasia zu befinden. Die im Wege dahin liegende neue Welt zu durchschneiden, eine Seestraße oder westliche Durchfahrt zu finden, war der letzte Gedanke, mit welchem Columbus zu Grabe ging. Sebastian Cabot hatte keinen andern Zweck, als eben diese Durchfahrt, der man den Namen Anian gab, aufzufinden. Auch Gaspar Cortereal, der von Portugal ausgesandt war, und den Lorenzstrom entdeckte, hatte zu Anfang des 16ten Jahrhunderts keinen andern Zweck. Er besuchte auch die Küste von Labrador, entdeckte wahrscheinlich die spätere Hudsonsstraße, welcher er den Namen Anian gab. Er kam im folgenden Jahre im Eise um. Auch sein Bruder Michael, der im Jahre 1502 den Verlornen aufzusuchen nach Norden segelte, hatte wahrscheinlich dasselbe Schicksal. Auch der dritte Bruder wollte denselben Weg ein-

schlagen, um die Verlornen zu suchen, konnte aber die Einwilligung des Königs von Portugal nicht erhalten. Spätere Bemühungen der Portugalen zur Enthüllung des Nordens sind nicht bekannt geworden.

2. Entdeckungen im Norden im 16ten Jahrhunderte.

Zu Anfang des 16ten Jahrhunderts, nämlich im Jahre 1525, treten die Engländer abermal auf den Schauplatz nordischer Entdeckungen. Robert Thorn wurde von Heinrich VIII. mit zwei Schiffen, deren eines Dominus Vobiscum hieß, zur Aufsuchung einer nordwestlichen Straße nach Indien ausgesandt. Die Fahrt war nicht glücklich, denn das eine Schiff ging verloren, das andere aber wurde durch Eis zur Rückkehr gezwungen. Dieser mißlungene Versuch scheint mit der damaligen Verwirrung Europas zusammengewirkt zu haben, um auf längere Zeit von allen Entdeckungen in den unwirthlichen Ländern abzuschrecken. Daß Spanien sich an der Nordwestküste nie in bedeutende Höhen wagte, haben wir im vorigen Buche gesehen. In England sehen wir aber erst unter Eduard VI. eine Gesellschaft sich bilden, welche im Norden Europas die im ersten Bande unseres Werkes erwähnte Polarreise unter Willoughby Chancellor und Dur-Suth unternahmen. Auch eine zweite Fahrt um 1556 berücksichtigte bloß den Norden Europas und Asias zur Auffindung einer nordöstlichen Straße.

Unter der Königin Elisabeth endlich war die englische Nation zu einem stolzen Enthusiasmus erwacht, und fing an, sich mit weit aussehenden Ideen zu beschäftigen. Martin Forbisher sollicitirte 15 Jahre lang in England herum, bis es ihm gelang, drei kleine Schiffe, den Gabriel von 25 Tonnen, den eben so großen Michael, nebst einer Pinasse von 10 Tonnen, zur Aufsüchung einer nordwestlichen Durchfahrt zu erhalten. Bedenken wir, wie weit dazumal die Schifffahrt in aller und jeder Hinsicht von dem hohen Grade heutiger Vollkommenheit entfernt war, so müssen wir diesem Manne, der mit so kleinen Schaluppen es wagte, sich den Schrecken unwirthbarer und un-

bekannter Meere auszusetzen, unsere volle Bewunderung zollen. Forbisher fuhr am 15. Juni 1576 aus England ab. Am 18. Juli sah er unter 60° n. Br. Land. Er schiffte noch um einen Grad nördlicher, nach andern Quellen bis zum 63°, und entdeckte hier eine Straße, welche er Forbisher's-Straße nannte. Gilt die erste Angabe des 61°, so war es die Hudsonsstraße; im letztern Falle aber ist es die Cumberlandstraße. In dieser Straße hatte er das Unglück, seine Pinasse durch die Wilden zu verlieren; dennoch gelang es ihm, einen Eskimo zu fangen, und zugleich ein Lager von Glimmer oder Schwefelkies zu entdecken, von welchem er, im Wahne, daß es Golderz sey, eine Ladung nach England brachte. Er glaubte aber fest, die Straße gefunden zu haben, welche Amerika und Asia scheidet.

Dieser gute Erfolg ermunterte die Königin von England, den zwei zurückgekehrten Schiffen, Gabriel und Michael, im folgenden Jahre ein drittes, Namens Assistence, beizufügen. Diese drei Schiffe segelten am 31. Mai 1577 von England ab, erreichten Labrador, untersuchten eine Menge Inseln in der Forbisherstraße, waren aber nicht im Stande, weiter vorwärts zu dringen, sondern mußten sich begnügen, zwei Wilde und 500 Zentner Schwefelkies geladen zu haben. Sie kamen am 24. September nach England zurück.

Die Königin Elisabeth setzte einen Stolz darein, ihren Namen durch rühmliche Unternehmungen zu verewigen, und so wenig Forbisher's Entdeckungen den gewünschten Erfolg hatten, so war sie doch einsichtsvoll genug, dem Manne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, der kühner als seine Vorgänger, den Schrecken des unbekannten Norden getrotzt hatte. Sie nannte daher das von Forbisher entdeckte Land bescheiden Meta incognita, und beschloß daselbst eine Niederlassung anzulegen. Der großartige brittische Unternehmungsgeist fängt hier schon zu keimen an. Es wurden nämlich 15 Schiffe ausgerüstet; ein tragbares Haus, groß genug um 120 Mann aufzunehmen, wurde gezimmert und ein Schiff damit beladen; 120 Kolonisten

gingen mit. Die Abfahrt geschah am 31. Mai 1578. Sie war nicht glücklich; die Flotte hatte mit allerlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen, und wurde durch häufige Stürme beunruhigt. Einer der heftigsten zerstreute die Schiffe im Angesichte der vermeintlichen Goldküste. Unglücklicher Weise ging das Schiff, welches das tragbare Haus führte, im Sturme verloren. Jene unwirthbare Küste bot aber keinen Ersatz dar, und jeder Gedanke an eine Kolonisation mußte aufgegeben werden. Man lud daher auf alle Schiffe so viel des vermeintlichen Golderzes, als sie fassen konnten, und kehrte im Oktober nach England zurück. Ein sonderbarer Umstand, der die Unvollkommenheit damaliger Schiffe beweist, ist dieser: daß in allen drei Tagebüchern Forbisher's nicht eine einzige Breite außer derjenigen der Forbisher's-Straße, und auch diese sehr schwankend angegeben ist. Indessen hat dieser kühne Mann bis an sein Ende die Hoffnung, eine nordwestliche Durchfahrt zu finden, nie aufgegeben. Er starb mit der festen Überzeugung, daß die Straße vorhanden, und Amerika im Norden umschiffbar sey.

Die Königin Elisabeth ertheilte nun Gnadenbriefe und Privilegien, um dadurch die Entdeckungslust zu spornen. So erhielt Sir Humphrey Gilbert und sein Bruder ein Patent auf Entdeckungen. Es gelang ihnen, eine Gesellschaft zusammen zu bringen, welche sich den Namen: Verein für nordwestliche Entdeckungen, beilegte. Fünf Fahrzeuge wurden ausgerüstet, und segelten 1583 nach dem Norden ab. Sie kamen nur bis Newfoundland, verunglückten, und gingen mit Mann und Maus verloren. Man hat Afrika vorgeworfen, und wirft ihm noch vor, daß seine Enthüllung so viele Märterer zähle. Im Vergleich mit den Nordpolarreisen sind die einzelnen in Afrika umgekommenen Individuen kaum zu rechnen, denn hier gingen ganze Expeditionen verloren. Dennoch schreckten diese Unfälle, so gering auch selbst im Falle des Gelingens die Vortheile im Vergleich mit den Opfern seyn konnten, die Engländer nicht ab, neue Unternehmungen zu begründen. Schon im Jahre 1585 sehen wir in London eine Gesellschaft reicher

Kaufleute zusammentreten, welche zum Zweck hatte, dieselbe nordwestliche Durchfahrt zu suchen und zu erforschen. Zwei Schiffe, das eine Sunshine von 50 Tonnen, mit 23 Mann Besatzung, das zweite Monshine von 35 Tonnen und 19 Mann Besatzung wurden ausgerüstet. Den Oberbefehl erhielt Kapitän Davis; das zweite Schiff wurde von Kapitän Bruton kommandirt. Am 7. Juni 1585 segelten sie aus England ab. Davis gab jeden Versuch auf, in die Forbisher's-Straße einzufahren, und nahm einen nördlichern Lauf, als irgend einer seiner Vorgänger. Schon am 19. Juli erreichte er die südwestliche Küste von Grönland, gab der Südspitze desselben den Namen Desolation. Er fuhr bis zum 66° 40′ n. Br. hinauf, wo er eine Insel fand, die jetzt für die Cumberlands-Insel gehalten wird. Der Straße zwischen dieser Insel, deren südliches Kap er Gods-Mercy nannte, und Grönland, gab er den Namen Davisstraße, den sie noch bis heute führt. Er segelte noch 180 englische Meilen nordwestwärts; aber die starken Strömungen und Winde, welche ihm entgegen kamen, so wie die vorgerückte Jahreszeit, zwangen ihn zur Rückkehr. Zu seiner Verwunderung sah er Wallfische von N. W. herkommen. Dieser Umstand und die Strömungen, welche ihn zurücktrieben, befestigten in ihm die Überzeugung, daß eine nordwestliche Öffnung des Oceans zwischen Grönland und Amerika nicht bezweifelt werden könne.

Dieses ermunterte die Gesellschaft, sogleich nach der am 30. September erfolgten glorreichen Rückkehr des Kapitän Davis, auf eine neue Ausrüstung zu denken. Zu den zwei vorigen Schiffen wurde noch die Sirene von 100 Tonnen, und der Northstear von 10 Tonnen hinzugefügt. Am 7. Mai 1586 gingen die Schiffe nach Norden ab. In der Nähe von Island theilte Davis sein Geschwader, um zwischen Grönland und Island bis zum 80° vorzudringen. Er selbst ging mit den andern zwei Schiffen an die Westküste von Grönland, wandte sich unter 66° nach Westen, drang 240 Meilen weit in die jetzige Cumberlandstraße hinein, und schiffte sodann

in der Hudsonbai südlich bis zum 54. Breitegrade hinab. Dieses kühne Unternehmen, mit so viel Glück fortgesetzt, wurde hier durch Stürme und Mühseligkeiten unterbrochen. Die Matrosen der damaligen Zeit wurden von dem Enthusiasmus, der gegenwärtig das englische Schiffsvolk beseelt, noch nicht begeistert. Die unzähligen Plakereien, Entbehrungen und Anstrengungen, welche eine Fahrt in diesen Gewässern erfordert, ermüdete ihre Ausdauer; sie fingen an zu murren, und zwangen ihren Kapitän zur Rückkehr. Unterwegs richteten sie eine große Niederlage unter den Seehunden an, und langten mit 500 ihrer Felle beladen, am 4. Oktober in die Heimath zurück. Mehr als jemals war Davis von der Gewißheit des Vorhandenseyns einer nordwestlichen Durchfahrt überzeugt. Die Gesellschaft rüstete daher im folgenden Jahre abermal drei Schiffe aus, wovon zwei, die Elisabeth und Helena, für den Wallfischfang geeignet waren. Muthig stach am 19. Mai 1785 Davis aufs neue in die See. Glücklich erreichte er die Davisstraße, segelte bis zum 73° n. Br. an der Westküste von Grönland hinauf, bis an Saunderssons-Hope. Hierauf wandte er sich nach Südwesten in die Cumberlandsstraße. 180 Meilen weit fuhr er südwärts, entdeckte Lumley-Inlet, war aber der vorgerückten Jahreszeit wegen gezwungen, an seine Rückkehr zu denken. Den Hauptzweck seiner Sendung hatte er zwar verfehlt; seine Beobachtungen und Erfahrungen bestärkten ihn aber in der festen Überzeugung von dem Vorhandenseyn der gesuchten Durchfahrt. Unter 72° 12′ n. Br. fand er die See ganz offen, die Durchfahrt wahrscheinlich und ausführbar; nur Stürme, Strömungen und die Widersetzlichkeit seiner Mannschaft nöthigten ihn zur Rückkehr. Die mühseligen Seefahrten hatten zwar seine Kräfte, nicht aber seine Überzeugung oder seinen Muth geschwächt; er war gewiß, daß sein Werk, an welchem er so wichtige Schritte vorwärts gethan hatte, dereinst ausgeführt werden würde.

Aus dem Jahre 1588 wird eines gewissen Maldonado erwähnt, der die Straße Anian passirt haben soll; indessen ist das ganze Vorgeben grundlos. Die Versuche der Holländer

gegen Nordosten kommen nun für den Rest des 16ten Jahrhunderts an die Reihe. Wilhelm Barenz schiffte in den Jahren 1594 und 1595 nach N.O. Für Amerikas Enthüllung hatte seine im Jahre 1596 unternommene Entdeckungsreise Erfolg, wenn man Spitzbergen zur Westwelt rechnen will. Wir haben übrigens dieser Fahrten der Holländer nach Norden schon im ersten Bande ausführlich gedacht. Am Schlusse dieses Jahrhunderts haben wir noch einer spanischen Fahrt, nämlich der des Franzisco Gali vom Jahre 1562 in sofern zu gedenken, als dieser Seefahrer das Daseyn der Behringstraße aus den Strömungen in dieser Richtung ahnet.

3. Nordfahrten im 17ten Jahrhunderte.

Am Anfange des 17ten Jahrhunderts finden wir wieder die Engländer auf dem Schauplatze der Entdeckungen mit Auffindung einer nordwestlichen Durchfahrt beschäftigt. Kapitän Weymouth wurde mit einem Schiffe, Discovery, von 70 Tonnen, nach jenen Gegenden ausgesandt. Ihn begleitete John Drew in einem kleineren Schiffe von 60 Tonnen. Beide waren von einer Gesellschaft von Kaufleuten ausgerüstet, und verließen England am 2. Mai 1604. Schon am 18. Juni erblickten sie Grönland, erreichten am 28sten Kap Warwik unter 62° 30′ n. Br. Weymouth drang 100 Stunden tief in die jetzige Hudsonbai ein, aber in 63° 53′ n. Br. empörte sich seine meuterische Mannschaft, und zwang ihn nach England zurückzukehren. Von 1605 bis 1607 treten auch die Dänen auf den Schauplatz der Entdeckungen, und wir finden Kapitän James Hall eine dreimalige Fahrt nach Grönland unternehmen. Keine derselben hatte einen günstigen Erfolg; auf der dritten Fahrt drang Hall bis zum 65° der Breite vor, hatte aber das Unglück, von den Eingebornen überwältigt und erschlagen zu werden. Dasselbe Schicksal erfuhr auch Kapitän Knigth, ein Engländer, der 1606 mit einem Schiffe von 40 Tonnen nach Nordwesten segelte. Er gerieth zwischen das Eis, und wurde beim Einlaufen in eine Bai von den Eingebornen getödtet. Nur mit

Mühe gelang es der Mannschaft, sich mit dem Schiffe nach Newfoundland zu retten, und kehrte unverrichteter Sache im September nach England zurück.

Die bisherigen Erfolge, so großen Vorschub sie auch der Erdkunde leisteten, standen dennoch keineswegs im Verhältnisse mit den Geldern, Gütern und Mannschaften, welche England bereits darauf verwendet hatte. Wir glauben es daher als einen Beweis des steigenden Wohlstandes dieses Staates ansehen zu dürfen, daß sich für so kostspielige und wenig versprechende Unternehmungen immer noch neue Gesellschaften fanden, welche Muth und Geld genug hatten und hergaben, um stets das Mißlungene aufs Neue zu wagen. Es fand sich also im Jahre 1606 eine Gesellschaft von Kaufleuten zusammen, welche ein Schiff ausrüstete, und so glücklich war, den höchst talentvollen, erfahrnen und berühmten Heinrich Hudson zum Anführer desselben zu gewinnen. Die Ausrüstung war freilich äußerst jämmerlich. Ein kleines Schiffchen, Hopewell, mit 10 Matrosen und einem Schiffsjungen bemannt, segelte an die Ostküste von Grönland. Hudson erreichte dieselbe am 13. Juni unter 73° n. Br., und gab diesem Punkte den Namen Hold-with-Hope. Muthig segelte er nun nordwärts, und erreichte am 14. Juli 80° 23′ n. Br. Er fuhr zwischen den Spitzbergen und Grönland bis zum 82°, wo er auf Eis stieß, welches ihn zur Rückkehr zwang. Er versuchte nun in die Davisstraße zu gelangen, was aber unmöglich war. Unter 78° Breite fand er warme Temperatur, eine offene See und sehr viel Treibholz. Am 15. September langte er wieder in England an, und war der erste, welcher bis auf 8° nach dem Pole vordrang. Man hat zwar diese Thatsache bezweifeln wollen, es ist jedoch kein Grund vorhanden, welcher solche Zweifel rechtfertigen könnte.

Ermuthigt durch diesen Erfolg, rüstete dieselbe Gesellschaft abermal ein kleines Schiff mit 15 Mann aus, und sandte es unter demselben Anführer nach Norden. Mit Recht schrieb Hudson das bisherige Mißlingen dieser Fahrt zum Theil dem späten Auslaufen aus der Heimath zu. Denn da die meisten bisherigen

Nordfahrer erst gegen Ende Mai bis Mitte Juni aus England absegelten, so langten sie nach den höheren Breiten allezeit erst mit der vorgerückten Sommerzeit an, und hatten nur wenige Tage des kurzen nordischen Sommers zu ihrer Disposition. Hudson segelte daher auf seiner zweiten Fahrt schon am 22. April 1608 aus England ab, und versuchte dießmal zwischen den Spitzbergen und Nowa Semlja nach dem Nordpol vorzudringen. Er konnte aber dießmal, da der Sommer ungewöhnlich rauh war, nicht einmal so weit als das erste Mal vordringen. Er mußte daher umkehren, und erblickte auf seiner Rückfahrt bei Labrador den schon von Davis entdeckten Lumley-Busen. Die Jahreszeit war jedoch so weit vorgerückt, daß nach N. W. hin nichts mehr zu unternehmen war, und Hudson fand es daher rathsam, schon im August nach England zurückzukehren.

Dieses abermalige Mißlingen der Expedition machte denn die Engländer doch muthlos. Die englische Regierung war in dieser Zeit zu verworren und stürmisch, als daß sie für Entdeckungsreisen Opfer zu bringen im Stande gewesen wäre. Alle Privatgesellschaften aber, die bis jetzt ihre Kapitalien an die Entdeckung der Nordwestdurchfahrt gewagt, hatten dieselben rein verloren. Sogar ein Hudson fand für eine dritte Expedition keine Unterstützung mehr. Er ging daher nach Holland, wohin ihn die holländische Kompagnie berufen hatte, und unternahm in einem ihrer Schiffe am 6. April 1609 vom Texel aus eine neue Fahrt. Glücklich langte er an der Nordküste von Nowa Semlja an; aber sowohl das Eis, als seine störrische Mannschaft, zwangen ihn umzukehren, um südlichere Breiten zu finden. Er segelte demnach an die amerikanische Küste, die er auch unter 37° berührte; sodann fuhr er nordwärts, und entdeckte unter dem 44° der Breite einen bedeutenden Fluß, welchem er seinen Namen beilegte, und den er auch bis heute noch führt. Das störrische Betragen meuterischer Matrosen war für die ältern Seefahrer ein Hinderniß ihrer Unternehmungen, das bei Würdigung ihrer Verdienste billiger Weise mit in Anschlag gebracht werden muß.

Hudson hatte das Äußerste gethan, und kehrte am 7. November nach Holland zurück.

Während dieser Fahrt hatte sich in England die Gesellschaft, auf deren Kosten Hudson seine früheren Fahrten gemacht hatte, entschlossen, wieder ein Schifflein von 25 Tonnen auszurüsten. Die Kaufleute, welche an der Spitze der Unternehmung standen, gehörten zu der russischen Handelskompagnie, deren Verhältnisse mit Moskau der Nordfahrer Chancellor im Jahre 1553 angeknüpft hatte. Aus dieser Ursache erklärt sich einiger Maßen ihr beharrlicher Eifer für die Nordfahrt. Mit dem festen Entschlusse, dießmal seinen Zweck zu erreichen, segelte er am 17. April 1610 aus England ab. Er erreichte gegen Ende Mai Island, und landete daselbst. Schon hier zeigt sich der aufrührerische Geist seiner Mannschaft, den ihm nur mit Mühe zu beschwichtigen gelang. Am 1. Juni verließ er Island, und erreichte am 15ten desselben Kap Desolation auf Grönland. Er segelte nun in die Straße ein, welche seinen Namen führt, und gelangte muthig in die nach ihm benannte Hudsonbai. Die Hudsonstraße wurde von dem bescheidenen Seefahrer Wolstenholme und Digges genannt. Seine Freude war unbeschreiblich, nichts schien ihm gewisser, als daß er seinen Zweck erreicht, und die nordwestliche Durchfahrt gefunden habe. Nun beschloß er, sein Unternehmen nicht mehr aufzugeben, und alles daran zu wagen, um die Aufgabe seines Lebens zu lösen. Er segelte daher die Hudsonbai südwärts hinab, und trotz dem, daß er sich auf einem jämmerlichen, nur 25 Tonnen haltenden Fahrzeuge befand; trotz dem, daß er mit Lebensmitteln nicht versehen war, beschloß er, hier zu überwintern. Zum Glück gelang es seiner Mannschaft, hier eine ungeheure Menge weißer Rebhühner, man sagt 120 Dutzend, zu fangen. Diese fristeten das Leben der Matrosen bis gegen das Frühjahr hin, wo alsdann Schwäne, Gänse und andere Wasservögel ihre Stelle ersetzten. Auch stellte sich in der Nähe ihres Schiffes eine so bedeutende Menge von Fischen ein, daß es ihnen leicht gewesen wäre, sich für ihre ganze Rück-

fahrt zu verproviantiren. Sobald das Eis aufbrach, setzte Hudson seine Arbeiten fort.

Auf dem Schiffe befand sich auch ein gewisser Green, welchen Hudson bisher mit väterlicher Liebe und Sorgfalt behandelt hatte; dieser Bösewicht zettelte eine Verschwörung gegen den verdienstvollen Kapitän an; das Schiffsvolk ging zur völligen Empörung über; Hudson, sein Sohn, und ein paar seiner Begleiter, wurden mit etwas wenig Mundvorrath in ein Boot ausgesetzt, und mitten unter den Eisfeldern ihrem Schicksale und gewissen Untergange überlassen. Wenn man bedenkt, daß Hudson dem Bösewichte Green in London das Leben gerettet, und ihn aus eben der Ursache mit zärtlicher Sorgfalt behandelt hatte, so muß man sich im Namen der Menschheit schämen, ein solches Beispiel von Undank und Verworfenheit in der Geschichte aufzubewahren. Hudson, sein Sohn, noch im kindlichen Alter, der Mathematiker Woodhouse und fünf Matrosen kamen sämmtlich um. Nie hat man wieder etwas von ihnen vernommen. Der Bösewicht Green entging dem englischen Galgen dadurch, daß er bald darauf in einem Gefechte mit den Eingebornen umkam. Mehre seiner Genossen kamen vor Elend und Hunger unterwegs um; der Rest fristete mit Seetang, Unschlitt u. dgl. sein erbärmliches Leben, und langte im elendesten Zustande in England an. Hudsons Name dagegen ist von der dankbaren Nachwelt in das Ehrenbuch der Menschheit eingeschrieben. Seinem kühnen Muthe und seiner Erfahrung verdanken wir die genauere Kenntniß von Spitzbergen, dann die Ostküste von Grönland bis zum 82°; ferner die Hudsonsstraße und das große nordamerikanische Mittelmeer, welches unter dem Namen der Hudsonbai eine so große Celebrität erlangt hat.

Das an Hudson verübte gräuelvolle Unrecht empörte das Ehrgefühl der englischen Nation. Seine Dienste, welche er geleistet hatte, waren zu groß, um in Vergessenheit zu gerathen; die russische Kompagnie rüstete daher sogleich, nachdem sie das Geschehene vernommen, zwei Schiffe, die Resolution und

Discovery, aus, und ertheilte ihnen die gemessene Instruktion, Hudson und seine Gefährten aufzusuchen. Der Oberbefehl wurde Kapitän Button anvertraut, und Ingram kommandirte das zweite Schiff. Unter den Begleitern dieser Expedition werden Nelson, Hubbart, Gibbons u. s. w. genannt. Anfangs Mai 1612 segelte die Expedition nach der Hudsonstraße ab; sie erreichte in 60° 40′ Breite die Hudsonbai, und untersuchte deren Westküste bis zum 1. August. Durch Stürme genöthigt, mußten die Schiffe in den von ihnen entdeckten Nelsonfluß einlaufen, und daselbst einen harten Winter zubringen. 1800 Dutzend weiße Rebhühner, die sie erlegten, retteten sie vom Hungertode. Demungeachtet starben mehre von der Mannschaft, darunter auch Nelson am Skorbut. Im folgenden Frühjahre, welches erst im Juni 1613 eintrat, untersuchten sie diese Gegenden bis zum 65° n. Br. In der Nähe der Diggesinsel empfanden sie sehr starke, aus Nordwest einströmende Strömungen, und schlossen daraus mit Recht, daß so starke Fluthen nur aus einer in jenen Gegenden befindlichen offenen See kommen könnten. Von dem unglücklichen Hudson fand man auch nicht die geringste Spur. Die Schiffe kamen im Herbst 1613 nach England zurück. Buttons Nachrichten, weit entfernt, die Hoffnung, endlich die gesuchte Durchfahrt zu finden, zu schwächen, erhoben dieselbe vielmehr zur völligen Zuversicht.

Dieselbe Gesellschaft schickte daher im folgenden Jahre 1614 unter Kapitän Gibbons das Schiff Discovery abermal in die Hudsonstraße. Unter 55° der Breite gerieth dasselbe aber zwischen Eis, fror ein, und mußte 20 Wochen festsitzen. Sobald es befreit war, eilte es der Heimath zu. In demselben Jahre wurde auch Fotherby, von dem berühmten William Baffin begleitet, mit einem Schiffe nach dem Norden gesandt. Vergebens bestrebte man sich, über die Nordspitze von Spitzbergen hinaus zu gelangen; undurchdringliches Eis hemmte die Fahrt, und zwang zur Rückkehr.

Die Fahrten nach dem Norden waren um diese Zeit ein Ehren-

punkt der Engländer geworden. Kaum war daher die Discovery von ihrer mißlungenen Fahrt zurückgekehrt, als sie augenblicklich aufs neue ausgerüstet wurde, und am 18. April 1615 ihre Fahrt antrat. Dießmal kommandirte Kapitän Robert Bylot, welcher schon mit Hudson, Button und Gibbons drei Fahrten nach dem Norden mitgemacht hatte. Der berühmte William Baffin ging als Steuermann mit. Am 6. Mai erreichte man Kap Farenvell, die Südostspitze von Grönland. Am 27sten die Insel Resolution. Man drang in die Hudsonsstraße ein, und erreichte die Savageinseln unter 62° 30′ n. Br., sodann das Kap Comfort unter 65° der Breite. Von da drang Bylot noch 40 Meilen weiter nordwärts, und kehrte sodann, da die Umstände einer weitern Fahrt ungünstig waren, nach England zurück.

4. Fortsetzung des Vorigen.

Die gemachten Erfahrungen schwächten den Glauben dieser Männer an eine nordwestliche Durchfahrt keineswegs, vielmehr waren sie vom Vorhandenseyn derselben so vollkommen überzeugt, daß sie die englisch-russische Gesellschaft auf das dringendste beschworen, dasselbe Schiff sogleich zu einer neuen Fahrt auszurüsten. Am 28. März 1616 reiste Bylot mit seinem Gefährten Baffin mit dem festen Entschlusse nach dem Westen Grönlands in die Davisstraße ab, die nordwestliche Durchfahrt um jeden Preis zu finden. Diese Reise wurde durch die gemachten Entdeckungen eine der wichtigsten in der Geschichte der Schifffahrt.

Schon am 14. Mai erreichten die glücklichen Schiffer die Davisstraße; Baffin richtete nun als Steuermann das Schiff gegen Norden, und erreichte schon am 31. Mai 72° 20′ n. Br. Hier wurde die Woman- oder Weiberinsel entdeckt. Dieß geschah am 1. Juni, also in der Jahreszeit, in welcher sonst die Nordfahrer erst aus England abzureisen pflegen. Hierdurch wurde Bylots und Baffins Fahrt unstreitig außerordentlich begünstigt, und manches frühere oder spätere Mißlin-

gen ähnlicher Fahrten scheint zum Theil der Mißachtung dieser Umstände zugeschrieben werden zu müssen, und selbst Parry scheint hierin etwas versäumt zu haben. Von der Woman-insel schiffte man den ganzen Juni hindurch nur mühsam vorwärts, und erreichte endlich am 1. Juli den 78° n. Br. Hier fand man eine große, unübersehbare Wasserfläche, welche unter dem Namen Baffinsbai den Namen ihres Entdeckers verewigt. Man fuhr am nördlichen Saume hin; ein Vorgebirge erhielt den Namen Kap Dudley; ein tiefer Sund erhielt den Namen Wolstenholm-Sund; ein nördlicher gelegener wurde der Wallfisch-Sund genannt; ein im nördlichsten Winkel gelegener aber Smith's-Sund. Diesen Sund fanden die Seefahrer zu ihrem großen Erstaunen zwar nicht mit Eis, aber durch weiße Wallfische so gesperrt, daß die Schiffer mit der kleinen Discovery nicht im Stande waren einzufahren. Die Insel Hakluyt war der nördlichste Punkt der Baffinsbai, den sie berührten. Mit einem wahrhaft bewunderswerthen Muthe steuerte das kleine Fahrzeug um die ganze Bai herum, entdeckte an der Westseite den Jones-Sund, und südlicher unter 74° der Breite den in neuerer Zeit durch die kühnen Seefahrer Roß und Parry so berühmt gewordenen Sir James Lancaster-Sund. Am 27. Juli erreichten Bylot und sein Gefährte die Cumberlands-Inseln, wurden aber gezwungen, auf die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt für dießmal Verzicht zu leisten. Er steuerte daher nach der Westküste von Grönland, wo er unter 65° 10′ in den Cokin-Sund einlief. Am 30. August kam die Expedition glücklich in England an.

Diese Fahrt, von welcher mit Unrecht, das man gegen Bylot begeht, der ganze Erfolg Baffin zugeschrieben wird, brachte eine so große Menge neuer Entdeckungen mit, daß der Neid keinen Anstand nahm, den ganzen Bericht für eine Fabel zu erklären, bis die neuere Zeit die Ehre dieser verdienstvollen Entdecker rettete und ihre Berichte bestätigte. Auch mit den Eingebornen knüpfte Baffin freundlichen Verkehr an; so ankerte man unter 70° 20′ der Breite, wo die Eingebornen die Flucht ergriffen und

durchaus zu keiner nähern Bekanntschaft gezwungen werden konnten; dagegen gelang es ihnen an einigen Inseln unter 73° 45′ Breite besser, einen Handel in Gang zu bringen. Sie tauschten für Eisengeräthe und Glasperlen, Pelze und Wallroßzähne in Menge ein. Im Cokin-Sund machte er die für die Nordfahrer so wichtige Entdeckung, daß das Löffelkraut, welches in diesen Regionen in Menge gefunden wird, ein höchst heilsames Mittel gegen den, für die Seefahrer höherer Breiten so gefährlichen Skorbut sey. Es wurde nämlich in Bier gesotten, und stellte sämmtliche Kranke innerhalb acht Tagen her. Baffin war nach seiner Rückkehr, so wie alle seine Vorfahren, die aus eigener Erfahrung jene Gegenden beurtheilten, vollkommen überzeugt, daß im Norden Amerikas eine Verbindung beider großer Weltmeere wirklich vorhanden sey. Die Holländer säumten auch nicht, Baffin's Entdeckungen zu benutzen. Sie waren dazumal das thätigste seefahrende Volk, und hörten mit Vergnügen die Erzählungen von der Menge der Wallfische, die einem Schiffe den Eingang in einen Sund zu versperren im Stande sind. Sie säumten daher nicht, einen einträglichen Wallfischfang nach jenen Gegenden einzurichten, dem die Geographie des Nordens eine Menge der nützlichsten Entdeckungen verdanken würde, hätten es diese Westchinesen nicht bis in neuerer Zeit zweckdienlich gefunden, ihre gemachten Erfahrungen sorgfältig vor der Welt zu verbergen. So viel ist gewiß, daß die Berichte der Wallfischfänger auf die neuesten Nordwestfahrten einen ungemein günstigen Einfluß übten.

Trotz der wichtigen Erfolge, welche Bylot und Baffins Fahrten für die Kunde des Nordens zuwege brachten, scheint der Eifer der russischen Handelsgesellschaft seine Rechnung nicht gefunden zu haben; denn er erkaltete von nun an, und wir finden ihre Schiffe nicht mehr auf dieser Bahn. Dagegen rüsteten drei Jahre nach Baffins Rückkehr die Dänen unter Christian V. zwei Schiffe aus, deren Kommando Kapitän Jens Munk anvertraut wurde. Mit einer Equipage von 64 Mann ging derselbe nach dem Norden ab, erreichte am 20. Juni 1619 Kap

Farewell, die Südspitze von Grönland, segelte von da nach der Hudsonsstraße, erreichte das nordamerikanische Mittelmeer, und brachte allda unter 63° 20′ n. Br. einen schrecklichen Winter zu. Der Skorbut ergriff die unglückliche Mannschaft; 62 Mann wurden das Opfer dieser schrecklichen Krankheit. Am 16. Juli 1620 war Munk mit zwei Matrosen noch allein übrig von der ganzen Expedition. Das größere Schiff mußte also aufgegeben werden; mit dem kleineren Schiffe gelang es diesen drei Menschen, unter schrecklichen Drangsalen nach Norwegen zurück zu kommen. Hier vermochte er einige reiche Kaufleute zur Ausrüstung eines neuen Schiffes, ging sodann nach Koppenhagen, um dem Könige einen Bericht abzustatten. Dieser Herr, der vermuthlich nie eine Fahrt nach dem rauhen Norden versucht hatte, empfand den Verlust eines Schiffes mit 62 Mann so tief, daß er den durch so viele Drangsale gebeugten und einer Aufmunterung so sehr bedürftigen Seemann mit den ungnädigsten Ausdrücken und Vorwürfen empfing. Munk vertheidigte sich mit seemännischer Freimüthigkeit, und der Monarch vergaß sich so weit, daß er ihn mit seinem Stocke thätlich mißhandelte. Dieß zog sich der verdienstvolle Mann so zu Gemüthe, daß er von dem Augenblicke an keine Speise mehr zu sich nahm, und den freiwilligen Hungertod starb.

Erst im Jahre 1631 wurde von den europäischen Seefahrern die Aufsuchung der nordwestlichen Durchfahrt wieder vorgenommen. Es war ein angesehener Engländer, Luke Fox, der sich selbst den Namen Nordwestfox beilegte, und König Karl I. überredete, daß eine Nordwestdurchfahrt oberhalb Amerika nicht nur nicht unmöglich, sondern sogar leicht zu bewerkstelligen sey. Da er selbst von der Sache überzeugt war, so gelang es ihm unschwer, auch den König zu überreden. Dieser rüstete daher eines seiner eignen Schiffe aus, eine Pinasse von 20 Tonnen mit 22 Mann und Proviant für 18 Monate; sie führte den Namen des Königs; Fox erhielt den Oberbefehl und Briefe an den Kaiser von Japan. So versehen, segelte das Schiff am 8. Mai 1631 nach dem Norden ab. Fox erreichte glücklich am 22. Juni die

Hudsonsstraße, und am 27sten unter 64° Breite die Hudsonbai. Hier fand er in 64° 10′ Breite eine Insel, die er Thomas Rowes Willkom nannte. Wenn es je eine nordwestliche Durchfahrt gebe, behauptete Fox, so müsse sie an dieser Insel vorbeigehen. In demselben Jahre hatte auch eine Gesellschaft Bristoler Kaufleute das Schiff Henriette Maria von 70 Tonnen, mit 21 Mann und Proviant für 18 Monate, unter Kapitän James ausgerüstet. In Port Nelson traf Kapitän James mit Fox zusammen; letzterer untersuchte die Küsten bis 66° 47′ Breite, nannte die äußerste Stelle seiner Fahrt Fox Furthest, und kam am 31. Oktober nach England zurück. Kapitän James dagegen segelte nach seiner Zusammenkunft mit Fox nordwärts, überwinterte auf der Insel Charleton, setzte sodann 1632 seine Untersuchungen bis 65° 30′ n. Br. fort, entdeckte die Insel Nottingham, und kam am 22. Oktober nach England zurück. Das Resultat seiner Reise liegt in einer höchst gehaltvollen Beschreibung vor, und gewährt mit ähnlichen Werken der neuesten Zeit eine höchst lehrreiche Vergleichung. Fox hatte seine Briefe an den Kaiser von Japan unerbrochen zurückgebracht, und mußte über seine Gesandtschaft nach Jeddo gar manches Witzwort am Hofe Karl I. hinnehmen.

Nach diesen Fahrten tritt auf einmal ein völliger Stillstand in den nordischen Entdeckungen ein. 30 Jahre hindurch vernehmen wir auch nicht einen Laut, und erst in den sechziger Jahren erhalten wir wieder Kunde aus dem nördlichen Amerika. Die Franzosen hatten sich allmählich, wie wir früher sahen, in Kanada einheimisch gemacht; Handel mit einheimischen Produkten war der hauptsächlichste Erwerb der nach Kanada spekulirenden Handelsleute. Diese Menschen, durch keine Pariser Hofluft verzärtelt, wurden die thätigsten Entdecker unbekannter Länder. Das Gebiet des Lorenzstromes, die Wildnisse um die kanadischen Seen, wurden allgemach durch das Licht europäischer Civilisation aufgehellt. Das schmiegsame Naturell der Franzosen beurkundete sich auch hier. Nicht die Rauhigkeit des Himmelsstriches, nicht Gefahren und Entbehrungen konnten sie,

deren Muth sich mit den Beschwerden steigerte, von den mühsamsten Reisen in unbekannten Wildnissen zurückschrecken. Die Franzosen besitzen das Talent, sich überall, wo sie hinkommen, einzuschmeicheln. Diese zutrauliche Affabilität wurde ihnen auch in Kanada höchst nützlich; sie wurden bald mit den Wilden vertraut, und konnten unter ihrem Schutze die entferntesten Gegenden durchstreifen. Unter den Abenteurern in Kanada zeichnete sich besonders de Grosselier aus; er hatte bereits behufs des Pelzhandels die mannigfaltigsten und beschwerlichsten Reisen vollbracht. Im Jahre 1668 drang er bis in das Land der Utanoas, am gleichnamigen Flusse, vor. Hier erhielt er Nachricht, daß sich im Norden ein großes Meer befinde, das nichts geringeres als die Hudsonbai war. Er kehrte daher sogleich nach Quebek zurück, verband sich mit mehren seiner Landsleute zu einer Reise nach jenem Meere. Eine Barke wurde ausgerüstet, und man segelte ab. Glücklich gelangte man in einen Fluß, den die Wilden Pinassiwetschiewan nennen, und der nur eine Seemeile vom Port Nelson entfernt ist. Unterwegs stießen sie auf einige Engländer, welche sie niedermachten; sodann nahmen sie von dem Lande Besitz, tauschten eine Menge Pelzwerk der kostbarsten Art ein, und kehrten, für ihre Mühe höchst reichlich belohnt, im Triumphe nach Quebek zurück. Der vorzüglichste Gefährte auf dieser Expedition hieß Radison.

Aufgemuntert und bereichert durch den guten Erfolg dieser gewinnreichen Expedition, ging Grosselier nach Frankreich, in der Hoffnung, durch den französischen Hof Aufmunterung zu einer Niederlassung an der Hudsonbai zu erhalten. Der Erfolg entsprach keineswegs der Erwartung; am üppigen Hofe Ludwig XIV. konnte man nicht begreifen, welche Vortheile ein so rauhes unfreundliches Land, wie das nördliche Nordamerika, gewähren soll. Erbittert über diesen schlechten Erfolg, theilte Grosselier seine gemachten Entdeckungen und darauf gegründeten Hoffnungen dem englischen Gesandten mit. Dieser, mit dem Talente seiner Landsleute, da zu ernten, wo man nicht gesäet hat, begabt, munterte Grosselier auf, nach England

zu gehen, und versah ihn mit Empfehlungsschreiben an den Pfalzgrafen Rupert, der sich zu derselben Zeit in England befand, und sich eines großen Einflusses erfreute.

Rupert war ein kluger, aufgeweckter Kopf, der unter einem Anstriche von Leichtsinn weit aussehende Plane zu verbergen wußte. In lustiger Gesellschaft wußte er König Karl II. zu überreden, ein Schiff, Namens Non Such, auszurüsten, um die Angaben Grosseliers näher zu untersuchen. Kapitän Gillam fuhr daher in Gesellschaft Grosseliers in die Baffinsbai, die er bis zum 75° n. Br. hinauffuhr. Hier kehrte er um, fuhr in die Hudsonbai hinein und untersuchte dieselbe. Einen Fluß im Innersten dieser Bai nannte er Rupertsfluß. Die Einfahrt in die Hudsonbai wird zu einer Breite von sechs Lieues, die Tiefe der Bai zu dreihundert angegeben. Die Breite wechselt von 100 bis 35 Lieues. Der südliche Theil derselben liegt unter dem 50sten Breitengrade. Es kann nichts Abschreckenderes geben, als das Land, welches sie umgibt. Wohin man auch seine Blicke wirft, so sieht man nichts als Wüste, rauhe und unfreundliche Küsten ohne Kultur und Reiz. Die zerrissenen Felsen, welche sich bis zu den Wolken erheben, werden durch unfruchtbare Thäler und tief eingeschnittene Schluchten unterbrochen, die mit Eis und Schnee gefüllt, sogar den Strahlen der Sonne den Zugang versagen. Das Meer ist zwar von Anfang Juli bis Ende September offen, dennoch wird der Schiffer mitunter durch ungeheure Eisstücke und schwimmende Inseln in Verlegenheit gesetzt, und nicht selten vom Treibeise eingeschlossen Man ist keinen Augenblick sicher vor Stürmen, und die ganze Hudsonbai gewährt nur ein abschreckendes Gemälde einer unfreundlichen Natur.

Die umliegenden Völker der unermeßlichen Länder dieser Bai sind aber durchaus Jagdvölker, welche das Fleisch der wilden Thiere verzehren und in ihre köstlichen Felle sich kleiden. Kostbares Pelzwerk gehörte aber von Alters her zu den Lieblingsgegenständen der Völker Europas und Asias, und daher war auch der Pelzhandel immer einer der einträglichsten. Kapitän Gilam

nahm daher nicht den geringsten Anstand, am Rupertsflusse, wo er überwinterte, trotz dem abschreckenden Anblicke der Natur des Landes, ein Fort zu erbauen, dem er den Namen Karlsfort gab. Unterdessen, als sich dieses in Amerika zutrug, begab sich auch in England etwas, das für die Entdeckung der nördlichen Gegenden um die Hudsonbai von außerordentlichen Folgen wurde. Prinz Rupert stiftete nämlich eine Gesellschaft, in welche eine Menge Lords, Ritter und Kaufleute eintraten. Der Zweck derselben war, nach der Hudsonbai zu handeln, und Pelzwerk einzutauschen. In einem Anfall übermüthiger Laune, taufte sich diese Gesellschaft die Kompagnie englischer Abenteurer, welche nach der Hudsonbai handeln. Karl II., welcher selbst mit von der Partei war, ertheilte im Jahre 1669 den königlichen Freibrief. In Folge desselben genießt die Hudsonbai-Kompagnie noch heute das ausschließende Monopol des Pelzhandels in einem unermeßlichen Gebiete, welches halb Europa an Größe übertrifft. Wenn man bedenkt, daß unter allen englischen Handlungsgesellschaften, die ostindische Kompagnie nicht ausgenommen, die Hudsonbai-Kompagnie am besten rentirt: so wird man die Eifersucht begreifen, mit welcher die Gesellschaft ihre Privilegien bewacht. Es gab Zeiten, wo eine Aktie, die ursprünglich 100 Pfund werth war, 2000 Pfund jährlicher Rente abwarf. Für die Entdeckung Nordamerikas war die Stiftung dieser Gesellschaft in so fern merkwürdig, als sie in Folge ihrer Urkunde verpflichtet ist, Entdeckungen nach dem Norden, mit besonderer Rücksicht auf die nordwestliche Durchfahrt, zu unternehmen und zu befördern. Zwar hat die Kompagnie sich allerdings in jenen Ländern festgesetzt, große und gefahrvolle Reisen unternommen, und wichtige Erkundigungen eingezogen. Reisen in Bezug auf die nordwestliche Durchfahrt sind aber von der Gesellschaft weder unternommen noch befördert worden; vielmehr hat sich dieselbe angelegen seyn lassen, derlei Reisen so viel in ihren Kräften stand zu hindern und zu vereiteln. Ein einziges Beispiel ist vorhanden, daß ein alter Diener der Kompagnie, Namens Knight, sie gewisser

Maßen zwang, und durch Drohungen bewog, ihm die Erlaubniß zu einer Reise nach dem Norden zu ertheilen. Um seiner Zudringlichkeit los zu werden, wurden zwei Schiffe ausgerüstet, und dem achtzigjährigen Knight untergegeben. Muthig segelte der alte Mann nach dem Norden, ging aber sammt der Mannschaft verloren. Einige Jahre später fand man die erfrorne und jämmerlich umgekommene Mannschaft auf der Marmorinsel, nicht ohne Verdacht, daß die Hudsonbai-Kompagnie zum Mißlingen der Reise nach Kräften beigetragen habe.

Seit der Stiftung der Hudsonbai-Kompagnie trieb diese in der Stille ihr Wesen fort. Da kein Vortheil zu erwarten war, so bemühte sich auch Niemand, nach jenen Gegenden zu schiffen. Für die Entdeckungen im Norden ging daher der Rest des 17ten Jahrhunderts fruchtlos zu Ende.

5. Reisen nach dem Norden Amerikas im 18ten Jahrhunderte.

Die Verdienste der russischen Regierung um die Enthüllungen im nordischen Eismeere sind schon im vorigen Bande gewürdigt worden. Indessen müssen wir in Bezug auf Amerika hier des Entdeckers der Straße, welche Amerika von Asia trennt, des berühmten Behrings noch einmal erwähnen. Er wurde nämlich von Katharina I. ausgesandt, um auszumitteln, ob Asia und Amerika zusammen hingen oder nicht. Im letztern Falle sollte er eine Straße auffinden, welche den Seeweg nach Indien bedeutend abkürze. Für diesen wichtigen Zweck wurden zu Ochozk drei Schiffe, ein größeres und zwei kleinere, ausgerüstet; Behring, ein Däne von Geburt, segelte 1728 aus, passirte die Straße, welche nach ihm genannt wird, nordwärts und wieder zurück, und kehrte nach glücklicher Lösung eines Theils seiner Aufgabe heim. Einige Jahre früher hatte der Engländer Kapitän Scroggs ebenfalls einen Versuch gemacht, war in die Davisstraße bis 64° Breite gelangt und wieder umgekehrt. Außer diesen beiden Versuchen finden wir während der vier ersten De-

cennien des 18ten Jahrhunderts keine weitere Spur irgend einer Reise nach dem Norden.

Erst im Jahre 1740 sehen wir Behring wieder auf den Schauplatz seines Ruhmes treten, und in Begleitung des höchst verdienten Tschirikoff eine nochmalige Entdeckungsfahrt in die Länder des Eises und des Schreckens unternehmen. Im Jahre 1730 hatte Gwosdew eine Reise nach der Behringstraße gemacht, wodurch das Problem jener geheimnißvollen Gegenden die Wißbegierde aufs neue anregte. Diese Ausrüstung wurde mit kaiserlicher Freigebigkeit unterstützt, und man kann sich einen Begriff davon machen, wenn man in Erwägung zieht, daß die Ausrüstung der Fahrzeuge im Peter- und Pauls-Hafen volle sieben Jahre dauerte. Die nöthigen Materialien mußten nämlich von Petersburg aus an die Ostküste Asias transportirt werden. Behring reiste bereits 1733 von Petersburg ab. Die Aufgabe war: den Osten Asias an der langen Strecke der russischen Besitzungen zu untersuchen, den Nordwesten Amerikas zu erforschen, und wo möglich eine Durchfahrt nach Indien oberhalb Amerika zu finden, d. h. das Räthsel der nordwestlichen Durchfahrt zu lösen. Im Jahre 1738 war die Ausrüstung so weit gediehen, daß Spangenberg zur Untersuchung der kurilischen Inseln abgehen konnte. Er vollendete dieselbe im Jahre 1739. Im Juni 1741 konnte endlich Behring mit zwei Schiffen, wovon Tschirikoff das zweite kommandirte, seine größere Entdeckungsreise antreten. Die Unfruchtbarkeit der östlichen Küsten von Asia, ihre unwirthbare Kälte, ihr gänzlicher Mangel an Bäumen, und vorzüglich an Bauholz aller Art, die Höhe der Gebirge, welche sich zwischen dem Laufe der östlichen und nördlichen sibirischen Flüsse hinziehen, alles schien dem Baue und der Betakelung der russischen Schiffe unüberwindliche Hindernisse in den Weg zu legen. Nur der edle Stolz der Kaiserin, der Muth ihrer Officiere, und die Beharrlichkeit von beiden Seiten, überwand den Widerstand der Natur. Behring entdeckte auf dieser Reise die Inseln, welche östlich längs der Halbinsel Alaschka liegen; Kadjak oder

Kodjak, die Schumagins-Inseln und die Tumannoiostrow- oder Nebel-Insel. Er erreichte die Behringsbai, welche seinen Namen verewigt, unter 59° 18′ n. B.; ferner bestimmte er die beiden Vorgebirge St. Elias und St. Hermogenes, zwischen denen sich die beiden großen Meerbusen, der Prinz Wilhelm-Sund und der Cook's-Fluß nach Norden hin erstrecken. Das schreckliche Übel der damaligen nordischen Seefahrer, dessen Besiegung durch Cook mittelst Sauerkraut erst später erfolgte, der furchtbare Scharbok, griff auch die Expedition Behrings an. Er selbst wurde davon befallen und bettlägerig, so daß er die Führung seines Schiffes dem Lieutenant Waxel anvertrauen mußte. Die ganze Mannschaft erkrankte an dieser furchtbaren Pest der Seefahrer. In dieser hülflosen Lage litt er unweit der Küste von Kamtschatka Schiffbruch. Nur mit Mühe rettete sich ein Theil der Mannschaft auf einer öden Felseninsel. Der kranke Kapitän wurde in eine Höhle gebracht, wo er eines langsamen Todes starb. Von der Decke der Höhle löste sich der Sand ab, und bedeckte seine Füße; einige Male hatten ihn seine Leute weggeschafft; endlich sagte er: man sollte sich den Sand anhäufen lassen, weil er ihm einiger Maßen Wärme zu geben scheine. So starb der Entdecker jener Seestraße, welche die zwei größten Kontinente unseres Planeten trennt. Als er verschieden war, mußte er im eigentlichsten Sinne aus dem Sande gegraben werden, damit man ihn ordentlich bestatten konnte. Aus den Trümmern des Schiffes baute sich der Rest der Mannschaft ein kleines Boot, womit er den Peter- und Pauls-Hafen erreichte. Tschirikoff hatte die Küste Amerikas zwischen dem 56 und 70sten Breitegrade untersucht, und war glücklich nach Kamtschatka zurückgekehrt. Durch diese für den Unternehmer gar unglückliche, aber für die Wissenschaft höchst glückliche Reise war endlich der nordwestliche Umriß Amerikas bestimmt. Von nun an wurde es möglich, die nordwestliche Durchfahrt sowohl von Osten, als von Westen her zu versuchen.

Dieses wurde auch nicht lange aufgeschoben. Ein irischer

Edelmann, voll Feuer und Geist, zwang gewisser Maßen die störrische Hudsonbai-Kompagnie, eine Expedition auf Entdeckungen auslaufen zu lassen. Dieser Edelmann hieß Dobbs; die Expedition aber ging im Jahre 1737 vor sich. Sie kam nicht weiter als bis 62° 30′ n. Br., bestätigte aber die Thatsache, daß in diesen nördlichen Meeren die Fluth sich 10 bis 12 Fuß hoch erhebe. Dobbs war fest überzeugt, daß es der Hudsonbai-Kompagnie mit der Sache nicht ernst sey, und das Mißlingen der Expedition den Ränken dieser Gesellschaft zugeschrieben werden müsse. Er bewog daher die Regierung, selbst die Sache anzugreifen, und wirklich ließ sich diese auch bewegen, zwei Schiffe auszurüsten, wovon das eine Dobbs Galley 180 Tonnen, die Kalifornia aber 140 Tonnen führte. Kapitän Middleton und Moor führten die Schiffe 1741 nach dem Norden. Man erreichte glücklich die nördlichen Gewässer, überwinterte am Churchillflusse, machte im folgenden Jahre noch einige Untersuchungen bis 65° n. Br. Hier entdeckte man die Brook-Cobham-Insel unter 63° 40′ Br.; dann die Wagersbai und den Deer-Sund. Unter 66° 14′ der Breite öffnete sich abermal eine tiefe Bai, welche, da man nicht weiter fuhr, die Repulsebai genannt wurde. In der Willkomm-Bai nahm man die schon oft bemerkte starke, nördliche Strömung wahr, und kehrte sodann nach England zurück. Dobbs prüfte die Berichte Middletons außerordentlich genau, und da sich derselbe nicht über alle Punkte, besonders was die Repulsebai betraf, rechtfertigen konnte, so klagte er ihn geradezu vor dem Admiralitäts-Kollegio an, daß er sich von der Hudsonbai-Kompagnie mit 5000 Pf. Sterling habe bestechen lassen, um die Thatsachen zu entstellen, und den Zweck der Expedition zu vereiteln. Zum Unglück für Middleton beschuldigten ihn sogar seine Officiere, und legten Zeugniß gegen ihn ab; auch war es ihm unmöglich, sich von der Beschuldigung, Thatsachen entstellt zu haben, völlig zu reinigen. Indessen hat Parry in der neuern Zeit die meisten Angaben Middletons bestätigt.

Auf des unermüdlichen Dobbs Antrieb setzte das Parla-

ment im folgenden Jahre einen Preis von 20,000 Pf. Sterling für die Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt aus. Dadurch aufgemuntert, that sich eine Aktien-Gesellschaft für den Zweck der Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt zusammen. Der zunehmende Wohlstand Englands um diese Zeit erhellt auch daraus, daß es dieser Gesellschaft gelang, auf ihre 100 Pf. Aktien 10,000 Pf. Sterling zusammen zu bringen. Mit diesen wurden die beiden Schiffe, Dobbs Galley und Kalefornia, aufs neue ausgerüstet. Middleton hatte das Vertrauen verloren, daher trat William Moor, welcher die vorige Expedition mitgemacht hatte, in die Oberbefehlshaberstelle ein. Die Kalefornia kommandirte Kapitän Friedrich Smith, und Ellis begleitete als Agent der Aktien-Gesellschaft die Expedition, welche am 27. Mai 1746 England verließ. Am 8. Juli erreichte sie die Hudsonsstraße, hatte aber das Unglück, daß der Dobbs im Hayneflusse auf Untiefen gerieth und strandete. Die Hudsonbai-Kompagnie hatte diese Expedition mit scheelen Augen gesehen, und der Gouverneur säumte daher auch nicht, die abscheulichste Boßheit an den Tag zu legen. Nicht nur versagte er dem gestrandeten Schiffe jede Hülfe, sondern er ließ sogar die Bake niederreißen, um dem Kapitän, falls sein Schiff wieder flott würde, jede Selbsthülfe unmöglich zu machen. Demungeachtet arbeitete sich das Schiff glücklich aus seiner Verlegenheit heraus, und segelte muthig nach Norden weiter. Eine Menge Versuche wurden über die Strömungen und den Magnetismus angestellt; dem Vorhandenseyn einer nordwestlichen Durchfahrt widersprach keiner. Da die Jahreszeit drängte, so mußte man nach Süden umkehren. Im Port Nelson wurde nun überwintert. Die Hudsonbai-Kompagnie bewachte hier die Reisenden mit der größten Eifersucht bis zum 1. Juli 1747, wo die Schiffe von neuem nach Norden segeln konnten. Sie entdeckten nun den Chesterfield-Sund, untersuchten die Wagerbai, fanden aber die gewünschte Durchfahrt nach dem Westen nicht. Die Expedition hatte das Möglichste gewagt, und alle ihr zu Gebote stehenden Mittel versucht, um ihren Zweck zu

erreichen. Es war jedoch vergebens, weiter vorzudringen; man langte daher unverrichteter Sache im Oktober wieder in England an. Diese Expedition hatte in ganz Europa großes Aufsehen und die höchsten Erwartungen erregt; das Fehlschlagen derselben überzeugte Jedermann von der Unmöglichkeit, eine nordwestliche Durchfahrt nach Indien aufzufinden. Man glaubte, daß sie, selbst aufgefunden, für Handelszwecke untauglich seyn würde, und hatte darin vollkommen Recht.

In Europa hatte sich der Geist der Entdeckungen im unwirthlichen Norden so weit abgekühlt, daß eine Reihe von Jahren hindurch kein neuer Versuch zu diesem Zwecke gemacht wurde. Plötzlich regte sich aber der Geist der Entdeckungen in der neuen Welt. Pensylvanien war zu einer Kolonie von hoher Blüthe empor gewachsen; eine fleißige und zahlreiche Bevölkerung lebte glücklich unter dem Schutze vernünftiger Kolonialgesetze. Der Unternehmungsgeist regte sich allenthalben in dem Anglo-Amerikaner, und zu Philadelphia entstand plötzlich eine Gesellschaft von Kaufleuten, die einen Schoner ausrüstete, der am 4. März 1753 unter Kapitän Swaine nach der Hudsonbai unter Segel ging. Die Zeitung von Pensylvanien erstattet am 15. November desselben Jahres von dieser merkwürdigen Reise des aufwachenden Amerikanerstaates folgenden Bericht: »Letzten Sonntag langte hier auf dem Schooner Argo, Kapitän Karl Swaine an, der vergangenes Frühjahr aus unserem Hafen auf Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt ausgelaufen war. Auf der Höhe von Kap Farewell stieß er auf Eis; er verließ die östlichen Eisfelder, und traf unter 58° auf die westlichen. Er kreuzte nun nordwärts bis zum 63° ohne einen Durchweg zu finden. Gegen Süden zurückkehrend, kamen ihm zwei dänische Schiffe entgegen, die nach dem Ballfluß und Disco in der Davisstraße segelten. Sie hatten 14 Tage auf der Höhe von Farewell im Eise festgesessen.«

»Von diesen erfuhr der Kapitän, daß die See über die Hudsonsstraße hinaus auf eine Strecke von 40 Stunden hart gefroren sey. Seit den 24 Jahren, die sie jetzt hieher Handel

trieben, wüßten sie nie, daß ein so strenger Winter gewesen sey. Da die Argo das Eis nicht umschiffen konnte, so fuhr sie mitten durch, und gelangte am 26. Juni in die Mündung der Straße, an die Insel Resolution; kehrte aber, durch ungeheure Massen Treibeis gedrängt, zurück, und gewann am 1. Juli wieder die offene See. Am 14ten stieß sie, während sie kreuzte, um eine Öffnung zu nochmaligem Einfahren aufzufinden, auf vier Schiffe der Hudsonbai-Kompagnie, welche ebenfalls einzudringen suchten; diesen schloß sie sich an, bis zum 19ten, wo sie sich trennten, als jene noch 40 Stunden vom westlichen Lande entfernt zu seyn glaubten.«

»Die Argo segelte nun vom 63° bis zum 57° 30′ durch das Eis herab, und wandte sich, nach wiederholten Versuchen die Straße zu erreichen, da die Zeit für Entdeckungen auf der Westseite der Bai vorüber war, nach der Küste von Labrador, an der sie zwischen 56 bis 65° der Breite nicht weniger als sechs Einfahrten entdeckten, die sie alle beschifften, und wovon sie eine sehr gute Karte entwarfen. Der Kapitän vergleicht das Land mit Norwegen, und meint, daß keine Kommunikation mit der Hudsonbai über Labrador Statt finde, was auch eine hohe Gebirgskette, welche sich von Norden nach Süden gegen 50 Stunden längs der Küste erstreckt, verhindere. In einem der Hafen fanden sie ein unbewohntes, mit einem Kamine versehenes hölzernes Haus aus Backsteinen, welches, wie verschiedene zurückgelassene Sachen bezeugten, von Engländern erbaut seyn mußte. In einem andern Hafen fanden sie eine Schnaue aus London. Dieses Schiff hatte ein Jahr vorher eine Anzahl mährischer Brüder gelandet, und diese hatten das Haus erbaut. Der Kapitän war so unvorsichtig gewesen, sich unter dem Vorwande eines Tauschhandels mit fünf oder sechs seiner Leute in einige Entfernung weglocken zu lassen, und wurde von diesen gefangen fortgeführt. Nachdem die Schnaue 16 Tage lang vergebens auf ihre Rückkehr gewartet hatte, kehrte sie um, und nahm die mährischen Brüder zur Beihülfe in ihrem Schiffe wieder mit. Kapitän Swaine entdeckte sechs Stunden von der Küste

abwärts eine schöne Fischereibank, die sich vom 57° bis 54° erstreckt, und wahrscheinlich dieselbe ist, welche in Davis zweiter Reise vorkommt. Wohlbehalten langte Schiff und Mannschaft in der Heimath an.«

Kapitän Swaine unternahm auf Rechnung derselben Gesellschaft, welche seine erste Reise ausgerüstet hatte, im folgenden Frühjahre eine zweite, die aber eben so fruchtlos war. An der Küste von Labrador, wo er dießmal landete, tödteten ihm die Eingebornen drei seiner Leute.

6. Fortsetzung des Vorigen.

Die Hudsonbai-Kompagnie hat sich in der neuesten Zeit ihrer Verdienste um die Erdkunde auf eine überhebende Weise gerühmt. Die Wahrheit an der Sache ist, daß sie die Kunde des Landes mehr gehindert als gefördert hat. Während ihres hundertjährigen Besitzes der Hudsonbai besteht der ganze Ertrag ihrer erdkundlichen Entdeckungen darin: daß sie auf ihren Streifereien nach Pelzwerk erforschten, die 100 Stunden von ihrer Niederlassung entfernte Chesterfieldbai sey keine Straße, sondern ein tiefer Sund, welcher in einen Süßwassersee endigt. Diese wichtige Entdeckung wurde von Kapitän Christopher auf seiner zweiten Nordreise im Jahre 1762 gemacht. Eigentlich wäre auch das nicht geschehen, wenn diese Aussendung einer Schaluppe nicht Dobbs erzwungen hätte. Derselbe war es auch, welcher nicht ruhte, auf die Erfüllung der Bedingung ihres Freibriefes bei der Pelz-Kompagnie zu dringen, und es durchsetzte, daß im Jahre 1779 der Kompagnie-Diener Hearne an den Kupferminenfluß zu Lande ausgesandt wurde.

Die Hudsonbai-Kompagnie hatte durch die Wilden erkundet, daß im Norden des Landes eine große Fülle Kupfers gefunden werde. Alle Metalle äußern auf den Geist des Menschen eine anziehende Kraft, einen Magnetismus, der sie zu manchem bewegt, was außerdem zu thun ihre Indolenz sie verhindern würde. Das Kupfer war also eigentlich der Beweggrund dieser in ihren Folgen so wichtigen Reise. Zweimal mißglückte der

Versuch, aber das dritte Mal erreichte er nach mancherlei Beschwerden vom Prinz-Walles-Fort aus den Kupferminenfluß, als eigentlichen Zweck seiner Reise. Wie wenig Hearne das Polarmeer suchte, beweist auch die geringe Sorgfalt, welche er darauf verwendete, um sich zu vergewissern, daß er wirklich die See erreicht habe. Er fand das Wasser süß, und schloß aus den Wasserspuren am Eise, daß die Fluth 12 bis 14 Fuß steige, was ganz falsch ist. Er bildete sich ein, die See erreicht zu haben, weil er eine Menge Seehunde auf dem Eise bemerkte, und ihre Felle nebst Wallfischknochen in den Hütten der Eskimos fand. Kapitän Franklin that jedoch augenscheinlich dar, daß Hearne noch volle 9 engl. Meilen von der See entfernt geblieben war. Die Fluthhöhe ist an diesen Küsten so unbedeutend, daß sie nur 4 bis 5 Zoll beträgt, was mit den Beobachtungen anderer Seefahrer in dem Polarmeere übereinstimmt. Selten schwillt die Polarfluth über 2 Fuß hoch auf. Hearne war übrigens als ein besonders tüchtiger Untersucher bekannt. Eine einzige Breitenbeobachtung ist es aber nur, die wir von ihm besitzen, und selbst diese ist falsch. Man glaubt daher nicht ohne Grund, daß die Hudsonbai-Kompagnie viele Thatsachen und Beobachtungen Hearnes der Welt vorenthalten habe, und daß zwischen seinem gedruckten und geschriebenen Tagebuche die auffallendste Unähnlichkeit herrsche.

Um dieselbe Zeit erhalten wir auch Kunde von einem Kapitän Wilder, der im Jahre 1772 von einer Gesellschaft Virginier mit dem Schiffe Diligence ausgesandt worden ist. Er berichtete bei seiner Rückkehr, daß er unter 69° 11′ eine große Bai, die nach seiner Meinung bis jetzt unbekannt gewesen sey, erreicht habe. Die starke Strömung, welche aus derselben entgegen kam, überzeugte ihn, daß hier eine Durchfahrt vorhanden seyn müsse. Indessen sey dieselbe selten oder nie vom Eise ganz frei, und würde daher der Schifffahrt keine nutzbare Straße gewähren. Mehr ist von dieser Reise nicht bekannt geworden.

Die Verdienste Cooks um die Erdkunde bleiben uns im folgenden Bande zu würdigen übrig. Hier bemerken wir nur, daß

selbst nach Cooks Tode auch dem Kapitän Clarke es nicht gelang, weiter als 70° 33′, d. i. 5′ jenseit des Eiskap zu gelangen. Auch Kapitän Pikersgill, der nach der Davisstraße gesendet worden war, um allenfalls mit Cook, von der andern Seite herkommend, zusammen zu treffen, hatte kein Resultat.

Nach dem unglücklichen Ende Cooks war man in England fest überzeugt, daß eine nordwestliche Durchfahrt in einem schiffbaren Meere durchaus unmöglich, und daß es erwiesen sey, jede etwa von einem glücklichen Abenteurer zu Stande gebrachte Durchfahrt würde für den Handel durchaus bedeutungslos seyn. Eine einzige Hoffnung blieb noch übrig. Der große Cooksfluß konnte mit dem damals entdeckten Sklavensee in Verbindung stehen; aus diesem könnte durch Verbindung mit dem Arathapeskow in die Hudsonbai geschifft, und so eine Verbindung zwischen dem westlichen und östlichen Pelzhandel zu Stande gebracht werden. In dieser Voraussetzung wurde Alexander Makenzie, ein Pelzhändler, in die Fußstapfen Hearnes auf eine Landreise ausgesandt. Aus dem Sklavensee, in welchen aus dem Arathapeskowsee der Sklavenfluß fällt, geht abermals ein Fluß in südwestlicher Richtung, von dem behauptet ward, daß er sich durch die größten Wasserfälle der ganzen Erde auszeichne. Ein Pelzhändler, Peter Pond, will 1787 bis an diese Fälle gekommen seyn; hier seyen zwei Indianer flußaufwärts mit der Versicherung entgegengekommen, daß sie von den Schiffen an der Mündung des Flusses eine wollene Decke erhalten hätten, welche sie auch zeigten. Dieser Fluß, schloß man, könne kein anderer, als der Cooksfluß seyn, der aus dem ungeheuren Becken des Sklavensee entspringe. Aus eben diesem See geht auch unter 68° 30′ ein Fluß nach Norden, welcher das Eismeer erreicht. Peter Pond ordnete nun Makenzie ab, mit der Aufgabe, den vermeintlichen Cooksfluß hinabzufahren, und über Unalaschka und Kamtschatka nach England zu gehen. Solche Aufträge sind aber schwer auszuführen. Makenzie that sein bestes; er beschrieb die Gegend um den Arathapeskow als schön, waldig und fruchtbar.

Am großen Sklavensee schrumpfen die Wälder zu niedrigem Gebüsche ein; der aus dem See strömende Fluß geht nicht westwärts, sondern wendet sich plötzlich nach Norden, und fällt in das Eismeer. An der Stelle, wo der Makenziefluß aus dem großen Sklavensee heraustritt, ist er bei 10 engl. Meilen breit, verengert aber in der Folge seines Laufes sein Bette, und schrumpft bis auf eine englische Meile ein. Bei seinem Eintritt unter den Polarkreis bildet er auf einer Strecke von 3 engl. Meilen, zwischen ungeheuren Abgründen, zwei große Wasserfälle. Weitet gegen Norden zeigt er noch mehre Stromschnellen; gegen das Ende seines Laufes aber zersplittert er sich in mehre Arme, und fällt in einen beinahe zirkelrunden Meerbusen, wo die Fluth am 12. Juli 1789 16 bis 18 Zoll hoch stieg. In der Mitte dieses Busens liegt eine Insel, die Wallfischinsel genannt wurde, und in deren Nähe das Wasser 5 Klafter tief gefunden wurde. Makenzie landete auf dieser Insel, und errichtete daselbst einen Pfahl, worauf er zum Gedächtnisse, daß er so weit gekommen, seinen Namen, die Anzahl seiner Mannschaft und seiner Kanots, nebst der geographischen Breite der Insel, zu 69° 14′, anzeigte. Aus Makenzies Bericht erhellte sehr augenscheinlich, daß Hearne etwas mehr erfahren haben muß, als seinen Gebietern bekannt zu machen beliebte. Franklins zweite Reise hat Makenzie das Zeugniß gegeben, daß er genau beobachtet und richtig berichtet hat.

Auf Antreiben des hochverdienten Dalrymple erhielt im Jahre 1790 Kapitän Duncan den Befehl über eine Expedition nach der Hudsonbai. Die Kompagnie daselbst sollte ihm die Schaluppe Churchill zur Verfügung stellen. Bei seiner Ankunft im Churchillflusse fand er aber alles, nur kein ausgerüstetes Schiff. Unverrichteter Sache kehrte er nach England zurück, wo die Regierung ihm das Schiff, der Biber, wohlausgerüstet für eine Nordfahrt übergab. Er segelte 1791 aus der Themse aus, und gelangte im August in den Chesterfield-Sund. Unglücklicher Weise hatte er einen Officier der Hudsonbai-Kompagnie am Bord; dieser, von dem man vermu-

thet, daß er von besagter Gesellschaft bestochen gewesen sey, zettelte eine Meuterei unter der Mannschaft an, wodurch Duncan zur Heimkehr gezwungen wurde.

Wir haben der Entdeckung des Kotzebue-Sundes durch den gleichnamigen Seefahrer schon im Vorhergehenden erwähnt. Dieser, von einem großdenkenden Privatmanne, dem Grafen Rumanzoff, ausgegangene Versuch, war der einzige, welcher seit beinahe 30 Jahren von Europa aus unternommen wurde. Kotzebue's Unternehmung weckte die Erinnerung an eine nordwestliche Durchfahrt wieder auf. Dazu kam noch die Aussage eines Hamburger Schiffes, welches die Abnahme des Eises an der Ostküste von Grönland berichtete. Dadurch wurde der Unternehmungsgeist des englischen Volkes wiedėr gewaltig aufgeregt, und thätiger als jemals das stolze Ziel verfolgt.

7. Entdeckungsreisen im 19ten Jahrhunderte.

Aufmerksam gemacht durch Kotzebue's Vordringen in der Behringstraße, und Umseglung des Eiskap, rüstete die englische Regierung die Schiffe Isabella von 385 Tonnen, mit 50 Mann, unter Kapitän Roß, und den Alexander von 252½ Tonnen, mit 35 Mann, unter Lieutenant Parry, zur Aufsuchung einer nordwestlichen Durchfahrt aus. Mit der größten Sorgfalt, welche die Erfahrungen früherer Jahrhunderte an die Hand gaben, war man bei Ausrüstung der beiden Schiffe zu Werke gegangen. Man hatte für alles gesorgt, was man zur Erreichung des Zweckes, und Erhaltung der Gesundheit der Schiffsmannschaften dienlich fand. Als daher am 8. April 1818 die Schiffe von England abgingen, waren die Augen der ganzen gebildeten Welt auf sie gerichtet. Schon am 18. April kam Kapitän Roß bei dem Kap Dudley-Digges glücklich an. Seine Beobachtungen über die Breite dieses Punktes trafen mit denen, welche Baffin gemacht hatte, sehr nahe zusammen. Diese Fahrt diente überhaupt vorzüglich dazu, die Entdeckungen Baffins, welche beinahe zwei Jahrhunderte früher gemacht, und theils geläugnet, theils vergessen worden waren, aufs neue in

Erinnerung zu bringen und zu bestätigen. Hierauf beschränkte sich aber größtentheils das Verdienst des Kapitän Roß. Er kam glücklich in dem James-Lancaster-Sunde an, sah vor sich ein offenes, eisfreies Meer, und fand die Fahrt nach dem Westen, seinem eigenen Geständnisse nach, vollkommen offen. Jedes Herz schlug von freudiger Erwartung, da man sich endlich nach Jahrhunderte langem Streben an dem Ziele glaubte. So wenigstens sagte die rückkehrende Mannschaft aus; und es ist leider kein Umstand vorhanden, der Kapitän Roß gegen einen gewissen Verdacht völlig rechtfertigen könnte. Genug, ohne einen scheinbaren Grund, ohne sich nur früher mit seiner Mannschaft zu berathen, kehrte er plötzlich um, wandte sein Schiff der Heimath zu, und befahl die Rückkehr. Natürlicher Weise konnte es bei der Rückkehr nach England nicht an Beschuldigungen gegen den Kapitän Roß fehlen; man sagte, er habe die Aufgabe seiner Reise absichtlich verfehlt, und das Interesse vernachläßigt, welches ihm anvertraut worden war. Er selbst entschuldigte sich zwar damit, daß er, auf dem Verdecke stehend, in großer Entfernung Land wahrgenommen habe. Er berief sich dabei auf den Schiffmeister und auf eine noch andere Person, die zugleich mit ihm auf dem Verdecke gestanden. Man setzte ihm aber entgegen, daß ihn seine Erfahrungen bereits davon hätten belehren sollen, wie in hohen Breiten das Gesicht so oft trügt, und daß Nebel und Wolken uns oft den Schein von Dingen vorspiegeln, welche in der Wirklichkeit nirgends vorhanden sind. Daß übrigens aber auch in dem Falle, wenn aller Augen nach dem Lande wären gerichtet gewesen, er sich es doch hätte zur Pflicht machen sollen, seine Officiere zu Rathe zu ziehen, und die Expedition nicht früher aufzugeben, als bis jedes Mittel zu ihres Zweckes Erreichung fruchtlos versucht worden wäre. Dieser wenigstens scheinbare, gerechte Tadel beraubte ihn eine Zeit lang des Vertrauens der Regierung für ähnliche Unternehmungen.

Der Bericht seiner Reise hatte indessen so viel gewirkt, daß man mehr als je eine nordwestliche Durchfahrt für möglich hielt. Es wurde daher dem Lieutenant Parry Befehl gegeben, sich

auf eine Nordpolfahrt zur Aufsuchung der nordwestlichen Durchfahrt vorzubereiten. Zwei Schiffe aus dem königlichen Arsenale, der Hekla von 375 Tonnen, und der Griper, eine Brigg von 180 Tonnen, wurden ausgerüstet, und für eine solche Expedition mit einer bisher nie gesehenen Sorgfalt ausgestattet. Der Hekla wurde vom Lieutenant Parry, der Griper vom Lieutenant Matthew Liddon kommandirt. Am Bord der Hekla befand sich als Astronom der seitdem so berühmt gewordene Kapitän Sabine. Eine Anzahl Officiere begleiteten die Expedition; die Mannschaft war gewählt, auserlesene Männer, abgehärtet auf Wallfischfängen, und Grönlandsfahrer wurden zur Bemannung der Schiffe gebraucht, und ein doppelter Sold für diesen beschwerlichen Dienst bewilligt. Jeder Vortheil, der für eine Eisfahrt nöthig war, wurde gewährt. Die ausgesuchtesten Lebensmittel wurden für zwei Jahre eingeschifft. Das hermetisch in Zinnflaschen verschlossene Fleisch, welches sich auf der Weltumseglung Kotzebues so bewährt hatte, wurde in hinreichender Menge, nebst einem großen Vorrathe von Suppentafeln eingeschifft. Außerdem wurde eine Menge Bieressenz, Citronensaft mit Zucker verdicht, Sauerkraut, und was nur dienlich war, auf die Schiffe gebracht. Der Ballast bestand aus Kohlen; eine Menge warmer Kleider und wollener Decken wurde nicht vergessen. Die kostbarsten Instrumente für jede Art naturhistorischer Beobachtungen wurden verwilligt. Die Instruktion, welcher dieser kostbaren Ausrüstung mitgegeben wurde, befahl nach der Davisstraße zu segeln, den James-Lancaster-Sund zu untersuchen, und wenn es möglich wäre, nach der Behringstraße durchzudringen. Im Falle des Gelingens, sollte die Expedition in Kamtschatka landen, durch den Gouverneur des Peter- und Pauls-Hafen über Petersburg einen Bericht nach London abgehen lassen, sie selbst aber auf den Sandwichinseln oder zu Kanton sich erfrischen, und so nach England zurückkehren. Falls in der angegebenen Richtung die Durchfahrt nicht möglich wäre, so war es dem Ermessen des Befehlshabers überlassen, auf eine andere Art seinen Auftrag zu

vollbringen. Im Falle aber er Hoffnung hätte, das nächste Jahr seine Aufgabe zu lösen, so sollte er an den Küsten Amerikas überwintern, und mit einem Worte alles thun, was er immer verantworten könne. Zugleich wurde ihm aufgetragen, keinerlei Art Beobachtungen zu verabsäumen, welche dazu dienen könnten, die Wissenschaften zu fördern und naturhistorische Probleme zu lösen.

Wo er immer an Amerikas Küsten landen sollte, wurde ihm aufgetragen, ein Zeichen zu errichten, und einen Bericht mit Datum und Jahreszahl in eine Flasche einzuschließen, damit es als Kunde für künftige Seefahrer, hauptsächlich aber für Lieutenant Franklin, diene, den man aus den Hudsonbai-Niederlassungen zu Lande an die Mündungen des Kupferminenflusses abgesandt hatte. So ausgerüstet verließ die Expedition Anfangs Mai 1819 die Themse. Mitte Juli wurde der 73° n. Br. erreicht. Die Preise, welche für die Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt ausgesetzt waren, wurden vom Längenbureau mit vieler Umsicht verändert. Jedes Schiff, das 110° westlich von Greenwich, oder bis zur Mündung des Kupferminenflusses vordringen würde, indem es innerhalb des Polarkreises schifft, sollte 5000 Pf. Sterling erhalten. Unter 130° w. L. sollten ihm 10,000 Pfund, unter 150° 15,000, und bei Erreichung des großen Oceans 20,000 Pf. zu Theil werden.

Am 30. Juli befand sich der kühne Parry, dieser Mann von eiserner Beharrlichkeit und seltener Genialität, am Eingange des Lancaster-Sundes. Mit Freuden sah er die See offen; er segelte nun westlich bis zum 74° zwischen einer Meerenge von Inseln hin, welchen Archipel er die Nordgeorgischen Inseln nannte. Glücklich schob er sich mit einer die Grenzen der menschlichen Kraft beinahe übersteigenden Entschlossenheit durch das Eis bis zur Melville-Insel, unter 74° 47′ 19″ n. Br. und 110° 48′ 29″ westlicher Länge von Greenwich durch. Wenn seine Entschlossenheit und sein kühner Muth unsere Bewunderung verdient, so müssen wir aber auch dem heiteren Gemüthe dieses Seefahrers einen nicht geringen Antheil an dem

glücklichen, jede Erwartung übertreffenden Erfolg seines Unternehmens zuerkennen. Mit der größten Feierlichkeit und in der heitersten Stimmung kündigte er seiner Mannschaft den 110° w. L. an, und belehrte sie, daß sie bereits die Ansprüche auf den ersten Preis von 5000 Pf. Sterl. errungen habe. So wußte er stets durch seine Wachsamkeit und Strenge den Gehorsam, durch seine Thätigkeit und Milde den guten Muth seiner Mannschaft aufrecht zu erhalten. Endlich war man genöthigt, auf der Melville-Insel in den Winterhafen einzufahren, die Schiffe abzutakeln, das mitgebrachte Haus zu errichten, und sich auf einen zehnmonatlichen Winter gefaßt zu machen. Auf eine wahrhaft geniale Weise verstand der weise Kommandant den langen Winter annehmlich zu machen. So viel nur immer möglich war, trieb er seine Mannschaft zur Thätigkeit an, sorgte für die Reinlichkeit des Schiffes, für gesunde Luft und Nahrung, und für Heiterkeit des Geistes. Die Unannehmlichkeit der Lage wurde durch Witz überwunden; ein Theater wurde errichtet, und der Lage angemessene Possen erfunden und aufgeführt. Die kleinen Ereignisse wurden parodirt und eine Zeitung geschrieben, in welcher man sich die täglichen Ereignisse im komischen Gewande berichtete. Der Jubel erreichte seinen höchsten Gipfel, als ein kleiner Unterschleif des Schiffskoches entdeckt, und Meister Schaumlöffel unter den komischen Formalitäten verurtheilt, und durch Preisgebung an den Gesammtwitz der Mannschaft bestraft wurde. So verging der Winter, es wurde allmählich wieder Tag, und nach 10 Monaten setzten die wieder aufgetakelten Schiffe muthig ihre Reise fort. Merkwürdig ist, daß die Schiffe offenbar einen magnetischen Pol durchschnitten, wo die Magnetnadel eine Abweichung von 180° gezeigt haben würde, wäre sie brauchbar gewesen. Bis zum 15. August 1820 setzte Parry seine Beobachtungen fort. Das Kap Dundas, unter 113° 47′ 35″ w. L. war der westlichste Punkt, welchen er erreichen konnte. Für keinen zweiten Winter mit Lebensmitteln versehen, mußte sich Parry entschließen, nach England zurückzukehren, wo er auch im besten Wohlseyn, ohne einen Mann verloren zu haben, an-

langte. Sein Ruhm durchdrang die ganze gebildete Welt; das eigentliche Ziel seiner Reise hatte er zwar nicht erreicht; aber keiner vor ihm war so weit als er gedrungen, keiner hatte das, was er, und mit so vielem Glücke gewagt. Das Längenbureau zahlte ohne Anstand die 5000 Pf. Sterl. an den Entdecker und seine Mannschaft aus; die Kulturgeschichte der Menschheit führt ihn aber triumphirend ein unter die Zahl ihrer glückgekrönten unsterblichen Helden, deren Name nur mit der Menschheit untergehen kann.

Nicht nur für die Geographie, sondern für die gesammten Naturwissenschaften, lieferte diese Reise eine große Ausbeute. Keine frühere hat uns mit den Phänomenen der Polarwelt so bekannt gemacht wie diese. Über das Nordlicht, über die Durchsichtigkeit und optischen Täuschungen des Luftkreises in diesen hohen Breiten, über den Magnetismus der Erde, die Strömungen des Meeres, die Beschaffenheit des Nordeises, die Temperatur des Meerwassers, die mittlere Temperatur der Polarregionen, die Beschaffenheit jener unwirthlichen Länder; mit einem Worte über die ganze Physik des Norden sind uns neue, zum Theil höchst unerwartete und überraschende Resultate zu Theil geworden.

Weniger glücklich, obwohl nicht weniger ehrenvoll, fiel eine andere gleichzeitige Unternehmung der Engländer aus. Um ja nichts zu versäumen, was das Problem einer nordwestlichen Durchfahrt zur endlichen Lösung bringen könnte, beschloß die englische Regierung, gleichzeitig mit Parry eine Landexpedition in die Fußstapfen Hearne's und Makenzie's auszusenden. An der Spitze dieser Unternehmung sollte Lieutenant Franklin stehen. Die Aufgabe war: aus der Yorkfaktorey der Hudsonbai-Kompagnie nach der äußersten Niederlassung dieser Handelsgesellschaft, dem Fort Chipewyan sich zu begeben, und von da seine Reise an die Mündung des Kupferminenflusses anzutreten. Hr. Bak, Doktor Richardson, als Arzt und Naturforscher, und Herr Hood, sollten die vornehmsten Personen der Expedition seyn. 16 kanadische Reisediener, ein englischer

Diener, Namens John Hepburn, und einige Indianer bildeten die Karawane. Die ganze Gesellschaft fand sich glücklich im Fort Chipewyan zusammen, und brach nach dem Norden auf. Es zeigte sich schon auf dieser ersten Reise Mangel an Lebensmitteln, die Unzuverläßlichkeit der kanadischen Diener und mancherlei andere Schwierigkeiten, die zu überwinden waren. Nach verschiedenen überstandenen Beschwerden hatte man das Fort Entreprise, die nördlichste Station der Hudson-Kompagnie, erreicht. Man reiste an den Kupferminenfluß, befreundete sich mit den Eingebornen, und kehrte sodann nach dem besagten Fort zurück, wo man bis 14. Juni 1821 überwintern mußte. Nicht ohne Mißvergnügen und Zeichen von Mißgunst hatten sich die Diener der Hudson-Kompagnie dazu verstanden, einige Vorräthe und die zur Beschiffung des Kupferminenflusses nöthigen Kanots herbeizuschaffen. Nur in Folge unzähliger Schwierigkeiten drang man allmählich vorwärts. Es war die Verabredung getroffen worden, daß ein gewisser Herr Wenzel im Fort Entreprise Vorräthe für die Rückkehrenden besorgen sollte, damit sie im Falle ihrer Rückkunft sicher überwintern könnten. Auch die Indianer sagten ihren Beistand zu, und versprachen, von Strecke zu Strecke Wildbret in das Eis niederzulegen, und mit Zweigen zu bedecken. Leider geschah von allem diesem nichts. Muthig waren sie am 19. Juli 1821 an die Mündung des Kupferminenflusses gelangt; sie wurde von Franklin auf 67° 47′ 50″ n. Br. und 115° 36′ 49″ w. L. bestimmt. Troß dem, daß die Lebensmittel täglich schmolzen, konnte sich Franklin beim Anblicke der offenen See doch nicht enthalten, auf zwei Kanoes sich einzuschiffen, und durch Klippen und Eisinseln seine Entdeckungen an der Küste des Eismeeres gegen Osten fortzusetzen. Ein Vorgebirge an der westlichen Seite der Kupferminenmündung nannte er Kap Hearne; den Archipel kleiner Mündungen in der Insel selbst, den Yorksarchipel; eine tiefe, unter 110° w. L. einmündende Bai die Koronationsbai; einen Sund, den Melvilliesund, und die östlichste Spitze, welche er erreichte, das Kap Turnagain. Er war längs der Küste

so weit nach Osten gesegelt, als ihm sein Mundvorrath erlaubte, und sah die Küste sich noch immer weiter nach Osten ausdehnen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß eine nordwestliche Durchfahrt in dieser Richtung vorhanden ist. Aber die Lebensmittel waren auf einen halben Sack Pemikan, d. i. ein Teig, der aus gedörrtem und gemahlenem Fleische mit Fett geknetet wird, zusammengeschmolzen. Auch war die Jahreszeit so weit vorgerückt, daß sich sowohl die Thiere, als auch die Eskimos zurückzuziehen anfingen, und man daher auf keinen Beistand durch frische Lebensmittel rechnen konnte. Man war daher genöthigt, so eilig als möglich den Rückzug anzutreten. Die Geschichte dieser Rückkehr ist eines der schreckensvollsten Blätter im Buche menschlicher Schicksale. Der Rest der Lebensmittel war bald verzehrt; ein Rebhuhn, das geschossen wurde, war die letzte frische Nahrung die ihnen zu Theil ward. Der entsetzlichste Hunger quälte die hinfälligen Glieder dieser Expedition. Knochen und ekelhafter Abfall von Thieren, welche man auf der Hinreise weggeworfen hatte, oder von den Eingebornen zurückgelassen waren, wurden als köstliche Beute betrachtet und gesammelt; man fühlte sich glücklich genug, wenn man ein elendes Felsenmoos, Tripe de Roche genannt, fand, um sich daran laben zu können. Dieses ekelhafte Nahrungsmittel verursachte Schmerz im Unterleibe, und mußte doch verzehrt werden. Ein Theil der kanadischen Reisediener starb; Herr Hood wurde von einem derselben heimlich ermordet, und wahrscheinlich verzehrt; er hatte es auch aller Wahrscheinlichkeit nach auf die übrigen abgesehen, und man mußte dadurch zuvorkommen, daß man ihm eine Kugel durch den Kopf schoß. Mehr als halb verhungert erreichten endlich fünf Personen das Fort Entreprise. Mit freudiger Hoffnung nahten sie dem ersehnten Hause; hier hofften sie endlich zu finden, womit sie ihren Hunger stillen, und ihre verlornen Kräfte wieder herstellen könnten. Aber welch Entsetzen ergriff sie, als sie das Haus halb zerstört, und von allen Lebensmitteln und Erquickungen entblößt antrafen. So brachten sie in einem Zustande der Verzweiflung ihr elendes Leben bis zum 7. November hin. Doktor

Richardson und Hepburn hatten sich, trotz ihrer mühseligen Umstände, hinausgewagt, um die in der Nähe hausenden Indianer aufzusuchen. Mit einem Eifer und einer Humanität, welche dem gebildetsten Volke der Erde Ehre gemacht haben würde, beeilten sich diese so oft verleumdeten und beleidigten Wilden ihren leidenden Mitmenschen zu Hülfe zu kommen.

Diese hatten bisher auf die elendeste Weise sich fortgeholfen; einige elende, faule Rennthierköpfe, welche man in der Nähe des Fort Entreprise aufgefunden hatte, waren, nachdem Schuhe und alles Lederwerk verzehrt waren, das einzige Rettungsmittel. Ihre Körpergestalt war im eigentlichsten Sinne verdorrt, und ganz fleischlos geworden; die Augen hatten sich tief in ihre Höhlen gesenkt, und ihre Lippen bedeckten die Zähne nicht mehr. Selbst die Sprache war verfallen, und tönte tief und hohl, wie aus einem unterirdischen Gemache hervor. Doktor Richardson bemerkte, daß, als er schon einiger Maßen erquickt zu seinen Gefährten Rettung bringend eingetreten sey, ihm ihre Stimme wie eine Geisterstimme erschreckend entgegen getönt habe. Die Wilden pflegten die Armen mit der zärtlichsten Sorgfalt, so daß sie am 16. November aus dem Aufenthalte des Schreckens aufbrechen, und auf die Rückkehr nach der Yorkfaktorey denken konnten, wo sie am 14. Juli 1822 ankamen. So glücklich der Erfolg Franklins in geographischer Hinsicht war, so sehr erregte das schreckliche Schicksal, welches die Reisenden erduldet hatten, das Entsetzen. Von der ganzen Expedition waren nur drei Individuen zurückgekehrt, die andern waren schrecklich umgekommen, und auch die Heimkehrenden hatten die menschliche Natur in Ertragung des Elendes auf die Probe gesetzt. Die englische Regierung beschloß daher, keine neuen Versuche ähnlicher Art wieder zu unternehmen.

8. Fortsetzung des Vorigen.

Parry hatte sich durch seine erste, mit so großem Erfolge gekrönte Reise den Rang eines Kapitäns erworben; seine Geschicklichkeit, die er an den Tag gelegt hatte, munterte die Re-

gierung auf, demselben eine zweite Expedition anzuvertrauen. Seine Instruktion lautete dießmal, daß er versuchen sollte, den amerikanischen Kontinent in einer südlichern Breite, als das vorige Mal, zu umsegeln. Es wurden daher abermal zwei Schiffe auf das beste ausgerüstet; der Hekla wurde auch dießmal zu einer neuen Reise für tauglich befunden; statt dem Griper wurde aber die Fury, ein äußerst zweckmäßiges Schiffchen von 77 Tonnen, ganz nach dem Wunsche des Kapitän Parry eingerichtet. Das Schiff Hekla wurde dem eben aus Afrika zurückgekehrten Kapitän Lyon anvertraut. Man muß gestehen, daß die Regierung durchaus nichts sparte, um den Erfolg so viel als möglich zu sichern, und mit der skrupulösesten Sorgfalt wurde sogar auf jede Kleinigkeit Rücksicht genommen. Den beiden Schiffen wurde noch der Nautilus als Transportschiff hinzugefügt, und am 29. April 1821 segelte man ab. Eis, Nebel, Winde hielten in diesem ungünstigen Jahre so lange auf, daß Parry erst am 2. August die Eisstraße erreichte, und in die Repulsebai einfuhr. Er fand dieselbe von Eis ganz frei, war aber genöthigt, von der Eisstraße nordwärts zu fahren. Indessen trieb die Strömung das Eis so sehr südwärts, daß sich Parry am 3. September beinahe wieder auf demselben Punkte fand, wo er am 6. August gewesen war. Einen ganzen Monat lang brachte er auf der Südostküste der Halbinsel Melville mit den genauesten Untersuchungen zu. Nahe bei der Südspitze der gedachten Halbinsel, wo sich dieselbe nordwärts zu erstrecken anfängt, fand er eine kleine Insel, zu einem Winterquartier bequem, die er daher Winterinsel nannte. Er hatte auf seiner vorigen Reise neuntehalb Grad nördlicher als dießmal, überwintert; dennoch war hier in der Mitte Juni 1822 der Winter noch bei weitem strenger, als im so viel nördlicher gelegenen Winterhafen. Neun volle Monate lagen hier die Schiffe fest, und erst am 2. Juli brach das Eis so weit auf, daß sie längs der Ostküste der Melville-Halbinsel nordwärts vordringen konnten.

Mit vieler Mühe wurde der 69° erreicht; hier fanden sie eine

Straße, die nach Westen führte, und welche die Fury- und Heklastraße genannt wurde. Sie fanden dieselbe jedoch so gänzlich mit Eis verstopft, daß sie nach 65tägiger unaufhörlicher Arbeit nicht mehr als 40 engl. Meilen westlich vordringen konnten. Das Eis begann sich schnell zu bilden, und kaum gelang es ihnen noch am 30. Oktober auf der Insel Ooglit vor Anker zu gehen, um ein zweites Winterquartier auszuhalten. Die Bevölkerung der Insel, welche aus Eskimos bestand, und Parrys erfindungsreiches Genie, machten auch diesen Winter so angenehm als möglich. Die Eskimos gewährten viele Unterhaltung, und man lernte von ihnen manchen Kunstgriff, um den Norden und seine Rauhheit zu zähmen. Tänze wurden auf dem Eise veranstaltet, und der gute Muth, welcher doch wahrlich dazu gehört, um in einer solchen Gegend zwei Jahre zu leben, ging nie verloren. Der Winter war dießmal noch strenger als der vorige, und erst am 8. August 1823 gelang es der Fury mit vieler Mühe sich loszumachen; das andere Schiff wurde erst mehre Tage später flott. Trotz aller Vorsorge begannen sich doch endlich Spuren des Skorbuts zu zeigen. Auch war das Jahr 1823 so kalt und unfreundlich, daß an einen Erfolg in Bezug auf die nordwestliche Durchfahrt durchaus nicht zu denken war. Man entschloß sich also, nach England zurückzukehren, wo man auch nach einer Abwesenheit von 27 Monaten glücklich eintraf. Man war bereits in England um Parry in größter Besorgniß gewesen, und obwohl der Erfolg auch diesesmal den Erwartungen nicht entsprach, so ließ man doch für die Zukunft nichts weniger als den Muth sinken.

Es war eigentlich kein Mißlingen der Fahrt im Ganzen, denn an Resultaten für die Erd- und Naturkunde sind diese Polarreisen stets höchst fruchtbar gewesen. Nur der bloß in einem glücklichen Momente, der innerhalb eines Jahrhunderts einmal erscheinen kann, zu erreichende Hauptzweck einer Durchfahrt nach Amerika blieb unerfüllt. Es wurde daher ein großer umfassender Plan zu neuen Entdeckungen in jenen erstarrten Gegenden gefaßt. Kapitän Parry sollte mit seinen zwei Schiffen, dem

Hekla, von Parry befehligt, und der Fury, von Kapitän Henry Parkins Hoppner kommandirt, abermal die Durchfahrt aus dem atlantischen in den großen Ocean versuchen. Ein Transportschiff sollte sie mit schweren Vorräthen bis in die Davisstraße begleiten.

In der Ausrüstung der Schiffe wurde eine ganz neue Anordnung getroffen. Von Sylvester entdeckte Wärmeöfen hatten sich schon auf der vorhergehenden Reise wirksam bewiesen; sie wurden nun im untern Schiffsraume angelegt und stark befestigt. Die Wärme wurde von da in das unterste Verdeck geleitet, indeß die Röhren, welche durch die Kabinette der Officiere in dasjenige des Kommandanten liefen, hart am Fußboden und nahe an den äußern Enden des Schiffes gelegt waren, welche am kältesten sind Durch diese Verbesserung zog die warme Luft schneller nach den vom Wärmeofen entfernten Kabinetten. Es war daher im ganzen Schiffe nirgends Feuchtigkeit angehäuft.

Außerdem wurde das Schiff mit den besten Fleischarten, wie auch mit der größtmöglichsten Menge Gartengemüse und antiskorbutischen Pflanzen versehen. Frisches, stark gewürztes Rind- und Hammelfleisch wurde in luftdichten Zinnflaschen verwahrt. Es konnten daher während der Reise der Mannschaft starke Rationen Wurzelwerk und Citronensaft gereicht werden. Für die Kranken war durch reichliche Erfrischungen gesorgt, und nichts verabsäumt, was den Reisenden die möglichste Bequemlichkeit und Annehmlichkeit gewähren konnte. Eine Menge kostbarer Instrumente nebst den vollkommensten Chronometern wurden in reicher Fülle an die Schiffe abgegeben. Die Besatzung beider Schiffe bestand aus 122 Mann

So ausgerüstet, wurde ihnen befohlen, nach der Davisstraße zu segeln, und entweder rund um die Cokburninsel, oder durch die Einfahrt in die Prinz-Regent-Bai zu fahren, und nach Westen vorzudringen. Es wurde jedoch dem Ermessen der Schiffskapitäne anheim gestellt, sich nach Umständen, die sich etwa darbieten würden, zu richten. Sollten sie so glücklich

seyn, eine Einfahrt nach dem stillen Meere zu finden, so sollten sie trachten, an die Mündung des Kupferminenflusses vorzudringen, und sich daselbst mit Kapitän Franklin vereinigen. Könnten sie dieses bewerkstelligen, und sollten sie so glücklich seyn, an der Küste von Amerika ein schiffbares Fahrwasser zu entdecken, so sey ihr Zweck erreicht, und sie hätten nicht nöthig, sich mit Aufnahme der Küste und Untersuchungen von geringer Wichtigkeit aufzuhalten. Sollten jedoch die Schiffe durch das Eis aufgehalten werden, so sey es ihre Pflicht, so viel möglich die nahen Küsten und Inseln aufzunehmen, und die möglichste Fülle nützlicher Beobachtungen zu machen.

Zugleich mit dieser Expedition wurden auch noch andere ausgerüstet. Eine derselben unter Kapitän Lyon sollte zu Lande aus der Repulsebai über die Landenge nach Akkoolee, und dann längs der Küste nach dem Kupferminenflusse vorzudringen suchen. Indessen hatte Lyons Bemühen keinen Erfolg. Dieser erprobte Kapitän gerieth schon an der Küste von Labrador zwischen Eisberge, und erreichte nur mit Mühe, den tausendfachen Gefahren entgehend, die Insel Southampton. Sein Schiff, der Griper, verlor unter dem 66° der Breite, in den heftigsten Schneestürmen, seine Anker. Eines so wichtigen Hülfsmittels in so drohenden Gegenden beraubt, blieb Kapitän Lyon nichts übrig, als nach England zurück zu kehren. Merkwürdiges brachte diese Expedition, außer höchst wichtigen magnetischen Beobachtungen, nichts mit. Bei der Insel Savage schwankten die Kompasse, und die Nadeln widersprachen sich. In einer Strömung bei der Southampton-Insel blieben die Nadeln so stehen, wie man sie richtete; befanden sich also wahrscheinlich auf dem magnetischen Pole selbst.

Eine zweite Landexpedition wurde unter dem vielgeprüften Kapitän Franklin nach dem Norden Amerikas abgesandt. Er sollte am Makenzieflusse bis in das Eismeer, und hier an den Nordküsten Amerikas bis zum Eiskap vordringen. Hier sollte er sich mit dem unter Kapitän Beechey ausgesandten Schiffe Blossom vereinigen, und so nach England zurückkehren. Sollte

Kapitän Parry an der Mündung des Kupferminen- oder des Makenzieflusses erscheinen, und mit Franklin zusammentreffen, so sollte er die Landexpedition aufnehmen, und dem Kapitän Beechey an das Eiskap entgegenfahren. Man muß gestehen, daß dieses das großartigste Unternehmen war, welches jemals zu diesem Zwecke veranstaltet wurde. Vier Expeditionen, mit großen Kosten ausgestattet, gehen nach der Polarsee ab, um ihre Kanäle zu erforschen. Materielle Vortheile, welche dem großen Aufwande entsprechen könnten, waren durchaus nicht zu erwarten; denn selbst im glücklichsten Falle, wenn alle Expeditionen glückten, konnte doch nur ein geographischer Vortheil, niemals aber ein kommerzieller erwartet werden. Denn wenn auch ein so gelinder nordischer Sommer erschiene, daß sich in der ewigen Eisdecke, welche diese Gefilde sperrt, ein Kanal für ein europäisches Schiff öffnete, so dürfte dieser Fall doch kaum in mehren Jahrzehnden wiederkehren, und die Wissenschaft wäre es am Ende doch allein, welche die Früchte eines glücklichen Erfolges erntete. Um so mehr ist zu bedauern, daß man von diesen Expeditionen selbst die glücklichste als mißlungen betrachten muß, indem dadurch so große und edle Anstrengungen für einen der humansten Zwecke verloren gingen.

Erst am 19. Mai 1824 war die Ausrüstung Parry's so weit gediehen, daß er in die See stechen konnte. Dadurch verspätet, langte er erst am 26. August in der Prinz-Regent-Bai an. Die Fahrt war außerordentlich mühselig, und mehr als einmal waren die Schiffe in Gefahr, von den Eismassen zerquetscht zu werden. Man drang dennoch bis unter 73° 15′ in Port Bowen ein, überwinterte daselbst, konnte sich aber erst am 20. Juli 1825 aus dem Eise losmachen. So setzten die Schiffe unter tausendfachen Beschwerden ihren Lauf nach Süden bis 22° 30′ fort. Hier sahen sie zwar viel freies Wasser vor sich, aber unter dem beständigen Kampfe mit dem Eise wuchsen die Gefahren so an, daß die Fury, an das Land geworfen, scheiterte. Dieser Unfall erlaubte Parry nicht länger seinen Zweck zu verfolgen. Mit der ganzen Verantwortlichkeit für seine so starke

Mannschaft beladen, durfte er es nicht wagen, das zweite Schiff einem ähnlichen Unfalle auszusetzen, und mußte nach England zurück.

Glücklicher war Kapitän Franklin. Die Hudsonbai-Kompagnie, wohl einsehend, daß in einer Zeit, wo in England die Monopole von Tag zu Tage verhaßter werden, eine Widersetzlichkeit für die Fortdauer des Privilegiums gefährlich werden könnte, wagte es dießmal nicht, ihre gewohnte Tücke zu üben, sondern gehorchte den Befehlen der Regierung, den Reisenden allen Vorschub zu leisten. Dadurch gelang es Kapitän Franklin und seinem Begleiter Richardson, ohne Unfall das Nordmeer zu erreichen. Richardson untersuchte nach einer Seite, Franklin nach der andern. Die Küste zwischen Kap Turnagain und der Mündung des Makenzieflusses wurde ziemlich genau durchforscht und aufgenommen. An der Westküste drang man volle 10 Längengrade bis zur Beecheyspitze vor. Hier zwang die vorgerückte Jahreszeit, das angehäufte Eis und der sich zeigende Mangel an Lebensmitteln zur Rückkehr. Es wurde zwar eine Küstenstrecke von 40 Längengraden durchforscht, aber weder mit Parry noch mit Beechey eine Vereinigung möglich.

Beechey's Expedition mißglückte ebenfalls, und verwandelte sich in eine sogenannte Reise um die Welt. Als Ort der Vereinigung für Kapitän Franklin war die Chamissoinsel im Kotzebue-Sund bestimmt. Nachdem der stille Ocean durchsegelt war, gelangte Beechey glücklich nach dem Peter- und Pauls-Hafen in Kamtschatka, wo er das Schiff des kühnen Nordfahrers Baron Wrangel vorfand. Man fuhr nun längs der asischen Küste hin, wo der wackere Behring verunglückt war. Am 16. Juli dublirte die Blossom die Westspitze der St. Lorenzinsel, wo man mit den Eingebornen, welche den Eskimos ganz ähnlich sind, zusammentraf. Hierauf wandte man sich nach der amerikanischen Küste, und warf am 25. Juli an der Chamissoinsel Anker. Diese Insel war zum Vereinigungspunkte bestimmt. Da jedoch Franklin seinen Zweck nicht

erreichte, so konnte natürlich die Vereinigung nicht Statt finden. Am 30. Juli ging Beechey wieder in die See. Eine bedeckte Schaluppe fuhr nahe am Lande hin, um, falls Franklin ankommen sollte, denselben ja nicht zu verfehlen. So schiffte man bei weitem nördlicher als Kotzebue gekommen war, bis 71° 8′ Br. Man entdeckte unter 70° 30′ einen Kanal, der nach Osten führte, und Wainwright genannt wurde. Die Blossom ankerte einige Seemeilen nördlich vom Eiskap, kam aber an einigen Riffen in Gefahr, und mußte die Anker kappen. Die Schaluppe hatte die Küsten bis zum Eiskap mit der größten Genauigkeit aufgenommen, und kam 6° östlich vom Eiskap seeeinwärts. Hier zeigten sich ununterbrochene Ketten von Eismassen, und da man bei vorgerückter Jahreszeit in Gefahr gerieth, von den Eismassen eingeschlossen, und an der Rückkehr verhindert zu werden, so blieb nichts übrig, als umzukehren.

Das Problem der nördlichen Durchfahrt war also durch alle die gemachten Versuche doch nicht gelöst worden. Indessen gelangte man doch so weit, daß am Vorhandenseyn derselben durchaus nicht gezweifelt werden kann. Die Strecke Weges, welche die einzelnen erforschten Küstenstrecken des nördlichen Amerika von einander trennen, sind so unbedeutend, daß man gar wohl behaupten kann, es sey kein vernünftiger Grund gegen die Annahme vorhanden, daß Grönland eine Insel sey.

9. Schluß.

Das Mißlingen so vieler Unternehmungen ermüdete die Britten nicht, für Parry, dessen Talente, trotz mancherlei Anfeindungen, ihm den ersten Rang unter den Seefahrern unserer Zeit anweisen, eine neue Expedition auszurüsten. Das Schiff Hekla wurde auf eine bisher nie gesehene Art mit der skrupulösesten Sorgfalt ausgerüstet. Es sollte dießmal ganz allein, ohne Begleitungsschiff absegeln. 64 Mann Besatzung wurden zur Bemannung auserlesen; die geschicktesten und erfahrensten Officiere wurden beigefügt. Es führte auf 19 Monate Proviant; eine hinlängliche Menge Kohlen wurde eingeschifft. Für das

Wasser bediente man sich statt der Tonnen großer eiserner Behälter. Lebensmittel wurden nicht nur in hinreichender Menge, sondern auch in vorzüglicher Qualität eingeschifft. Es befanden sich darunter 2000 Pfd. Pemmikan. Zwieback wurde pulverisirt, um desto besser gepackt und vor Verderben geschützt werden zu können. Der Rum war von der besten Qualität. Das Schiff selbst war vorn und hinten stark mit Eisen beschlagen, und mit 3 Zoll dicken Korklagen gefüttert, um die Mannschaft vor Nässe und Kälte zu bewahren. Eiserne Cylinder führten die Wärme durch das ganze Schiff, 70 große Blendlichter beleuchteten das Schiff nach allen Gegenden, und waren so eingerichtet, daß sie herausgenommen und an ihre Stelle Ventilatoren zur Luftreinigung eingeschraubt werden konnten. Selbst die Dielen waren auf eine neue, sinnreiche Art gefügt.

Für die Bequemlichkeit der Mannschaft war auf die zärtlichste Weise gesorgt; Licht, frische Luft, Zierlichkeit und Gesundheit thaten sich überall als Hauptzweck kund. Die Kajüte selbst war auf die eleganteste und köstlichste Art ausgestattet; warme Kleidungsstücke von der vortrefflichsten Art, für jedes Glied des Körpers, waren besorgt. Mit einem Worte, es war nichts vergessen, was nur einiger Maßen das Unternehmen fördern konnte. Die Eisboote selbst waren so eingerichtet, daß sie sowohl als Boot, als auch zum Rennthierschlitten dienen konnten. Daß es weder an Instrumenten, noch sonst an etwas Nothwendigem fehlte, versteht sich von selbst. So ausgestattet, segelte Parry unter den Segens- und Glückwünschen seiner Landsleute am 25. März 1827 von Deptford ab.

Leider scheiterte auch dieser Versuch. Der Zweck desselben war, nach den Spitzbergen zu segeln, dort Anstalt zu treffen, um auf jedwede Art weiter nach Norden und bis zum Nordpole vorzudringen. Da seit Jahrhunderten zwischen den Spitzbergen und Grönland feststehendes Eis verkündet wurde, so wollte man das Schiff auf Spitzbergen lassen, und mit den Eisbooten so weit nordwärts vordringen, bis man sein Ziel erreicht hätte. Parry gelangte nun wohl bis 82°45′ nördl. Br.

Indessen fand man selbst unter dieser Breite nur Brucheis, welches in Massen verschiedener Größe herumtrieb, aber kein feststehendes Eis. Von den Eiskanots, wozu man noch in Lappland Rennthiere eingenommen hatte, konnte daher kein Gebrauch gemacht werden. Eine Eisscholle trieb über die andere herbei, und die Schwierigkeiten und Gefahren häuften sich mit jedem Augenblicke. Dennoch drang man so weit vor, als nur immer möglich war. Die Schlittenboote mußten von der Mannschaft gezogen werden; Officiere und Matrosen theilten diese höchst beschwerliche Arbeit unter sich. So kämpften sie sich 48 Tage lang von einer Eistafel zur andern fort, und erreichten am 12. August Kleintablerland. Mangel an Lebensmitteln, Krankheit der Mannschaft und allgemeine Entkräftung siegten endlich über männliche Beharrlichkeit. Man kehrte nach dem Schiffe um, von dem man 61 Tage lang abwesend gewesen war, und trat so die Rückreise nach Europa an. Am 29. September 1827 trafen zwei Officiere mit Berichterstattungen auf der Admiralität in London ein. Es waren Parry und Franklin; ersterer von den Spitzbergen, letzterer von den Nordküsten Amerikas kommend.

Seitdem hat Kapitän Parry keine weitere Reise nach dem Norden unternommen; dagegen trat der von diesem Seefahrer so gewaltig überstrahlte Kapitän Roß, unter dessen Kommando Parry die erste Nordreise gemacht hatte, auf den Schauplatz. Entschlossen, das Äußerste zu wagen, rüstete dieser Mann auf eigene Kosten zwei Schiffe, ein Dampfboot, Viktory, von 200 Tonnen, und den John, ein Transportschiff von 320 Tonnen, aus. Das Dampfschiff war so gebaut, daß der Druck der Eismassen dasselbe statt zu zertrümmern, emporheben mußte; auch konnte, im Falle die Maschinen versagten, dasselbe in ein Segelschiff verwandelt werden. Die Maschine war von hohem Drucke, und arbeitete ohne Röhre; auch konnte jede Art von Brennmaterialien dazu gebraucht werden. So hoffte Kapitän Roß glücklicher als Parry zu seyn, und lief muthig nach dem Norden aus. Er wollte durch die Baffinsbai und den Lan-

caster-Sund in die Prinz-Regent-Einfahrt, und sodann an die Küsten Amerikas vordringen. Längs denselben fortschiffend, hoffte er das Problem einer nordwestlichen Durchfahrt zu lösen.

Es war bereits das vierte Jahr vorüber, und keine Kunde kam von dem Verschollenen. Keine Spur war vorhanden, aus der man schließen könnte, was aus ihm geworden sey. Man glaubte die ganze Expedition verunglückt. Das Märtererthum dieses wackeren Mannes erregte das Mitleid des englischen Volks in einem so hohen Grade, daß mittelst Subskription in sehr kurzer Zeit eine hinreichende Summe zusammengebracht ward, um eine Expedition zur Aufsuchung des Kapitän Roß auszurüsten.

Dießmal soll auf eine sehr zweckmäßige Art die Reise zu Lande gemacht werden, und die Hudsonbai-Kompagnie hat sich erboten, die Reisenden sicher durch ihr ungeheures Ländergebiet zu geleiten, und mit Vorräthen aller Art auf das reichlichste zu versorgen. An der Spitze der Reisegesellschaft steht Kapitän Bak. Er reiste am 17 Februar 1833 von Liverpool ab, und gedachte in der Mitte April in Neu-York einzutreffen. Von da wollte er sich auf dem gewöhnlichen Wege an den Sklavensee begeben, der 2500 engl. Meilen von Montreal, der Hauptstadt Oberkanadas, entfernt ist. Von hier aus ist der Plan, sich nordostwärts zu wenden, um dem großen Fischflusse, welcher sich nach den Berichten der Eingebornen zwischen 68° und 69° n. Br. in das Meer ergießen muß, nachzugehen. Dieser Fluß wurde noch von keinem Europäer untersucht. An seiner Mündung will Kapitän Bak überwintern, und im Frühjahre 1834 das Gerippe des Schiffes Fury aufsuchen, welches seiner Berechnung nach nur 30 engl. Meilen von seinem Winterquartier entfernt seyn dürfte. Da Kapitän Roß Willens war, die gestrandete Fury aufzusuchen, um Lebensmittel und nützliche Vorräthe aus ihr zu nehmen, so hofft Kapitän Bak hier die Spuren des verschollenen Roß zu finden. Was er weiter unternehmen wird, das hängt ganz von den Umständen ab, und ist seinem Ermessen anheim gestellt.

Außer dieser Expedition zu Lande geht man noch damit um, eine zweite zur See zu veranstalten. Der Unternehmer ist Georg Clarke Roß, ein Bruder des Kapitäns, über dessen Loos man in Sorgen schwebt, und der Vater eines der Officiere, die ihn begleitet haben. Sein Plan ist folgender: Er will zwei Wallfischfänger ausrüsten, eine Brigg von 143, und eine Brigantine von 102 Tonnen; die Mannschaft soll nur aus 35 Köpfen bestehen, worunter einige von der alten Mannschaft der Fury. Das erste Fahrzeug wird ganz für den Wallfischfang ausgerüstet, das zweite wird nur mit Mundvorrath und Munition auf zwei Jahre befrachtet. Sie segeln geradezu und mit einander nach Lancaster-Sund und Regents-Inlet, wo es viele Wallfische gibt. Die Brigg setzt den Fischfang um Port Bowen herum fort, und Kapitän Roß untersucht allermittelst mit dem andern Fahrzeug die Küste gegenüber, und besucht das Gerippe der Fury, das nicht mehr als 50 Meilen von dem Punkte liegt, wo sich die beyden Schiffe trennen. Er nimmt aus der Fury so viele Vorräthe als möglich, um sich die Mittel zur Überwinterung in diesem Landstriche zu verschaffen, wenn die Umstände dieß räthlich machen. Die Brigg kehrt, wenn sie anders nicht vom Eise abgeschnitten wird, mit ihrer Ladung von Thran nach England zurück, und begibt sich im Frühjahre 1834 wieder an den alten Sammelplatz. Roß rechnet, um diese Zeit werde auch Kapitän Bak an Ort und Stelle seyn, und hält es für unwahrscheinlich, daß man dann nicht da oder dort etwas von Kapitän Roß und seiner Mannschaft sollte in Erfahrung gebracht haben. Er hält sich zu dieser Hoffnung deßhalb berechtigt, weil seine beiden Fahrzeuge gerade den Weg machen, den Kapitän Roß einschlagen wollte, und darum ohne Zweifel irgendwo die Flaggenstangen und andere Signale entdecken, welche Roß überall, wo er ans Land steigen würde, zu errichten, und dabei in einer metallenen Kapsel Nachricht über seine weitern Plane niederzulegen versprochen hatte. Überdieß weiß man, daß sich Kapitän Roß vor Allem an den Ort begeben wollte, wo die Fury Schiffbruch gelitten.

Roß hat bei seiner Expedition noch einen andern Plan, dessen Ausführung sehr interessante Aufschlüsse verspräche. Er hoffte nämlich auf seiner Fahrt zugleich das alte Grönland auffinden zu können. Es bestand bekanntlich in diesem Lande früher eine christliche Kolonie, die aber seit Jahrhunderten gänzlich verschollen ist. Man weiß, daß ein neunzehn Baien umfassender Küstenstrich bewohnt war, daß die Niederlassung aus 190 Höfen bestand, welche zwölf Kirchspiele mit einem Bisthume und zwei Klöstern bildeten. Warum die Verbindung zwischen dieser Kolonie und Norwegen gänzlich abgebrochen wurde, und seitdem nicht wieder angeknüpft werden konnte, ist unbekannt. Es wäre sehr interessant, wenn man sich endlich davon überzeugen könnte, ob diese dänische Kolonie gänzlich untergegangen ist, oder ob sie noch besteht, und wie sich im letztern Falle ihre Kultur-Verhältnisse gestaltet haben, nachdem sie über 300 Jahre in keiner Verbindung mehr mit dem Kontinent von Europa gestanden.

Kaum war jedoch diese doppelte Expedition aus Europa abgegangen, als am 19. Oktober 1833 der verlorne Kapitän Roß wohlbehalten auf der Admiralität in London eintraf. Vier Jahre lang war er in den nordischen Gewässern gewesen, und hatte zwei Winter in der von Kapitän Parry auf seiner vorigen Reise am Kap Parry zurückgelassenen Fury zugebracht. Dieses Schiff war 1825 in der Davisstraße gestrandet, und noch vollkommen mit Lebensmitteln und Vorräthen aller Art, die in der Eisregion unverdorben blieben, versehen. Roß hatte sein eigenes Schiff verloren; er rüstete daher die Boote der Fury aus, um Wallfischfänger aufzusuchen. Dieses gelang ihm vollkommen, da er den Wallfischfänger Isabella traf, und von diesem aufgenommen wurde. Vier Jahre war dieser beharrliche Schiffer abwesend gewesen, und hatte während dieser langen Abwesenheit nur drei Mann seiner Equipage eingebüßt, was nicht einmal die gewöhnliche Sterblichkeit beträgt.

Neue Entdeckungen wurden auf dieser langen Fahrt, da sie in sehr kalte Sommer traf, nicht gemacht, und eben so wenig die nordwestliche Durchfahrt gefunden. Der größte Gewinn be-

steht daher in einer Fülle interessanter Aufschlüsse über die Naturbeschaffenheit der Polarzonen.

So weit gehen die Nachrichten von den Unternehmungen der Europäer zur Erforschung der Westwelt. In keinem Erdtheile, Europa allein ausgenommen, haben die Bemühungen der Menschen in Bezug auf geographische Entdeckungen einen so glänzenden Erfolg gehabt, als in Amerika. Zwar sind sowohl im nördlichen als südlichen Kontinente noch ungeheure Strecken vorhanden, die ihre Aufklärung und gänzliche Erforschung von der Zukunft erwarten. Im Ganzen genommen ist aber Amerika enthüllt, und die wenigen Lücken wird die fortschreitende Kultur dieser werdenden Welt allmählich ergänzen.

Überblicken wir aber dasjenige, was hier die Menschheit in dem kurzen Zeitraume dreier Jahrhunderte entdeckt, verwandelt, gewirkt und erschaffen hat, so ergreifen uns mächtige Ahnungen einer inhaltschweren Zukunft. Das ganze Menschenleben wurde durch die kühne Schifffahrt des Columbus umgestaltet. Sein Geist waltet noch über seiner Entdeckung, welche bestimmt zu seyn scheint, der Schauplatz der Mündigkeit für das Menschengeschlecht zu werden.



